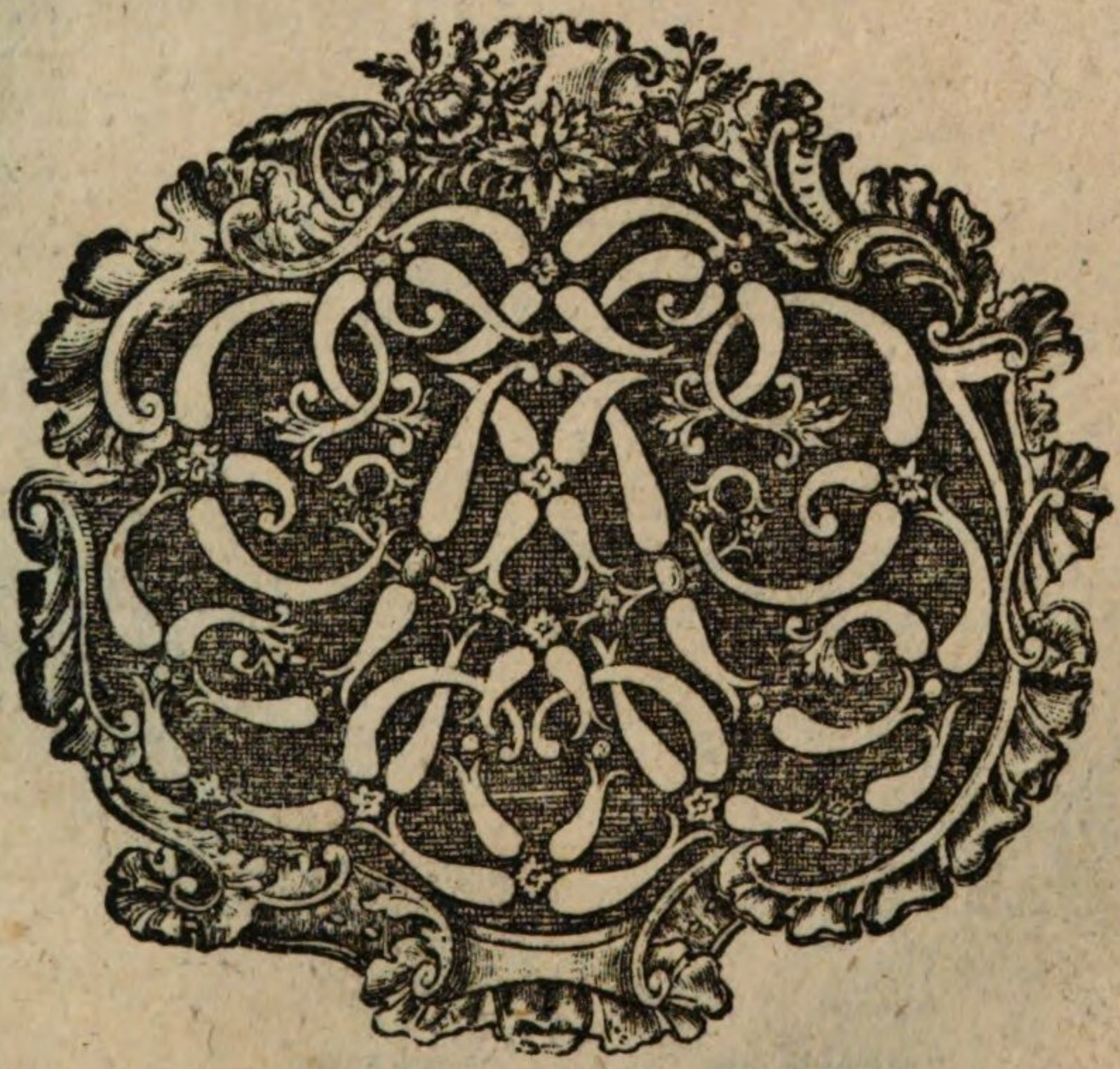
Biographie
der
Deutschen.

Von

Gottl. Benedict Schirach.

Zweyter Theil.



HALLE,
bey Johann Justinus Gebauer 1771.

G·C·

Des

regierenden Herzogs

von Braunschweig und Lüneburg

Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst geweiht.

Vorrede.

Man hat den ersten Theil der Biographie der Deutschen mit so viel Güte aufgenommen, daß mein Eifer für die Fortsetzung dieser Arbeit dadurch neue Ermunterung erhalten hat. Einem Schriftsteller, der sich der Geschichte seiner Nation widmet, und das Leben ihrer berühmten Vorfahren dem Andenken des Patriotismus empfehlen will, kan die Aufnahme seiner Unternehmung weit weniger, als irgend einem andern, gleichgültig seyn. Die Liebe seiner eignen Nation drengt sich in den Wunsch ein, Beyfall zu erhalten; und er fühlt bey seiner Arbeit, daß er die Ehre hat, ein Deutscher zu seyn.

Der Ruhm der Schriftstellerey hat für mich, bey gegenwärtigem Buche, sehr wenig Reitz; denn ich halte mich zu schwach, darauf Anspruch machen zu können, und bin zufrieden, wenn meine Landsleute, ohne über mich unzufrieden zu

seyn, dadurch die nähere Bekantschaft mit den Thaten und Gesinnungen grosser Deutschen annehmen.

Meine Absicht war es, in dieser Vorrede, einige, schon aufgezeichnete, Gedanken über die historische Schreibart, im genauesten Sinne, vorzutragen; allein die Aufmerksamkeit, welche ich zuerst den Urtheilen über mich selbst schuldig bin, führt mich von diesen entlegnern Gegenden zu nähern Vorwürfen.

Da ich bey diesem unternommenen Werke eine doppelte Absicht habe, und diese nicht beym ersten Theile angab, so habe ich mir selbst die Ursache desjenigen Tadels zuzuschreiben, welchen man in Absicht verschiedner Stellen gemacht hat. Ich hatte mir vorgenommen, die Lebensbeschreibungen meiner Helden so einzurichten, daß ich dem Leser immer zugleich ein Bild derjenigen Zeitperiode gäbe, in welchem dieser Held lebte. Theils schien mir dadurch die Stellung des Helden, und sein dabey gezeigter Charakter mehr aufgeklärt zu werden; theils aber glaubte ich auch da, wo ich zur erstern Absicht zu viel sagte, bey einer nicht unangenehmen Ausschweifung nicht zu mißfallen. Der gröste Theil der Leser sollte dadurch einige Züge der vorigen Zeiten des Vaterlandes näher kennen lernen, und, indem er seine Blicke von dem Hauptgegenstande etwas abwendete, eine andre abwechselnde Unterhaltung finden, und die Sitten, die Denkungsart, die Begebenheiten desjenigen Menschengeschlechts, unter welchem

chem ein einziger hervorglänzt, gewahr werden. Ich weiß sehr wohl, daß dieses nicht nach dem critischen Maasstabe einer Biographie seinen Stoff abmessen hieß: allein, wie? wenn man Grund hätte, davon abzugehn?

Wenn man Biographien von mir, entweder nach einem Ideal, oder nach dem Plutarch, oder dem Nepos, oder dem Tacitus, oder nach einem andern verlangt, so muß ich mir die Erlaubniß ausbitten, nicht nachahmen zu dürfen. Ich würde mich selbst tadeln, wenn ich den Plutarch zu meinem Muster annähme. Sein kunstreiches Gewebe, sein witziger, idiotistischer Stil, die besondre Form seiner Erzehlung, würde, aufs wenigste, ein Zwang seyn, bey dem, auch ein aufmerksamer Geist, ins Gekünstelte und Gezwungne zu fallen, Gefahr liefe. Bey der deutschen Geschichte, und ihrer verwickelten Begebenheiten widerstreitet so gar der Endzweck der Fruchtbarkeit, und der philosophischen Genauigkeit einer Plutarchischen Nachahmung. Ich entsage dem Ruhme einer solchen Nachahmung völlig.

Darf ich es hier, ohne Vorwürfe zu erwarten, gestehen, daß ich überhaupt nicht gern irgend einen einzigen von meinen Vorgängern in der Geschichte, allein mir zum Muster vorgesetzt habe? Am allerwenigsten würde es mir einfallen, den schwerfälligen Stil, und die Manier Abbts nachzuahmen. Die historischen Schriften dieses Gelehrten haben meinen Beyfall nie so weit erlangt, daß ich wünschte, so wie er, zu schreiben.

Wenn man irgendwo einige ihm ähnliche Stellen findet, so gestehe ich, selbst nicht recht zu wissen, wie ich dazu gekommen bin, und höre den Tadel mit desto mehr Aufmerksamkeit an. Wenn meine Kräfte nicht zu schwach wären, ein hohes Ziel zu erreichen, so wünschte ich am liebsten, die Voltarische Schreibart, mit der Humischen und Robertsonischen Gründlichkeit vereinigen zu können. Ein Wunsch ist erlaubt; aber ich bitte zugleich, meine Arbeit nicht nach diesem Endzwecke zu beurtheilen, und meine Offenherzigkeit nicht zum Grunde des gerechtesten, und dabey schärfsten Tadels zu machen. Möchte man doch bey einer Beurtheilung von mir nie an dieses aufrichtige Geständniß gedenken, und mich dadurch beschämen.

Ein besondrer Grund hält mich ohnedieß von einer genauen Erfüllung dieses Wunsches ab. Ich halte es für ein besonderes Verdienst einer Biographie und Geschichte, wenn sie nicht bloß für die Ergötzung der Einbildungskraft und des Verstandes, sondern auch für die Erwärmung des Herzens zur Tugend und edlen Empfindungen sorgt. Ueber die Einwendung gegen allzu gemeine Gedanken, und die Foderung einer beständigen Neuheit habe ich mich schon in der Vorrede des ersten Theils dieser Biographie erklärt. Allein dieser Trieb, die moralischen Empfindungen der Leser zu nähren, kan, bey einer offnen Lebhaftigkeit verführerisch werden. Es können zu häufige Sentenzen, zu öftere Maximen

und Betrachtungen, wenn sie auch gleich kurz sind, vorkommen. Man kan, um den Gedanken eine neue Wendung zu geben, oft dem feinern Geschmacke anstößig werden. So bald der Schriftsteller, den keine Eigenliebe blendet, solche Fehler von critischen Freunden angemerkt findet, wird er sie zu vermeiden suchen, und sich dafür verbunden achten. Von seinem Plane aber wird es ihm zu schwer fallen, sich zu trennen.

Ich muß wegen verschiedner Stellen in diesem Theile erinnern, daß ich die Critiken zu spät gelesen habe, welche man mir über den ersten Theil machte, um ihnen in diesem hier folgen zu können. Die letzte der hier ausgearbeiteten Lebensbeschreibungen wird man von den beyden erstern schon etwas abändernd finden, und ich bekenne, daß viel davon dem Einflusse der Critik zuzuschreiben ist.

Wie glücklich wollt' ich mich schätzen, wenn ich, in Absicht des Einflusses der Geschichte aufs Herz, meinen Arbeiten einigen Eindruck geben, und unter der Hülle der Ergötzung einige Wahrheiten sagen könte, die man sonst nicht gern hört, oder schon bis zum Verdruß gehört zu haben glaubt. Misfalle ich auch da dem kaltblütigen Kunstrichter, wo ich nur ein sanftes Herz rühre, oder eine schöne Gesinnung aus dem Schlummer erwecke, so sehe ich ohne Mißvergnügen ein, daß meine moralische Entzückung nicht so regelmäßig, als seine Kunst, ist. Ich billige ihn, ohne mich zu verdammen, und will lieber empfindlich,

mit Schwachheit, als fehlerfrey, ohne Wärme, seyn.

Meine Sorgfalt hat sich bey diesem Theile, besonders bey der letzten Hälfte desselben, in Absicht der eingestreuten Maximen und Gedanken, verdoppelt. Weder die Menge derselben wird der im vorigen Theile, noch die Stellung, gleichen. Vorzüglich suchte ich oft, mit einem Worte entweder einen Wink zu geben, oder, was ich umständlich dachte, in die Erzehlung selbst einzuweben. Die gütige Ermunterung eines scharfsichtigen Kunstrichters beeiferte mich dazu.

Einwendungen gegen einzelne Stellen, auch wenn sie Kleinigkeiten zu betreffen scheinen, werden meiner Aufmerksamkeit eben so, wie immer, angenehm seyn. Wie ergötzend ist es, sich von andern zu unbemerkten Vollkommenheiten geführt zu sehn!

Wenn man meinen Stil oft zu rednerisch, oder wohl gar dichterisch findet, so ist mir die Billigkeit dieser Kenner Bürge, daß man den Vorwurf nicht dem ganzem Colorite des Stils macht. In verschiednen Augenblicken einer, von einer Begebenheit erhitzten, Einbildungskraft geschieht der Uebergang vom muntern zum feurigen, vom blühenden zum poetischen so schnell, so leicht, wie die plötzlichste Ueberraschung. Mich dünkt, eine der grösten Gaben eines guten Geschichtschreibers ist, mit einer gespanten Einbildungskraft den Zeiten, Personen und Umständen, beständig gegenwärtig zu

seyn.

seyn. Daher aber wird man leicht in eine Art von Enthusiasmus hingerissen, wenn ein Gegenstand mächtig rührt, oder im hellsten Lichte glänzt, und es ist bekant, daß der uneingeschränkte Enthusiasmus das Gift der Geschichte genent werden könne. Entsteht daher aber keine Abänderung der Factorum selbst, und wird nichts verringert oder vergrössert, als die Empfindung bey den Factis, so ist der Enthusiasmus doch wenigstens kein so hohes Verbrechen gegen die Göttin der Geschichte, wie man sich wohl einbilden könte. Dennoch würde ich mit mir sehr übel zufrieden seyn, wenn ich mir darüber Vorwürfe machen müste.

Ein Kunstrichter, der den ersten Theil der Biographie mit einer, in unsern Tagen ganz auserordentlichen Genauigkeit beurtheilt, und mit den scharfsichtigsten Blicken, denen nichts entgeht, in die Bestandtheile und den Umriß meiner Arbeit eingedrungen ist, nöthigt mir hier eine Erklärung ab. Wenn ich behaupte, daß man die Tugenden immer ins Licht, und die Laster mehr in Schatten zu setzen suchen soll, so schliesse ich dadurch lasterhafte Charaktere, die allerdings sehr lehrreich werden können, keinesweges von der Geschichte aus. Ich glaube ebenfals, daß auch ein häßliches Gemälde des Menschen viel Wirkung haben, und viel Nutzen zuwege bringen kan. Mein Sinn war nur dieser, daß bey einem guten Charakter, der zuweilen von Leidenschaften hingerissen wird, und Fehler, auch

wohl

wohl Laster, in Uebereilung begeht, die er hernach selbst mißbilligt und verabscheut, deren Andenken er durch schöne Handlungen auszulöschen trachtet, daß bey einem solchen Charakter die Fehler zwar nicht verdunkelt, aber doch mit schwächern Farben geschildert werden müssen, als die Menge der entgegen gesetzten moralischen Schönheiten. Und so, glaube ich, werden wir wohl beyde einig seyn.

Den Plan der chronologischen Ordnung bey meinen Lebensbeschreibungen zu verlassen, kan ich mich nicht entschliessen. Wenn ich mit mühsamer Kunst die Thaten und Begebenheiten meiner Helden unter gewisse Kapitel bringen, und, wie z. B. Nepos beym Epaminondas, zuerst von der Geburt, dann von ihren Wissenschaften und Unterrichte, dann von ihrem Genie und Charakter, hierauf von andern Denkwürdigkeiten, zuletzt von den Thaten derselben handeln wollte, so würde theils diese Eintheilung bey manchem Held nicht möglich seyn, theils die reichste Fruchtbarkeit meiner Absicht verschwinden. Ohne der Form, die einer Leichenpredigt ähnlich wäre, zu gedenken, würde man den Mann, den man genau will kennen lernen, am mindesten auf diese Art kennen lernen. Kein Mensch ist in der Jugend derjenige, der er in reifern Jahren ist. Selbst der Charakter bildet sich erst vollkommen durch die Umstände und befestigte Grundsätze. Die Leidenschaften, die Neigungen ändern mit den Jahren ab. Wie verschieden ist

Phi-

Philipp der Landgraf von Hessen als schmalkaldisches zweytes Oberhaupt, und als ein ruhiger, aus Carls Gefangenschaft endlich befreyter Fürst. — Fast jederman steigt durch die Stuffen der Jahre erst zu seiner Ausbildung. Man kan also eine Lebensbeschreibung nicht zum pragmatischen Nutzen erheben, wenn die Zeitfolge nicht leitet. Aus diesem Grunde wird die Chronologie, auch bey der Erzehlung von dem Leben einzelner Personen, die Seele der Geschichte.

Wenn ich die Wahl haben darf, ob ich lieber zu viel oder zu wenig von meinen denkwürdigen Personen erzehlt zu haben scheinen soll, so wähle ich jederzeit das erstere, wenn nur der gute Geschmack dabey nicht beleidigt wird. Bey einzelnen Lebensbeschreibungen scheint mir eine genaue Erzehlung auch kleiner Privatkriege und Fehden nicht fehlerhaft zu seyn, wenn die Person des Helden dadurch die einzelnen Zahlen zu der Summe ihres Ruhms häuft. Oft ist die persönliche Tapferkeit bey Kleinigkeiten merkwürdiger, als bey grossen Schlachten, wo die Menge streitet. Auser dem liebt die Neugierde bey einem Held, oder andern denkwürdigen Person nichts so eifrig, als die Thätigkeit derselben. Kan man dadurch Unterhaltung geben, so dürften vielleicht auch unerhebliche Dinge für das Ganze, alsdenn nicht unbedeutende Kleinigkeiten seyn, und wenigstens Entschuldigung suchen können.

Ich schmeichle mir, daß ich eine solche Entschuldigung auch für die Kleinigkeiten suchen darf,

wo-

womit ich in dieser Vorrede die Leser unterhalten habe. Zu den Kunstrichtern habe ich dieses Zutrauen vorzüglich, denn sie sind es gewohnt, und wissen sehr wohl, daß die menschliche Natur allemal schwatzhaft wird, wenn sie von sich selbst redt. —

Man wird in diesem Theile drey sehr verschiedne Charaktere finden, und ich schöpfe aus eben dieser Verschiedenheit angenehme Hofnungen. **Theophania** hat bisher in der Geschichte nicht denjenigen Nahmen erlangt, auf welchen ihr Verdienst Anspruch machte. Die meisten Reichshistorien gedenken dieser Prinzeßin, nur, wie im Vorbeygehn. Diejenigen Begebenheiten, welche Theophania, nach dem Tode ihres Gemahls, in Deutschland und Italien, erschuf, werden gemeiniglich **Otto dem dritten** beygelegt, ob er gleich noch Mündling war. Den Charakter und das Denkwürdige dieser patriotischen Kaiserin und staatsklugen Dame, habe ich nirgends mit dem Pinsel der Wahrheit genau gemahlt angetroffen. Wenn ich nicht irre, so reitzt Theophania die Aufmerksamkeit. Dem Einflusse ihres Geschmacks verdankte ihr Jahrhundert in Deutschland seine erste Bildung. Sie war zu witzig, um allgemein zu gefallen, und zu scharfsichtig, um den Witz zu weit zu treiben. Sie hatte nicht Ernsthaftigkeit genug für Deutsche, und die Deutschen hatten nicht Munterkeit genug für sie. Dennoch besaß sie Klugheit genug, ein Volk zu regieren, deren Sitten ihr eine neue Welt zeigten. Wichtige

Tha=

Thaten gaben ihrem Zeitalter Merkwürdigkeit, und seine Klugheit erschuffen ihrem Leben Ehre. Kaum ist ein Dichter fähig, in einem Schauspiele die Schattirungen abstechender Charaktere so gut zu zeichnen, als ihr Contrast zwischen dieser Prinzeßin und der Kaiserin Adelheid, ihrer Schwiegermutter, in ihrem beyderseitigen Leben sich auszeichnet. Theophania war aus Grundsätzen, Adelheid aus Einfalt, from. Beyde liebten die Religion; diese aber mit Thorheit, jene mit Kenntniß. Beyde wollten herrschen, und beyde aus Eitelkeit; bey Theophanien aber kleidete sich die Leidenschaft mit Geschmack, bey Adelheid mit Heucheley. Das Jahrhundert war finster: dennoch siegte der Geschmack. —

Ernst, Strengigkeit der Denkungsart, und Heldenmuth machen die Grundlage zu dem Charakter **Heinrichs des Löwen** aus. Die Ebbe und Fluth seiner Schicksale vermehrte den Werth seines Ruhms. Er besiegte Schaaren von Feinden, und erkämpfte sich königlichen Glanz. Das Glück wurde ihm untreu und verband sich mit dem Neide wider ihn. Sein Freund der Kaiser, und halb Deutschland zog gegen ihn zu Felde. Er schlug die Feinde, bis die umringende überwiegende Macht ihn ermattete, und die Untreue der Vasallen ihn verrieth. Diejenigen, denen er wohl gethan hatte, verliessen ihn; und Er allein rang mit der Menge der Feinde, so lange er Kräfte hatte. Bey diesem Fürsten ist es nothwendiger, als bey irgend einem andern Held, den man

mit

mit Einsicht bewundern lernen will, sich völlig in sein Zeitalter zu versetzen, und mit dem Geiste unter den Menschen dieser Zeit zu wandeln. Im achtzehnten Jahrhunderte wären die Begebenheiten und Schicksale Heinrichs des Löwen nicht dieselbigen, welche diesen ruhmvollen Held trafen. Das Genie seiner Zeiten konte mit leichterer Mühe Revolutionen erschaffen.

Die Sorgfalt, welche ich auf das Leben dieses Fürsten verwendet habe, wurde durch die grosse Anzahl der Schriften, die dahin gehörten, wirksam unterstützt. Durch die Gütigkeit des Herrn Hofrath Häberlin erhielt ich aus dieses Gelehrten zahlreichen Bibliothek allen denjenigen Vorrath, den ich zur Genauigkeit meiner Arbeit bedurfte, und ich halte mich mit Empfindlichkeit dafür verbunden.

Moriz, der berühmte Churfürst von Sachsen, zieht in den neuern Zeiten das Interesse unsrer Nation vorzüglich auf sich. Ich habe die schmeichelhafte Hofnung, daß sein thätiges Leben, sein mächtiges Genie, und seine Verdienste um unsre Religion und Vaterland, die fruchtbarste Unterhaltung geben werden. Man könte sein Leben die **Schule der Politic** nennen; aber ich zweifle, ob ich in der Zeichnung derselben glücklich genug gewesen bin. — Mit dieser Furchtsamkeit des Zweifelns läßt sich die Vorrede am besten schliessen.

Leben

Leben der Kaiserin Theophania.

Statt eines Eingangs zu den Schilderungen merkwürdiger Fürsten in Deutschland wird hier das Leben einer Prinzeßin stehn, welche im Orient gebohren, in Deutschland groß, und durch glänzende Eigenschaften über ihr Geschlecht erhaben wurde. Alle Denkwürdigkeiten ihres Lebens fliessen aus der Stellung her, welche sie als Deutsche hatte, durch welche sie die erste der deutschen Frauen am Ende des zehnten Jahrhunderts wurde. Die Geschichte hätte Theophanien denen Myriaden von Menschen gleich geachtet, um welche sie sich nicht bekümmern kan, wenn diese Prinzeßin nicht mit Verdienst eine deutsche Kai-

serin gewesen wäre. Ist dieß Grund genug, daß sie einen Platz in der Biographie der Deutschen erhält? Die Ansprüche dieser Frage soll die Erzehlung ihres Lebens rechtfertigen.

Eines grossen deutschen Kaisers durch alle Feyerlichkeiten erklärte Tochter, vom Pabste zur deutschen Monarchie gecrönt; eines deutschen Kaisers Gemahlin und eines andern Mutter, selbst eine Vertheidigerin der deutschen Rechte und ihrer Hoheit, und Regentin von unserm Vaterlande — kan Theophania mehr deutsche seyn? Man setze hinzu, daß Frauenzimmer am wenigsten ihr Vaterland nach demjenigen Orte bestimmen können, wo sie zuerst die Welt ansahen.

Constantinopel, diese zum Trotz von Rom, und zum Wohnsitz künftiger Beherrscher der Welt erbaute Stadt, ward besonders im zehnten Jahrhunderte ein Schauplatz aller derjenigen Grausamkeiten und unmenschlicher Laster, welche Thronen erschüttern und umstossen. Nach dem Tode des weisen Leo regierte Ueppigkeit, Wuth, Meuterey, den Orient. Diese Regierung dauerte fort, obgleich in verschiednen abgeänderten Personen. Das Laster rufte seine Lieblinge auf den Thron, und behielt sie auch alsdenn in seinem Joche: bald ward es seiner Lieblinge überdrüßig, und setzte immer, in rascher Veränderung, wieder neue Diener von sich an die Stelle der vorigen. Die Sünde hat den Charakter ihrer jüngern Töchter, der Coquetten: sie schmeichelt ihren Günstlingen, und, schon im Genusse, haßt sie sie schon. So bestiegen itzo verschiedne Ungerechte den Thron des Orients, herrschten mit Wuth, und starben mit Schimpf.

Man

Man begreift leicht, daß die Grenzen des Reichs nicht beschützt werden können, wenn Unruhe selbst den Pallast verwirrt. Die Saracenen und Bulgarn fielen, nach Gefallen, von dieser und jener Seite die kaiserlichen Provinzen an. Simeon, der Fürst der Bulgarn, schwärmte bis an die Thore Constantinopels, und nahm sich so gar einmal die Belagerung dieser Hauptstadt vor.

Selbst die väterliche Güte gab nicht für Nachstellungen des Sohnes Sicherheit. Constantin der achte, nachdem er sich der Usurpators seiner Crone entlediget hatte, nahm seinen Sohn Romanus zum Reichsgehülfen an. Dennoch wollte der Sohn den Vater vergiften. Er gewann einen von den Bedienten seines Vaters, den Nicetas. Dieser schenkte dem Kaiser Gift ein, statt eines Tranks, welchen die Aerzte verordnet hatten. Zum Glück stolpert der Kaiser, als er eben den Giftbecher ergriffen hat, und der gröste Theil des Trankes wird verschüttet. Das Gift äuserte also seine Wirkung nicht genug, ob gleich der Kaiser eine gefährliche Krankheit davon bekam. Constantin starb im Jahr 960. Sein Sohn Romanus erhielt durch diesen Tod die Ehre, allein zu regieren, welche ihm Gift hatte verschaffen sollen. Dieses Romanus Tochter war die Prinzeßin, deren Leben wir beschreiben wollen.

Die kayserliche Mutter unsrer Theophania hatte einerley Nahmen mit ihr. Aber nicht einerley Charakter. Der Antrieb dieser Mutter war es vorzüglich, welcher ihren Vater bewegte, seinen eignen Vater aus dem Wege zu räumen. So wohl das Beyspiel der

Mutter unsrer Prinzeßin, als des Vaters, wären fähig gewesen Theophaniens Seele ganz zu verderben, und eine unsittliche Prinzeßin zu bilden. Die Vorsicht bewahrte eine künftige Kaiserin von Deutschland für den Eindrücken der bösartigsten Beyspiele. Sie lernte — wie schwer war es! — unter Lastern tugendhaft werden.

Der Vater der Theophania, der Kaiser Romanus, übergab sich allen Ausschweifungen. Die Geschichte nent ihn einen üppigen, unkeuschen, unsittlichen. Keine Sorge für die Wohlfarth seines Reichs störte den Wollüstigen. Bey solchem Prinzen ist es nothwendig, daß andre regieren, indeß der Monarch im Schooße der Weichlichkeit schläft. Gemeiniglich dringt sich alsdenn ein einziger Bedienter den andern vor, und herrscht mit Uebermuth. Eine Beobachtung, die jedes Zeitalter bestätigt! Die Gunst des Romanus erhielt ein gewisser Joseph, der Oberkammerherr war; und dieser Joseph regierte an statt des Kaisers mit einer unumschränkten Macht und Härte. Die Ehrsucht und der Neid dieses Mannes begegnete denen Feldherrn des Kaisers, welche gegen die Saracenen sehr glücklich waren, spröde und ungerecht. Nicephorus, ein tapfrer General, schlug die Feinde doppelt, in Creta, und nachher in Syrien. Ehe aber noch die Nachricht von dem letztern Siege nach Constantinopel kam, rissen die entkräftenden Ausschweifungen und Unmäßigkeiten den Kaiser Romanus im Jahr 963 hinweg. Er hatte nur vier und zwanzig Jahr gelebt; schon zu lange für die Laster, obgleich zu kurz für seine Besserung, und für das Wohl seiner Familie.

Beson-

Besonders zu kurz für seine Tochter Theophania, welche nun bald einen neuen fremden Kaiser, Vater und Regierung sahe, eine Regierung, deren politische Absichten sie ihrem schönsten, angebotnem Glücke entzogen.

Die Mutter der Theophania wird von einigen Scribenten als die Ursache von dem Tode ihres Gemahls des Kaisers Romanus angegeben. Sie soll, heißt es, ihn mit Gift getödtet haben. Lasset uns so etwas schreckliches nicht glauben, ohne durch Beweise dazu genöthigt zu werden, welche dennoch hier fehlen.

Theophania nebst zwey Brüdern, Basilius und Constantinus, die ebenfals noch sehr jung waren, stand unter der Vormundschaft ihrer Mutter. Diese übernahm auch die Reichsverwaltung. Joseph, dessen wir kurz vorher erwehnten, behielt seine grosse Gewalt bey Hofe, ob gleich die verwittwete Kaiserin ihre Gunst und Liebe einem andern schenkte, und, wenn man es glauben will, schon lange vorher einen mehr als bloß vertraulichen Umgang mit dem siegreichen und dabey gefälligen General der Armeen, Nicephorus Callinicus, unterhielt. Nicephorus Callinicus hatte in Creta und Syrien Eroberungen und Lorbeern erfochten, und war dabey so gesprächig, so angenehm, so gefällig, daß er sich Achtung und Liebe bey jedermann dadurch erwarb. Die verwittwete Kaiserin ließ ihn, nach dem Tode ihres Gemahls, nach Constantinopel kommen. Vielleicht gab ihr eine Ahndung ein, daß sie in diesem so artigen Feldherrn den besten Tröster für ihren verstorbnen Gemahl finden würde: der Ausgang war wenigstens so. Ihre Bekantschaft und Umgang mit dem artigen Sie-

ger soll ohnehin schon lange sehr genau gewesen seyn; und nicht unschuldig, wie die Geschichte erzehlt.

Nicephorus war zu sehr Weltmann, um nicht die Eifersucht der Hofleute, besonders des Josephs gewahr zu werden. Er gab daher vor, daß er einen Ueberdruß an aller weltlichen Hoheit habe. Bey einer geheimen Unterredung mit dem Staatsminister Joseph, zeigte er demselben ein Haartuch, wovon er vorgab, daß er solches beständig auf der blossen Haut trage. Hierdurch, welches einen Heiligen und Mönch verrieth, wurde die Leichtgläubigkeit Josephs, der mit aller Politic dem Nicephorus nicht gleich kam, zur Verehrung und Vertrauen bewogen.

Nicephorus begibt sich wieder zur Armee. Sein grosses Ansehn bey dem Heere erweckt aufs neue die Ehrsucht und den Neid Josephs. Er befiehlt den Nicephorus aus dem Wege zu schaffen, in einem vertrauten Schreiben an zwey der vornehmsten Generale. Diese zeigen den Brief den Nicephorus selbst, und rathen ihn, sich zum Kaiser von der Armee ausrufen zu lassen, um sein Leben und seine Ehre zu retten. Nicephorus will nicht. Denn er kante die erste Regel der Staatskunst, die höchsten Würden nicht anders, als gezwungen anzunehmen. Tzimisches und Curcuas, (so hiessen die beyden Generale) dringen erst mit Bitten in ihm; und da diese nichts helfen wollen, bedienen sie sich der Beredsamkeit der Degen. Sie drohen ihm mit gezückten Schwerdten, wenn er nicht Kaiser werden will. Nicephorus läßt sich nun zum Kaiser von der Armee, welche er sich ganz eigen und treu zu machen gewußt hatte, ausrufen. Diese Revolution erfolgte am zweyten Julius

lius 963; vier Monathe nach dem Tode des Kaiser Romanus.

Der neuerwählte Kaiser begab sich nach Constantinopel, um von dem Throne Besitz zu nehmen. Man empfieng ihn mit dem feyerlichsten Frolocken. Der vornehmste Adel war ihm nach Chrysopolis entgegen gegangen, und in der Hauptstadt selbst hatte man bey der ersten Nachricht von seiner Erhebung sich nicht zu mäßigen gewußt. Man verkante den Ehrgeiz des schlauen Nicephorus so sehr, daß das Gerücht ausbreitete: er habe den Thron bloß aus Liebe zur verwittweten Kaiserin, angenommen. Dennoch vermählte er sich mit derselben, erst im zweyten Jahr seiner Regierung, weil es vermuthlich die Politic so wollte.

Durch diese Vermählung bekam unsre Prinzeßin, Theophania, einen zweyten Vater in einem neuen Kaiser. Nicephorus, so bald er seinen Thron bevestiget hatte, entwarf sich die weitaussehendsten Absichten, um die schon ganz gesunkene, von Barbaren angegrifne, an vielen Orten gestürzte Hoheit des orientalischen Kaiserthums, zu einem höhern Glanze zu bringen, und, so weit es möglich wäre, ihrem ersten Nachdrucke und Umfange zu nähern. Diese wirklich erhabene, kaiserliche Denkungsart hinderte die Theophania an einem hohem Glücke.

Ein Jahr vor der Thronbesteigung des Nicephorus hatte der König der Deutschen, Otto, sich zum Kaiser des Occidents krönen lassen. Die orientalischen Kaiser hatten noch Besitzungen in Italien, und ob sie gleich über zwey Jahrhunderte her, an die Wiederherstellung ihrer Rechte im Occident nicht hatten denken

können, und diese Rechte auch wirklich, grösstentheils, schon an Carln den Grossen abgetreten waren; so blieb doch noch immer der Blick des orientalischen Hofes, wenn ihn Hoheit beseelte, nach dem Occidente gekehrt. Die nahen Feinde im Oriente hatten ihn nur immer wieder zurückgewendet. Itzo dachte der ehrgeizige Nicephorus, da seine Waffen allenthalben glücklich waren, mehr, als jemals, nach neuen Vortheilen im Occidente. Nothwendig muste er den neuen Kaiser Otto mit scheelsüchtigen Augen betrachten, und ihn fürchten.

Otto hingegen trachtete mit allen Mitteln der Staatskunst und der Waffen zugleich nach Bevestigung und Vermehrung seiner neuen kaiserlichen Macht und Hoheit. Er hatte sich den grösten Theil von Italien schon unterwürfig gemacht; und seine Absichten gingen auch nun auf die Provinzen Apulien und Calabrien, welche den orientalischen Kaisern gehörten. Um sich diese Absichten zu erleichtern, bediente er sich der Hülfe der Herzoge von Benevent, Capua und Spoleto, welche sich in seinem Schutz begeben hatten, da sie vorher die Oberherrschaft des griechischen Kaisers zu Constantinopel erkant hatten. Nicephorus empfand dieses mit Unwillen, und seine Eifersucht auf die Macht des Otto fing neues Feuer. Er ließ deßwegen eine Gesandschaft an den Otto abgehen, um ihm Vorstellungen zu thun. Otto empfing diese Constantinopolitanischen Gesandten mit aller derjenigen Würde, die ihm eigen war. Er wollte aber auch die Gelegenheit einer neuen Verbindung und die daher entstehende Ansprüche, nutzen. Man bot dem Nicephorus, unter nachdrücklichen Entschuldi-

gungen

gungen wegen der Beschwerden, Freundschaft, Liebe und Bündnis an.

Carl der Grosse hatte, nachdem er die Krone des Occidents trug, sich mit der orientalischen Kaiserin Irene zu vermählen gesucht. Otto, der neue Wiederhersteller der Kaiserlichen Hoheit im Occidente, suchte itzo seinen Prinz, Otto den zweyten mit einer orientalischen Prinzeßin zu vermählen, um seinen weitern Staatsabsichten neue Ansprüche zu verschaffen. Theophania, deren Leben wir beschreiben, war es, welche Otto der Grosse für seinen Sohn verlangte. Diese Unterhandlungen schienen einen guten Fortgang zu gewinnen, und schon glaubte man, Theophanien, die Tochter des Kaiser Romanus des jüngern, die Stieftochter des itzigen Kaisers Nicephorus, bald in Deutschlands Grenzen zu sehn.

Nicephorus fühlte sich, wegen der Unruhen im Orient, nicht mächtig genug, dem Otto Widerstand zu thun. Seine Politic suchte, durch die Hofnung auf Theophanien so lange Aufschub, bis er seine wahren Maaßregeln ausführen könnte. Der König von Italien, Berengar, welchen Otto vertrieben, und sein Land eingenommen hatte, war schon dem Nicephorus längst empfohlen, und hatte ehedem schon eine Gesandschaft an den Kaiser zu Constantinopel abgefertiget, welche ihn um Hülfe und Beystand bat. Nicephorus glaubte durch die Parthey des Berengars mit der Zeit die Macht des Otto zu schwächen, und für sich selbst neue Vortheile im Occident zu erwerben. Er lauerte blos itzo auf bequeme Gelegenheit, und suchte den Otto vorerst durch Versprechungen und Hofnungen aufzuhalten.

Otto aber wollte die gegebne Hofnung, Theophanien für seinen Sohn zur Gemahlin zu bekommen, bald in Erfüllung gebracht sehn. Welcher kluge Vater würde nicht auch für seinen Prinz eine so wichtige Braut mit Sehnsucht erwarten? Otto sendete nach vorhergegangner Verabredung selbst eine Gesandschaft ab, welche Theophanien an einem bestimten Orte finden, und in Empfang nehmen sollte. Die Hofnung betrog, und wurde verräthrisch. Die Gesandten wurden von den Griechen unvermuthet überfallen, theils umgebracht, theils gefangen genommen. Ohnstreitig sollte dieß der erste Schritt zu einem Kriege mit dem Otto seyn, auf welchen Nicephorus wirklich dachte, und deßwegen schon dem Sohne des vertriebnen Königs von Italien, dem Adelbert, Hülfe versprochen hatte. Der Ehrgeiz des Nicephorus entsprang aus Tapferkeit, welche das Glück der Waffen begleitet hatte, und allerdings bey einem solchen Fürsten, wie Nicephorus war, fruchtbar werden konte. Nur setzten die Verwirrungen des Orients dem Muthe Schranken.

Um den Schimpf der Beleidigung zu rächen, welchen man den Gesandten und dem römischen Kaiser selbst angethan hatte, ließ Otto ein verwüstendes Heer in Calabrien einbrechen. Man eroberte ohne viel Mühe verschiedne wichtige Plätze in Apulien, schlug Griechen todt, und sandte einige mit abgeschnittnen Nasen hinweg. Dieser unartige Krieg wurde im folgenden Jahre 968 durch einen Waffenstillstand gehemt; und Otto sandte eine Gesandschaft nach Constantinopel.

Der Bischof von Cremona Luitprand übernahm die Aufträge des Otto an den Nicephorus. Schon ehe-

ehedem war er Gesandter des Berengars in Constantinopel gewesen; itzo aber hatte er ganz die Parthey Ottens ergriffen. Er kante die Verfassung des griechischen Hofes; besaß selbst einige Freunde daselbst; und Hofnung des Ansehns. Allein dießmahl ward Luitprand übel empfangen. Aus seinem, noch vorhandnem, Aufsatze von dieser Gesandschaft blickt allenthalben sein heftiger Haß hervor. Wir zeichnen hier nur das interessante und wesentliche davon aus.

Luitprand kam in der Absicht nach Constantinopel, um Friede zwischen beyden Kaisern, dem Otto und Nicephorus zu verabreden. Der Hauptpunct desselben war Theophania. So geliebt wurde die Schöne, daß ohne sie kein Friede seyn sollte. Und Nicephorus liebte die Vortheile, die er etwa wegen Ansprüche, mit seiner Stieftochter, der Theophania weggeben sollte, auch zu sehr, um in den Wunsch Ottens zu willigen. So bald der Bischof Luitprand ankomt, führt man ihn in einen Pallast, den er elend nent. Man gibt ihm Wache. Nach einiger Zeit erhält er Audienz, bey welcher man durchaus dem Otto nicht den Titel eines Kaisers zugestehn will. Der Bischof rechtfertiget seinen Herrn; aber umsonst. Man macht wegen der Besitzung von Italien, der Vertreibung des Berengars, der Uebernehmung des Schutzes von den Fürsten von Capua und Benevent, und andre Eingriffe in die griechischen kaiserlichen Rechte heftige Vorwürfe. Luitprand trägt die Vermählung mit der Theophania vor, worauf er in Nahmen des Otto vieles eidlich versprechen will. — Hier bricht Nicephorus die Unterredung ab. Luitprand wird wiederum in seine Wohnung gebracht, wo er,

nach seiner Beschreibung, weder Bedienung, noch Hausrath, noch Bette, noch Tisch hatte. Man hielt ihn für einen Spion des Otto. Die rauhen Begegnungen verminderten sich nicht bey dem längern Aufenthalte. Vielmehr erhielt Adelbert, der Sohn des vertriebnen Königs von Italien, welcher ebenfals auch in Constantinopel Gesandte hatte, neue Versicherung eines Beystandes gegen den Otto. Wirklich dachte die Seele des Nicephorus zu kaiserlich, um durch die Vermählung der Theophania seine Entwürfe auf den Occident, die die Politic erzeugte, und Muth der Hofnung stärkte, aufzugeben.

Die griechische Nation war der Härte in den Kriegen mit den Bulgarn und Saracenen gewohnt geworden. Sie haßte heftig, und besaß viel Stolz, dabey Witz und Hang zur Satire. Der Deutsche, und auch selbst der Italiener, reizte, durch seine ganz abstechende Sitten, ihren Hohn. So ging es dem armen Bischof, der auch wirklich zu sehr Bischof war, um den griechischen Hofleuten gefällig zu werden. Am Hofe des Otto herrschte eine abergläubische Religiosität. Luitprand war unvorsichtig genug, sie auch in Constantinopel zu zeigen.

Man stelle sich einen hohen Geistlichen von einer fremden Nation, die man haßt, die man für barbarisch hält, die man verachtet, in einem Antrage vor, der höchst unangenehm ist, und diesen Geistlichen eine gewisse Blösse des Lächerlichen zeigend, und dabey einen Stolz, welcher auffält, nicht wahr, man lacht? — Also die Griechen am Hofe des griechischen Kaisers Nicephorus, da sie sich mit dem Luitprand unterredeten.

Der

Der Stolz der Griechen in Constantinopel, welche sich für die ächten Nachkommen der Römer hielten, und die Italiener für Enkel wilder Longobarden, die Deutschen für Kinder der alten Gothen, deren Andenken noch verhaßt und abgeschmackt war; dieser zu denen damaligen Zeiten übertriebner Nationalstolz erlaubte sich viele Höhnungen, zu denen der Bischof Luitprand so gar Anlaß gab. Er behauptete, daß Otto mit Recht Italien besässe; und da man dieses nicht glauben wollte, sagte er: um die Gerechtigkeit seiner Parthey zu beweisen, solle sogleich einer von seinen Bedienten mit einem von des Nicephorus fechten, da würde man sehen, daß Otto Recht hätte. In einer andern Unterredung machte man ihm neue Vorwürfe, daß Otto Italien erobert hätte, welches doch eigentlich dem Kaiser zu Constantinopel gehöre. Luitprand antwortete: Otto habe ja viele Besitzungen dem Pabste und der Kirche geschenkt, welcher sie gehörten, Nicephorus selbst solle deßgleichen thun. Ein Hofmann erwiedert: ja, wenn erst Rom und die römische Kirche seiner Herrschaft wird unterworfen seyn, so wird der Kaiser schon sehen, was er macht. So gleich sagt Luitprand — vermuthlich, um in Parabeln zu reden — Ein Mensch, der viel Unrecht von einem andern zu erdulden glaubte, bat GOtt: o HErr, errette mich von meinen Feinden. GOtt antwortete ihm: ich will es an dem Tage thun, wo ich jedem vergelten werde nach seinen Werken. — Und ein hohes, lautes Gelächter entstand hierauf unter den Hofbedienten, welche nichts weiter sagten. Luitprand ward wieder in sein verhaßtes Zimmer gebracht.

Nicephorus zog ihn zur Tafel; aber er muste seinen Platz unter dem Abgesandten der Bulgarn nehmen. Luitprand empfand diese Unehre mit Verdruß. Er versichert uns, daß er bey seinem Aufenthalte in Constantinopel mehr erlitten, als seine Seele und Körper fähig gewesen wäre auszustehen, und er würde gewiß gestorben seyn, „wenn nicht die Mutter Maria für ihn „bey GOtt durch ihren Sohn neue Stärke ver„schaft hätte, wie er in einer besondern Erscheinung „erfahren hat.„

Da solch ein Luitprand nicht versprechen konte, was Nicephorus verlangte, weder die vollkomne Unterwerfung der Fürsten von Capua und Benevent, unter die Herrschaft des griechischen Kaisers, noch auch andre Bedingungen eingehn wollte, welche man verlangte, da der fremde Contrast seines Charakters sich mit verhaßten Vorträgen verband, und der griechische Kaiser unmöglich die bis auf eine furchtbare Höhe steigende Macht Ottens gleichgültig ansehn konnte, so konte freylich unser Bischof nichts ausrichten. Nach vielen ausgestandnen Beschwerlichkeiten erhielt er endlich seine Erlassung. Die Gesandschaft war fruchtlos: und Theophania sollte itzo nicht Kaiserin von Deutschland werden. Ein Glück, das uns schwer gemacht wird, oder, welches in der Blüthe der Hofnung schon wieder verschwindet, erzeugt eine gewisse süsse Sehnsucht, die dem Besitze, wenn wir es dennoch am Ende erlangen, doppelten Reiz gibt. Theophania genoß diesen Reiz in der Folge.

Die Verweigerung dieser Prinzeßin, und die unedle Begegnung gegen den Luitprand entfachte den Zorn des Kaisers Otto gegen den Nicephorus bis zur lodern-

den

den Flamme des Kriegs. Sie verwüstete die Gefilde und Wohnungen in Apulien und Calabrien, diesen noch übrigen Ländern des griechischen Kaisers in Italien. Eroberungen folgten der verzehrenden Flamme und den Schwerdtern nach. Pandulph, der Herzog von Capua, ein Vasall des griechischen Kaisers, itzo aber dem Kaiser Otto ergeben, erhielt den Oberbefehl in diesem Kriege. Er war nicht glücklich: wurde gefangen, und nach Constantinopel gebracht. Otto führte nun selbst den Krieg fort, und bemächtigte sich, mit folgsamen Glücke, der wichtigsten Plätze.

Eine unvermuthete Revolution am orientalischen Hofe gab dem Kaiser Otto und der Theophania ganz neue Aussichten, hemte den Krieg, und verwandelte ihn in Freundschaft. Die Mutter unsrer Prinzeßin Theophania, die itzige Gemahlin des Kaisers Nicephorus, wünschte ungemein die Verbindung ihrer Tochter mit dem jüngern Otto. Sie ward aufgebracht, als dieselbe zurückging; und ihr durch andre Verdrüßlichkeiten gereizter Unmuth war fähig, einen so häßlichen Charakter, als sie besaß, bis zu dem Gedanken der äussersten Rache zu treiben. Die Gelegenheit erschien, als Nicephorus zwey Generals, die ihm viele Vortheile verschaft hatten, mit Ungnade belohnte. Die Nachrichten von unglücklichen Vorfällen in Italien entrüsteten das Volk. Ermordung und Absetzung der Kaiser war durch Gewohnheit in Constantinopel längst eingeführt. Die Mutter unsrer Prinzeßin führte itzt ein solch Trauerspiel mit ihrem eignen Gemahl, dem Nicephorus, auf.

Zimißces, der vom Hofe verbante tapfre General, legt mit verschiednen Getreuen, und der Kaiserin

selbst

selbst eine Verschwörung an. Diese läßt ihn nebst den andern Verschwornen heimlich zur Nachtzeit in den Pallast und in das Zimmer des Kaisers. Hier wird der Kaiser von der Rotte der Mörder mit vielen Wunden hingerichtet, ehe die Wache zu Hülfe komt. So starb Nicephorus, ein Regent, der aus der Mitte grosser Plane gerissen wurde; bisher schon Tapferkeit und Ansehn gezeigt hatte, und in der Folge sein Reich seinem alten Glanze zu nähern getrachtet hätte.

Theophania verlohr ihren Stiefvater noch früh genug, um glücklich zu werden. Zimißces ward Kaiser des Orients. Nichts konte unweiser seyn, als die Fortsetzung des unglücklichen Kriegs mit dem Otto. Nachdem also die Constantinopolitanische Crone nur sicher war, ließ Zimißces die occidentalische gern fahren, deren Erwerbung itzo ohnehin Unmöglichkeit war. Man both dem Otto Freundschaft an, und erkante ihn für einen Kaiser. Otto verlangte Theophanien aufs neue für seinen Sohn. Zimißces gab sie ihm.

Die Bedingungen, unter welchen Theophania die Gemahlin des jüngern Otto und ein Friede errichtet wurde, bestanden grösstentheils darinnen, daß Zimißces das dem ältern Otto zugestand, was dieser schon hatte, und er doch nie bekommen konte; dafür aber selbst neue Vortheile erhielt. Apulien, Calabrien, die noch übrigen Besitzungen des Kaisers, blieben ihm eigen. Otto behielt Rom, das Exarchat, die Oberherrschaft der Fürsten von Capua und Benevent; und die Kaiserwürde des Occidents ward in Constantinopel erkant. Die Gefangnen wurden sogleich frey gelassen.

Otto

Otto sandte zur Abhohlung der Theophania eine glänzende Gesandschaft ab; deren Vornehmsten Gero, der Erzbischof von Cöln, und der Bischof von Mez, Theodorich waren. Die Schriftsteller nennen unter denen Begleitern Herzoge und Grafen. Auch Zimißces ehrte die Kaiserliche Braut mit einer anständigen Begleitung und herrlichen Geschenken. So führte sie ihr Glück einem Kaiser über das Meer einem jungen Kaiser von siebzehn Jahren in die Arme. Deutschland, und besonders Italien empfing Theophanien mit lebhafter Freude, als ein Unterpfand für künftigen Frieden und dessen ernährenden Ruhe.

Otto der zweyte war schon im Jahr 967 zu Rom als Kaiser gekrönt. Itzo, fünf Jahre hernach, im Jahr 972, erhielt er die damals schon gesuchte Braut.

Wer es für wichtig hält, zu erfahren, ob Theophania auch eine schöne Prinzeßin gewesen sey, dem müssen wir versichern, daß ihr Biograph es nicht gewiß behaupten kan; daß die Vermählungen der Hohen der Erde von den Vermählungen in den Romanen sehr verschieden sind, und daß man in einer Biographie die Seele und nicht den Körper mahle, wenn dieser nicht auf jene einen besondern Einfluß zeigt. Zum Troste einer solchen Wißbegierde können wir aber behaupten, daß die Freude des jungen Kaisers bey dem Anblick seiner Braut ungemein groß, und die Aeuserungen derselben sehr glänzend waren.

In dem Kloster Gandersheim wird noch das Original von dieser Ehestiftung aufbewahrt. Daß es mit goldnen Buchstaben auf künstlich gemahltes Pergament geschrieben sey, ist nicht so interessant, als der

Innhalt. Der kaiserliche Bräutigam vermacht darinnen seiner Gemahlin reiche, ansehnliche Güter und Besitzungen, so wohl in Deutschland als in Italien, und versiegelt damit seine Zärtlichkeit gegen die neue Geliebte.

Diese wurde in Italien mit aller Pracht aufgenommen. Zu Rom verherrlichten ihr Vermählungsfest, welches daselbst am 14 April 972 gehalten wurde, die grösten Feyerlichkeiten, die so wohl der kaiserliche Hof, als der Pabst selbst veranstalteten. Der Pabst Johannes der XIII. verrichtete die Einsegnung, und krönte hierauf Theophanien als Kaiserin, mit dem gewöhnlichen Gepränge. Sie blieb mit ihrem Gemahl und kaiserlichem Schwiegervater noch eine Zeitlang in Italiens Grenzen, deren Regierung und Ruhe Otto der Grosse, während dieses Zeitraums, vollkommen einzurichten suchte. Nach vollendeten Geschäften daselbst kehrte er mit seinem Sohne und dessen Gemahlin in der Mitte des Augusts 972 nach Deutschland zurück. Am 18 August war Otto zu Costnitz, wie Urkunden zeigen. Theophania sah nunmehr ein zweytes neues Land und eine zweyte neue Nation, die sie und ihr Gemahl beherrschen sollte.

Hier war es, wo Theophania nicht gefiel, weil ihr vieles nicht gefallen wollte. Die Lage ihres Standes war zu sehr den öffentlichen Augen ausgesetzt, als daß man nicht zeitig ihren von den damaligen Sitten der Deutschen ganz abweichenden Charakter hätte bemerken sollen. Dennoch nahm sie, so lange Otto der Grosse noch lebte, keinen besondern Antheil an den öffentlichen Geschäften; und dieser Rückhalt dauerte bis auf

den

den Tod ihres Schwiegervaters, welcher am 7 May 973 zu Memleben erfolgte.

Itzo fing Theophania an, ihr Leben für die Aufmerksamkeit ihres Zeitalters und für das Andenken der Geschichte fruchtbar zu machen. Ihr Gemahl, Otto der zweyte, welcher schon vor zwölf Jahren zum König der Deutschen und 967 zum Kaiser in Rom war gekrönt worden, folgte seinem Vater so gleich in der Regierung. Theophania gewann durch Liebe und Ansehn bey ihm in alle Regierungsgeschäfte den grösten Einfluß. Sie verdiente ihn. Die Mißgunst aber entfärbte sich bey dieser Ehre, und, wenn sie nichts weiter konte, verläumdete sie, mit der ihr eignen Entstellung der Dinge. Zwar überwand die kluge Kaiserin die Angriffe der Arglist; aber in die Erzehlungen des Gerüchts schlich sich, und von da in die Geschichte, ein Anstrich ihres Charakters ein, welcher uns die wahre Farbe ihrer Seele verbarg. Die Nachwelt ist aber niemals gegen das Verdienst so ungerecht, daß es ganz verdunkelt werden sollte. Nur ein aufmerksamer Forscher — und die Sache wird, was sie war. Durch Vergleichung der immer so sehr, in diesem Falle, verräthrischen Widersprüche, sichtet er die Wahrheit, richtet nach Handlungen, und mahlt dann, ohne auf Kopien zu sehn, nach dem Leben.

Unsere Prinzeßin erhielt schon durch den hohen Grad des Zutrauens, welches Otto der II. in sie setzte, eine Menge von Feinden. Eine fremde, ausländische Prinzeßin itzt am Ruder der Regierung mißfiel jedem, welcher sich zu schmeichelhafte Hofnungen entworfen

hatte. Der Unmuth und die Abneigung verwandelte sich in Haß, da Theophania wirklich einige Aenderungen einführte, welche man desto empfindlicher aufnahm, weil sie bisher gewöhnliche Freygebigkeiten betrafen, und, welches das ärgste war, Freygebigkeiten gegen eine immer hungrige und durstige Geistlichkeit. Dem grösten Theile meiner Leser wird es hier gewiß angenehm seyn, wenn ich den rechten Gesichtspunct durch eine kleine Skize angebe, aus welchem man Theophanien, Otto, ihr Zeitalter, unsre deutsche Sitten und die damalige Welt betrachten muß.

In Constantinopel war noch nicht alle Gelehrsamkeit, Witz und Geschmack erloschen. Am Hofe vereinigte sich Pracht mit Stolz. Es waren noch Reste, schwache Funken der griechischen Eleganz da, welche am Hofe am meisten glänzten. Lustigkeit und Scherz bezeichnete, mit einem gewissen Leichtsinn verbunden, die vornehmsten und alle diejenigen, welche eine feinere Erziehung genossen. Wenn man das sechste Buch der so genanten Historie des Luitprands, oder vielmehr die Fortsetzung der Luitprandischen Geschichte, welche das sechste Buch derselben ausmacht, genau durchließt, so sieht man leicht, wie ganz abstechend die orientalischen Sitten am Hofe des griechischen Kaisers von dem deutschen Charakter waren. Eine Verschwendung von Pracht herrschte daselbst, und es scheint als wenn die so gesunkene Majestät durch blendenden Schmuck ihre innere Schwäche hätte bedecken wollen. Der Charakter der griechischen Nation überhaupt aber hatte ohngefähr gegen den deutschen dasjenige Verhältnis, in welchem eine kleinstädtische Festagsgesellschaft, die doch auch

gern

gern groß thun will, mit dem Tone des Umgangs in der Residenzstadt steht.

So fand Theophania das noch nicht bis zur Cultur verfeinerte noch rauhe Deutschland. Ihr Gemahl, Otto, war zu wenig Kaiser, um allein zu regieren. Er brauchte Rath und Beystand. Die entschloßne, muntre Gemahlin wußte sehr zeitig seine Gunst zu gewinnen. Otto war leichtsinnig, handelte ohne vorher zu überlegen, und gab gleich im Anfange seiner Regierung verschiedne Proben einer unzeitigen Strenge. Er besaß Muth, allein das Feuer seiner Jugend trieb denselben oft bis zur Verwegenheit. Die Unbeständigkeit des jugendlichen Geistes verursachte verschiedne Fehler, welche beym Anfange einer so neuen Regierung, die Otto der Grosse kaum gegründet hatte, leicht bemerkt und getadelt wurden, auch von Folgen waren. Eine wilde Kühnheit setzte das väterliche in den Adern wallende Heldenblut in eine Hitze, die kein gesetztes Wesen, oder kaltblütige Grundsätze dämpften. Otto hatte keinen bösen Charakter; er zeigte alle diejenigen Eigenschaften, welche lebhafte Genies in den jugendlichen Jahren für andern auszeichnen. Ob ihn gleich Tapferkeit und ein kriegrischer Muth beseelte, so war er doch weit entfernt, die sanftern Musen zu verachten. Nicht nur schätzte er Witz und Gelehrsamkeit, sondern besaß selbst, für sein Zeitalter, eine ungemeine Kentniß in den Wissenschaften. Ein gewisses Gefühl des Artigen und der Feinheit lenkte seine Neigung völlig auf die Theophania, die eine witzige Griechin und staatskluge Schöne war.

Die deutsche Welt wollte allmählig aus ihrer Rauhigkeit die ersten Schritte zur Bildung thun, allein sie konte sich von dem Wuste, der sie umgab, noch nicht entledigen. Ich will hier einige Züge schildern, welche auf das Leben der Theophania einigen Einfluß haben, und ihr eben so fremd waren, wie sie uns itzo vorkommen müssen.

Alles war mit Geistlichen und Heiligen umgeben; nur von der reinen Tugend wuste man nicht viel. Eine umnebelte Vernunft und Schwärmerey, mit den äuserlichen Zeichen einer Andacht verbunden, konte Anspruch auf Heiligkeit machen. Den Klöstern viel schenken, Reliquien verehren, wüste, unsittliche und dabey lächerliche Mönche hochschätzen, mit Aberglauben beten, und mit Unwissenheit seufzen, so ungefähr ward man ein Frommer. Von eigentlich moralischen Handlungen, von Triebfedern der Thaten, welche allein den hohen Adel der Menschheit der Frömmigkeit heißt, erschaffen, schwieg dieses Jahrhundert. Einer der besten Schriftsteller, Wittekind, der erträglichste noch, faßt das Lob der heiligen Mathilde so ab: „Sie verehrte GOtt mit Andacht. Alle „Nächte sang sie recht schöne geistliche Gesänge, ging in „die Kirche und sang, und ließ dazu noch in ihrer Wohnung, vor der Thüre, und auf der Strasse in dreyfacher Reihe schöne geistliche Lieder singen. Sie selbst „wartete immer die Messe ab, besuchte die Kranken, „schenkte den Armen, den Fremden, und den Geistlichen viel. Gegen jederman war sie freundlich, „und ließ ihn nicht leicht ohne Geschenke von sich. „Dieß alles that sie mit vieler Demuth; allein ihre

„königs

„königliche Ehre behauptete sie dennoch recht genau. „Sie war auch in den Wissenschaften nicht fremd, und „unterrichtete darinnen ihre Dienerinnen.„ Nichts weiter? Ja, nichts weiter, und Mathildis war dennoch eine Heilige. — Und dieser Lobredner ist noch der erträglichste, der beste der damaligen Zeit.

Den Leidenschaften konte man freyen Lauf lassen, und die Verletzung der Pflichten des Wohlwollens gegen das menschliche Geschlecht schadete nichts, war nicht Unrecht, wenn man nur lächerliche Gewohnheiten mittrieb, und mit einfältigen Herzen alles glaubte, was Priester und Mönche sagten. Die Anzahl dieser theils abgeschmackten, theils arglistigen Sorte von schwarz und grau gekleideten Menschen erfüllte alle Winkel unsers Vaterlandes, und ward in Demuth, von den Thorheiten der andern Menschen fett. Allenthalben wurden die Eroberungen der Krieger, ruhige Palläste der Geistlichkeit, und es entstanden Bisthümer und Erzbisthümer bis zur bewunderten Menge. Magdeburg, Meissen, Merseburg, Naumburg, Zeitz, Brandenburg, Havelberg, dankten Otto dem Grossen ihre geistliche Regierungen: Cöln, Quedlinburg und eine unzählbare Menge von andern Stiftern erhielt neuen, reichen Zuwachs: mit freygebiger Hand schüttete man Wohlthaten über unnütze Bürger der menschlichen Gesellschaft aus, indeß der nützlichere Theil der Bürgergesellschaft verachtet oder vergessen war. Der Stolz, welcher aus diesen guten Werken und deren Verdienst entstand, glich der Unwissenheit, welche den Mangel ächter Vorzüge jederzeit durch Dünkel zu ersetzen trachtet.

Es ward nunmehro schon gewöhnlich, die Glocken zu taufen; und die Salbung mit dem heiligen Oehle war die höchste Einsegnung. Fürsten und Otto selbst pflegten für die heilige Lanze nieder zu knien und zu beten, in welcher die Nägel steckten, womit Christus an das Creutz geheftet seyn sollte. Die Herzoge begegneten ihren Unterthanen mit Härte: bey denen Geistlichen versuchten es einige mit vielem Unglück. Denn Bannflüche brachen hervor, und zermalmten sehr bald die Härte. Ich will ein Beyspiel hersetzen. So erzehlt die Chronik des Conrads Botho: „De Bischopp von Meydeborch hadde Marggreven Bernd in dem Banne, unde dat de Hunde neyn Brot von öm wolden.„ Das war arg.

Wer in einem Kloster lebte, hatte den grösten Grad der Tugend; obgleich in den Klöstern die Laster gleichsam ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und man daselbst die reine, die wahre Frömmigkeit am meisten beleidigte. Blos einige Anfangsgründe der Künste und Wissenschaften lehrten noch die Klöster: allein, Bücher und Gelehrsamkeit waren unbekante oder sehr seltne Waaren. Ein Soldat zu Augsburg bekam für ein Buch ein Pferd. Die Vorurtheile breiteten sich von der Religion über die Wissenschaften aus; und machten Verstand und seine Früchte zur Seltenheit.

Das Faust- Kampf- und Kolbenrecht, Fehden und Duelle waren tägliche Moden. Ja, so gar in förmlichen Rechtssachen brauchte man die Duelle, wenn der Streit wichtig war. Ein Zweykampf stellte oft das höchste Tribunal vor, an welches man appellirte. Beyde Ottonen liessen zuweilen dieses hohe Appellations-

gericht

gericht halten. Wer unterlag, hatte Unrecht. Dieß ist nun zwar ein allgemeiner Weltbrauch mehrmals gewesen, aber zu den Zeiten des zehnten Jahrhunderts hatte er doch das besondre einer augenscheinlichen privilegirten Tragödie.

Die Slaven und andre wilde Völker verheerten nicht allein Deutschland. Wer Lust und Frechheit hatte, fiel in des Nachbarn Grenzen, und zerrüttete und raubte, bis entweder seine Lust gesättigt, oder von der stärkern Macht überwältigt wurde. Die kleinen Privatkriege oder Befehdungen verunstalteten unser Vaterland, und machten es jenem unglücklichen Lande gleich, welches in achtzehnten Jahrhunderte von Menschenwürgern und räuberischen Mördern, die sich Conföderirten nennen, verwüstet wird. Wem würde nicht Pohlen ein seltsamer Anblick geben, wenn er itzo sich daselbst aufhielte?

Etwas besser doch noch war Deutschland für Theophaniens Anblick, als sie seine Sitten genauer und so kennen lernte, wie wir sie eben geschildert haben. Man denke sich nun die witzige, griechische Prinzeßin in dieser Situation; um sie herum diese Schauspiele und Moden, und ihren Pallast so ganz verschieden von dem zu Constantinopel, aus welchem sie nach Italien und Deutschland geführt worden war. Ihr Charakter hielt das Mittel zwischen Ausgelassenheit des Leichtsinns und Ernst der heiligen Heucheley. Sie war munter, aufgeweckt, liebte den Scherz, und haßte die Schwärmerey. Das Feuer ihres Geistes entfachte die Liebe des flüchtigen, jungen Gemahls; die Einsicht ihres Verstandes machte sie des Thrones und der Regierung

würdig. Ihre Entwürfe entsprangen aus Politic, und die Lebhaftigkeit unterstützte die Ausführung.

Sehr bald störte Uneinigkeit die Ruhe des Hofes. Schwiegermutter und Tochter vertragen sich nie leicht, wenn sie zu nahe beysammen sind. Und vorzüglich konten dieses Theophania und Adelheid nicht: zwey ganz entgegen gesetzte Charaktere. Theophania betrachtete die übertriebne Heiligkeit der Adelheid mit Mißfallen und Unmuth. Sie war weit entfernt, die Religion zu verachten, aber zu einsichtsvoll, um so ein Leben zu billigen, wie der Adelheit ihres war. Odilo hat uns das Leben dieser Prinzeßin geschildert, und eine Menge von ihren Wunderwerken erzehlt, worüber man billig erstaunt. Bey Gelegenheit eines Apfels, den sie fallen ließ, machte sie einen Hinkenden gesund. Als sie, ihrer Gewohnheit nach, vor einem Crucifix stand; gerieth sie in Ekstase, und weissagete künftige Schlachten ihres Sohns, des Kaisers Otto. Als sie einmal eine grosse Gesellschaft Gäste bewirthet; behält sie unvermuthet, mitten im Essen, das Messer in der Hand, und hält es so, eine lange Zeit. Plötzlich verändert sich hierauf ihre Gesichtsfarbe, sie zittert und wirft rasch das Messer auf den Tisch. Eine geheime Erscheinung, nichts weniger bildete sich jederman bey solchem Vorfalle ein. So war es auch. Adelheid entdeckt, daß itzo eben eine Mauer in der Kirche zu Augsburg eingefallen sey. — Adelheid war eine lebendige Schwärmerin; und wurde eine todte Heilige.

Mit der Heucheley in der Religion oder dem Aberglauben ist der Stolz auf das festeste verbunden, und er

wird

wird desto unerträglicher und abgeschmackter, weil er sich allemal mit der Hülle der Demuth — einer entsetzlichen Demuth — verdeckt. Wer GOtt mit Geräusch dient, und der Religion, in Gegenwart der Menge, solche Opfer bringt, die in der Stille möglich sind zu bringen, dann mit andächtiger Mine und niedergeschlagnen Augen sich gern loben läßt, indeß er sich selbst stellt, als verachte er das Lob, wer den Hochmuth fähig ist in den Schleyer der Bescheidenheit zu hüllen; solch einer ist das häßlichste der vernünftigen Geschöpfe unter der Sonne. Wir wollen der andächtigen Adelheid nicht diese Vorwürfe machen: die blendenden Vorurtheile, die egyptische Seelenfinsterniß ihres Zeitalters, haben vielleicht ein wahrhaftig gutes Herz verderbt, oder vielleicht uns mit falschen Empfindungen erfüllt und entstellt. Sie suchte die abergläubische Religiosität, welche am Hofe Otto des Grossen geherrscht hatte, auch bey ihrem Sohne itzt einzuführen.

Nicht aber so wohl diese unächte Frömmigkeit, sondern andre Ursachen entzündeten einen Haß zwischen Adelheid und Theophanien. Diese letztere verstand den Meynungen ihrer Zeiten nachzugeben, wovon Baronius einige Beyspiele gesammelt hat. Adelheid wollte herrschen: Theophania auch. Braucht es bey Frauen mehr, um uneinig zu werden? Und denen Frauen von Verstande ist die Herrschsucht besonders eigen. Zwar hat schon Pope bemerkt, daß dieß ein allgemeiner Zug des schönen Geschlechts sey. Allein wir reden hier blos von Theophanien. Ehre genug für sie, daß selbst der Lobredner der Adelheid von unsrer Prinzeßin sagt: „sie „sey vortreflich (optima) und andern sehr nützlich ge-

„wesen,

„wesen, nur ihrer Schwiegermutter, der Adelheid be„ständig entgegen.„

Man beschuldigte die Mutter des Kaisers, daß sie die Güter des Staats verschwendete, welches man am füglichsten von ihrer Freygebigkeit gegen die Clerisey verstehen kan. Otto wurde durch die Vorstellungen seiner Gemahlin, der Theophania noch mehr aufgebracht. Jugendliche Denkungsart und Mißvergnügen über widrige Rathschläge erhitzten den Haß. Er ging so weit, daß Adelheid sich genöthigt sah, den Hof zu verlassen. Sie begab sich nach Burgund zu ihrem Bruder, dem König Conrad. Künftige Tage schaften nachher doch wieder Versöhnung.

Theophania, nunmehr befreyt von der Nebenbuhlerin ihrer Autorität, und von dem Verdrusse der Eifersucht, genoß die Liebe ihres Gemahls in vollem Maasse. Sie nahm an den öffentlichen Unternehmungen, an den Vorfällen der Regierung so viel Antheil, daß wir ihr Unrecht thun würden, wenn wir nicht die Thaten ihres Gemahls und seine Schicksale berührten, welche nicht nur auf ihr Leben Rücksicht hatten, sondern mit demselben und dessen Einfluß im genauesten Verhältniß standen.

Die Regierung des Otto war in eine Reihe von Kriegen verwickelt, wovon wir nur dasjenige erzehlen, welches für unsere Absicht merkwürdig ist. Der erste Feind des neuen Kaisers war sein Vetter, Heinrich, der Herzog von Bayern. Die Jugend des neuen Kaisers, und der dadurch noch mehr entflamte Ehrgeiz nach der Krone von Deutschland, welcher schon längst glimte, waren die Gründe zu Unruhen. Heinrich ergrif die

Gele-

Gelegenheit der Streitigkeiten, welche er mit dem schwäbischen Fürsten Otto, wegen der Grenzen hatte. Unter dem Scheine dieses Privatkrieges suchte er vielleicht die Absicht, den Kaiser zu stürzen, zu verbergen; allein sie blieb nicht verborgen, denn Heinrich selbst strebte sehr bald öffentlich nach dem Throne, und stiftete Unruhen, welche gefährlich waren. Mit ihm verbanden sich der Bischof von Freysingen, und die Herzoge von Böhmen und Pohlen, welchen noch verschiedne Fürsten nachher beytraten. Otto berief einen Reichstag, auf welchem wirklich der unbedachtsame Herzog Heinrich erschien, verklagt, verurtheilt, seines Herzogthums beraubt und nach Ingelheim in die Gefangenschaft geschickt wurde. So ward diese Gefahr vertrieben, und Theophania sah die Rechte ihres Gemahls von neuen befestigt, im Jahr 975.

Eine weit grössere Gefahr folgte auf diese Beruhigung. Heinrich entflieht der Gefangenschaft, und geht zum Herzog Boleslav in Böhmen, welcher ihm Beystand leistet. Die Parthey bekomt mehreren Anhang, worunter der Herzog von Pohlen der vorzüglichste Bundsgenosse war. Der Kaiser dringt mit einem Heer in Böhmen ein; unternimt aber nichts, und läßt seine Krieger mehr Beute machen als Feinde schlagen. Diese nutzen die unachtsame Disciplin und Unordnung; überfallen die Legionen, welche ihm aus Bayern zu Hülfe kamen, und richten eine grausame Niederlage an. Otto sieht sich dadurch so geschwächt, daß er sich in der grösten Eil zurückziehn muß. Sein Heer bezieht die Winterquartiere, und er rüstet sich indessen mit Eifer zum künftigen Feldzuge.

Der

Der Feldzug im folgendem Jahre 977 wurde vom Glück begleitet. Der Kaiser ging mit starker Macht auf Passau loß, welcher Stadt sich der Herzog Heinrich bemächtigt hatte. Heinrich selbst war in der Stadt, da sie Otto belagerte. Sie litt Mangel an Befestigung, Lebensmitteln und Besatzung. Heinrich mußte sich der Gnade des Kaisers ergeben, welcher ihn seines Herzogthums verlustig erklärte, und nebst denen Fürsten, die ihm beygestanden hatten, in die Gefangenschaft schickte. Der Herzog von Böhmen aber genoß der völligen Vergebung des Kaisers, welcher für nöthig hielt, ihn zu schonen.

Bey einem neuen Vorfalle wäre selbst Theophania bald eine Gefangne des Königs in Frankreich geworden. Diesen reizte schon längst die Begierde nach Lothringen, und er suchte nur Anlaß, um öffentlich mit Ansprüchen auf dieses Land hervorzutreten. Der Bruder des Königs, Carl, leitete sie itzo, mit gutem Anstande, von seiner Mutter her. Es war leicht vorherzusehn, daß der König die Foderungen seines Bruders durch die Waffen geltend machen würde. Man bediente sich also eines Kunstgriffes, der eben so fein ausgedacht, als gut ausgeführt wurde. Carln wird das Herzogthum Niederlothringen vom Kaiser angeboten, wenn er es als ein Lehn von demselben nehmen wollte. Ein Herzog des deutschen Reichs war doch mehr, als ein Unterthan des Königs von Frankreich; und die Einkünfte von Lothringen glänzten sehr denenjenigen zuvor, die am französischen Hofe zu erwarten waren. Carl nimt den Antrag an, wird ein Vasall des Kaisers, und beleidigt dadurch den König Lothar, seinen Bruder,

wel-

welcher diesen Schritt mit äuserstem Verdruß ansah. Carl suchte seinen Bruder vergebens zu besänftigen; aber der Kaiser freute sich, daß er an einem französischen Prinzen eine Schutzwehr gegen Frankreich hatte.

Lothar empfand noch stärkern Unwillen, da er die feste Treue und Neigung seines Bruders gegen den Kaiser gewahr wurde. Er nimt sich vor, Lothringen seinem Bruder zu entreissen, und diese Provinz für sich selbst zu erobern. Er bricht im Jahr 978 mit einem starken Heere in Lothringen unvermuthet ein, nimt zu Mez die Huldigung von vielen Ständen an, und eilt nun mit der flüchtigsten Schnelligkeit nach Aachen, wo sich eben der Kaiser mit seiner Gemahlin befand. Man erwartete eben das Essen, und dachte an keine Franzosen, als plötzlich die Nachricht komt, daß Lothar bald mit einer Armee am Thore seyn werde. Kaum konte sich Otto und Theophania noch mit beflügelter Flucht erretten. Sie eilen davon; und überlassen die schon zubereiteten Speisen und die gedeckte Tafel dem unvermutheten Gaste. Kaum waren sie fort, als der König von Frankreich ihren Platz einnahm. Sie flohen nach Cöln. Lothar aber verwüstete das ganze Land hierauf, wo er keinen Widerstand antraf, und verließ es nicht eher, bis die Verheerung ihn dazu nöthigte.

Otto und Theophania erhohlten sich doch bald wieder von ihrem Erschrecken, und setzten sich in Bereitschaft zur rächenden Vertheidigung. Die Zurüstung dauerte nicht lange, und setzte den Kaiser in Stand, Wiedervergeltung zu geben. Er brach mit einem zahlreichen gesammelten Heere auf, und drang schnell in

Frank-

Frankreichs Grenzen. Der kaiserliche Gegenbesuch glich dem französischen Einfalle. Man verheerte, wo man hin kam. Unter den wilden Zerstörungen, mit denen damals Kriege geführt wurden, drang Otto bis an die Thore von Paris, wo er eine Vorstadt abbrennen ließ. Der herannahende Winter zwang ihn, mit seiner Armee zurückzugehn. Lothar kam eben der Stadt Paris zu Hülfe. Er begleitete nunmehr den rückkehrenden Feind mit heftiger Verfolgung. Beym Fluß Disne, oder wie einige wollen, Aine, überfielen die Franzosen die eben ganz sorglosen, und wenn man einem gleichzeitigen Schriftsteller glauben will, eben halb trunkne Deutschen, welche den Nachzug der Armee ausmachten. Die Niederlage wurde durch den aufgeschwollnen Fluß vergrössert. Eine Menge kam um. Die Franzosen verfolgten das kaiserliche Heer bis an die Maas. Der Rückzug beyder Armeen auf dieser und jener Seite des Flusses endigte diesen Feldzug des Jahrs 978.

Nach dem Bericht eines spätern Scribenten schlug man im folgenden Jahre einen Zweykampf zwischen den Kaiser und König in Frankreich vor, welcher, wie billig verworfen wurde. Gewisser ist es, daß beyde Monarchen sich im Jahr 980 versöhnten; den Kaiser rufte Italien zu sich, wo schon seit dem Anfange seiner Regierung Meuterey, Unruhe und Verwirrung wüteten. Er fand es also für höchstnöthig, den Krieg mit Frankreich zu endigen. Eine persönliche Zusammenkunft der beyden Monarchen, am Flusse Char, stillte die Feindschaft. Lothringen blieb ein Lehn von Deutschland.

In demselbigen Jahre eilte der Kaiser mit einem starken Heere nach Italien. Seine Gemahlin begleitete ihn in dieses Land, aus welchem er nicht zurück kehren sollte. Hier fand er alle Ausschweifungen, welche mit Empörungen verknüpft sind. Die unruhigen Italiener trachteten nach einer Befreyung von der fremden, noch jungen Herrschaft des Deutschen. Aber der Deutsche war bestimt der Herr von Italien zu bleiben; ob man gleich seine Gesetze und Befehle im Anfange verachtet, und mit Frechheit seinen Gesandten begegnet hatte. Otto hatte kein Ansehn in diesem Lande, bis es ihm die Schwerdter verschaften, welche in den Händen der Krieger den Empörern drohten. Wo Drohungen zu schwache Hülfsmittel waren, gab die Strenge dem Ansehn Nachdruck, und die Strafe rächte den Kaiser an den Verbrechern. Rom, welches die vornehmsten der aufrührerischen Köpfe besaß, empfand besonders die kaiserliche Gewalt; man untersuchte, man machte neue Verordnungen, und stellte die Ruhe wiederum her. Von neuern Schriftstellern wird sehr umständlich ein Blutmahl erzehlt, welches Otto zu Rom soll gehalten haben; allein die ältern gleichzeitigen Geschichtschreiber schweigen von diesem Mährchen, welches in einer orientalischen Romane seinen besten Platz hätte.

Das Vergnügen des kaiserlichen Hofes war itzo vollkommen, nachdem Italien beruhigt war. Auch der Zwist des Kaisers mit seiner Mutter hatte sich in Freundschaft verwandelt. Otto hatte zu Mayland sich wiederum mit Adelheid versöhnt. Der Abt von Clugny, Majolus war der Vermittler gewesen. Er soll dem Kaiser mit Apostolischem Eifer die Vergehung vorgestellt

haben, welche er gegen seine Mutter begangen hatte, und ihn so lebhaft gerührt haben, daß er dem Majolus in allem zu gehorchen versprach, und zitternd bat, an einer Aussöhnung mit Adelheid zu arbeiten. Diese Prinzeßin, so bald sie davon Nachricht erhielt, begab sich zu ihrem kaiserlichen Sohne; und es erfolgte eine vollkomne Versöhnung. Von Theophanien meldet uns die Geschichte in diesem Puncte nichts. Laßt uns glauben, daß sie auch der Versöhnung willige Hände bot. Es ist dieses schon deßwegen höchstwahrscheinlich, weil Otto seiner weigernden Gemahlin nicht den Verdruß erzeigt hätte, eine verhaßte Feindin wiederum an den Hof zu nehmen, von dem sie vormals vertrieben war. Adelheid nahm nunmehro blos den Antheil der Zärtlichkeit an der Regierung: Theophania hingegen mischte sich mit wirksamen Geiste in die Unternehmungen des Kaisers, ihres Gemahls.

Ihrem Vorschlage und Rath schreiben einige Scribenten, mit gutem Rechte, denjenigen Krieg zu, welcher sich im Jahr 981 in Apulien und Calabrien erhob. Diese italienischen Provinzen standen noch unter dem griechischen Scepter zu Constantinopel. Daselbst regierten itzt die beyden Brüder der Theophania, Basilius und Constantinus. Verschiedne Mißvergnügte in Italien, und besonders der flüchtige Pabst Bonifacius der VII. ermunterte die beyden griechischen Fürsten, eine Unternehmung auf Italien zu wagen, wo alles dem Otto abgeneigt sey, und das Glück einen günstigen Zeitpunct gebe, wichtige Entwürfe auszuführen. Man rüstet eine Flotte zur Landung in Italien aus. Otto, welchem seine Gemahlin schon ehedem eine Lust nach den

Besitzungen der Griechen, und dem Kaiserthum zu Constantinopel selbst erweckt haben soll, bricht selbst in Apulien ein, und macht auf dieses Land und auf Calabrien Ansprüche, welche Theophania gegen ihre Brüder, mit gutem Scheine, hergab; indem sie diese Länder zum Erbtheil verlangte.

Der Anfang des Krieges schmeichelte allen Hofnungen des Kaisers und ward siegreich. Die beyden Prinzen des Orients, Basilius und Constantinus, wurden durch die Anfälle der Bulgarn von aller werkthätigen, starken Hülfe abgehalten. Die Griechen in dem untern Italien sahen den Kaiser Otto in kurzem Meister von den wichtigsten Plätzen. Man war nicht fähig, hinreichenden Widerstand aufzubringen. Hier nahmen die Griechen ihre Zuflucht zu den Saracenen, welche schon oft in ihre Besitzungen eingefallen waren, und itzo willig kamen, um neue Beute zu machen. Die Saracenen verbanden sich nun mit den Griechen in Apulien und Calabrien, und suchten dem eroberndem Kaiser Einhalt zu thun. Dieser ging mit einem zahlreichen Heere, welches doch grösstentheils aus Italienern bestand, auf die Feinde loß, und jagte sie vor sich her. Er erfochte im ofnem Felde verschiedne Vortheile, und unterwarf sich ganz Apulien. Er drang hierauf in Calabrien ein, und endigte dieses Jahr 981 mit Ruhm und Glück. Die Schmeicheley, diese eigennützige Begleiterin der Fürsten, vergaß nicht die Thaten des Kaisers zu erheben, und gab ihm so gar einen pomphaften Nahmen. Otto hieß nunmehr: der blasse Tod der Saracenen; eine Ehrenbenennung, die damals Mode war, und den Fürsten in Constantinopel

öfters beygelegt wurde. Nicephorus erhielt ihn ebenfals, behauptete ihn aber länger, als sein Nahmensbruder, der Kaiser Otto.

Dieser eröfnete den Feldzug des folgenden Jahrs 982 mit neuen Eroberungen, und drang mit Macht auf seine Feinde. Die Griechen und Saracenen hatten sich indessen mit hitzigem, unermüdeten Eifer verstärkt, und eine mächtige Armee zusammengebracht. In dem Heere des Otto waren wenige Treue, weil viel Italiener waren. Seine Strenge oder Bestrafung der Empörungen hatte ihm einen weitausgebreiteten Haß zugezogen, der den gröften Theil seiner Truppen ihm abgeneigt machte. Otto suchte indeß die Feinde mit Muth und Zuversicht auf. Beyde Heere fanden sich bey der Stadt Basantello in Calabrien. Es erfolgte am 15 Julius 982 eine Schlacht, welche so wohl die Griechen und Saracenen, als Otto selbst begehrten. Jene fielen die kaiserliche Armee mit Wuth an. Die meisten Italienischen Völker zogen sich gleich im Anfange des Treffens zurück und flossen aus einander. Derjenige Theil der Völker, welcher noch treu blieb, konte der Menge der Feinde und ihrer Hitze nicht lange widerstehen. Er ward umringt; viele von den vornehmsten und tapfersten Deutschen, welche ihren Kaiser zu retten suchten, blieben auf dem Plaße. Die Niederlage des Kaisers wurde allgemein, die Unordnung unaufhaltbar, und ein grausames Morden würgte unter den Soldaten des Otto. Er selbst gerieth in die Gefahr der Gefangenschaft, und muste sich mit der eiligsten Flucht retten. Er eilte an dem Gestade des Meers herunter, wo ihn die Saracenen unaufhörlich verfolgten, und er kein an-

deres Mittel zu entrinnen fand, als ein vorüber seegelndes griechisches Schiff, worauf man ihn auf seine Bitte einnahm, ohne ihn zu kennen. Weil er gut griechisch redte, so hielt man ihn für einen Kaufmann. Ein andrer Kaufmann soll ihn erkant aber nicht verrathen haben. Einige Schriftsteller erzehlen, daß er von dem Hauptmanne des Schiffes sey erkant worden, und ihn mit thränenden Augen angeredet habe: „ich bin ein „unglücklicher Fürst, den die göttliche Rache verfolgt: „Machet euer Glück: ich kan euch, bey diesem Un„falle, reich machen, wenn ihr mich ans Land bringt.„ Durch diese Verheissungen ließ sich der Schifshauptmann bewegen, den Kaiser in den ersten Hafen zu führen.

Theophania, seine Gemahlin befand sich zu Rossano. Hier erfuhr sie zugleich die Nachricht von dem Schicksale ihres Gemahls und der erwarteten Hülfe des Lösegeldes, welches man dem Schifshauptmanne geben muste. Theodorich, der Bischof von Mez überbrachte dasselbe mit schneller Eile. Otto wurde dadurch gerettet. Nach andrer Bericht, entsprang er, da die erste Gelegenheit sich anbot, aus dem Schiff, schwam ans Land, und flog, auf einem schnell ergrifnen Pferde, zur Kaiserin, nach Rossano. Von dar begab er sich mit derselben nach Capua.

Bey dieser schreckenvollen Niederlage, wo jederman in die äuserste Bestürzung, Angst und Kummer gerieth, soll Theophania ein ganz sonderbares Bezeigen geäusert haben. Sie, heißt es, führte sich recht als Frau und leichtsinnige Griechin auf. Da jederman klagt, so scherzt sie, und wirft den Römern als einen

grossen Schimpf vor, daß sie sich von ihren Landsleuten, den Griechen, hätten überwinden lassen. Wir hätten hier gute und verschiedne Ursachen, Theophanien zu vertheidigen oder zu entschuldigen. Wer weiß, welche poßierliche Figuren die trostlosen, geschlagenen machen mochten? Wer weiß die Umstände, die doch allein den Scherz erregen konten? Und dann — ein einziger der ältern Schriftsteller ist der Gewährsmann dieser Anecdote. Wer will, der kan sie, auf seinen Glauben, zum Nachtheil der Theophania, oder nicht zum Nachtheil, annehmen.

Was der Kaiser hierauf in Italien unternahm, die Verwüstung von Benevent, deren Einwohner Verräther waren, die Versamlung der Reichsstände zu Verona, die Einsetzung eines neuen Pabstes, und die verdoppelten Zurüstungen auf einen wiederhohlten Feldzug gegen die Griechen, an welchen er durch Blut von ihnen den erlittnen Schimpf seiner Niederlage rächen wollte, und andre Verhandlungen desselben beziehen sich zu wenig auf das Leben seiner Gemahlin, deren Leben wir beschreiben, um hier erzählt zu werden; obgleich der scharfsichtige leicht bemerkt, daß Theophania einen weitern Einfluß auf die öffentliche Geschäfte hatte, als man beym ersten flüchtigen Blicke in die Geschichte wahrzunehmen fähig ist.

Merkwürdiger für Theophanien und eine Grundlage zu ihren künftigen Unternehmen war die Erklärung ihres Sohnes, Otto des dritten, zum Kaiser und Könige von Deutschland. Dieser Otto der dritte war noch Kind, drey Jahr alt, und hatte diese Erhebung der Klugheit seiner Mutter, unsrer Theophanien

zu

zu danken, welche auf alle Fälle ihr Haus in dem Besitze der höchsten Ehre zu erhalten strebte. Ihre Vorsicht zeigte die Wirkung sehr zeitig. Otto, ihr Gemahl empfing unangenehme Nachrichten aus Deutschland, Klagen und Berichte von dem grossen Aufstande, den die Slavischen Völker in seiner Abwesenheit erregt hatten. Diese neue Unruhen mit der noch heissen Empfindung über die Niederlage in Calabrien verbunden, erweichten und zerschmelzten das blutende Herz des Kayfers Otto. Ungewiß, wo er sich zuerst hinwenden sollte, nagte Gram und Verdruß seine Seele. Er empfand für den Augen der Welt, was sonst gemeiniglich innerhalb vergoldeten Tapeten, und dem Glanz des Pallastes in der Stille empfunden wird, daß Fürsten und Könige mehr Kummer und Bitterkeit des menschlichen Schicksals schmecken, als andre Personen, die Niedrigkeit schützt. Bey dem Gemahl der Theophania stieg der Gram auf seinen höchsten Gipfel, von welchem herab er zu tödten pflegt. So starb Otto der zweyte, der Gemahl der Prinzeßin, deren Leben wir erzehlen, für Schmerz und Gram im Monat December des Jahrs 983. Allenthalben schleicht sich doch die wütende Furie der Menschheit, Verläumdung, ein; sie überrascht die Leichtgläubigkeit der Sterblichen, und wenige Menschen können sich rühmen, vielleicht keine von irgend einem Werthe, ihr unbekant und unangetastet zu seyn. — Könte ich doch dieses laut genug sagen! — Otto der zweyte sollte, sagten einige Diener der Verläumdung, von Gift getödtet worden seyn. Allein die Geschichte, die ihre Heiligkeit behauptet, schweigt davon. Theophania ist wenigstens in keinem

Verdacht, auch bey der Verläumdung gekommen; allein, es ist überhaupt nicht wahr, daß Gift den Tod des Otto verursachte.

Durch diesen Tod wurde Theophania auf ein ganz neues Theater gestellt; auf welchen sie Handlungen ausführte, die den stärksten Anlaß zu dieser Lebensbeschreibung gaben; ob ihr Leben gleich in der Regierung ihres Gemahls schon seine Wirkungen auf die vornehmsten Dinge äuserte.

Sie übernahm itzt, nach dem Tode ihres Gemahls, Otto des zweyten, am Ende des Jahrs 983 die Regierung des Kaiserthums. Nicht lange Zeit gönnten die schnell vorüberraschenden Stunden des Lebens unsrer Prinzeßin die Ehre der Reichsverwaltung. Doch auch diese Zeit wuste sie merkwürdig und reichhaltig an grossen Thaten zu machen. Ihr Prinz, Otto der dritte, hatte erst drey Jahre zurückgelegt; sie ward seine Vormünderin, und verwaltete alle Geschäfte des Reichs. Der Erzcanzler desselben, Willigis, theilte mit ihr die Sorge für das allgemeine Wohl. Wenig, sehr wenig trug die Mutter ihres Gemahls, die oft schon erwehnte Adelheid dazu bey, weil Theophania ihren Beystand nicht nöthig zu haben glaubte.

Willigis, Erzbischof von Maynz, zeichnete sich unter der unzählbaren Reihe seiner Zeitgenossen auf eine wunderbare Art aus. Auch in den dunkelsten Zeiten gibt es Genies: nur Gelegenheit; so werden sie groß, wissen sich nach dem Tone ihres Jahrhunderts zu richten, und werden dennoch, mit Feinheit, für scharfsichtige unter den Nachkommen, ein Widerspruch mit ihrem

eignem

eignem Zeitalter. Solch ein Charakter war Willigis. Bescheidenheit, Demuth und eine tiefe Unterthänigkeit waren bey ihm Geburten der schlauesten Politic, und wurden sehr bald die Triebfedern seiner Erhöhung. Willigis war aus Schöningen, einem Städtchen bey Helmstädt, gebürtig; und hatte einen Rademacher oder Wagner zum Vater. Sein heller Kopf trieb ihn zu den Wissenschaften. Der Weg zu hohen Ehrenstellen lag, zu seinen Zeiten, in dem Gebiete des geistlichen Standes. Diesem weihte er sich; und sein Glück wollte, daß er ein Priester in Maynz wurde. Er findet Gelegenheit dem kaiserlichen Hofe des Otto bekant zu werden. Die Unruhen des Herzogs Heinrich in Bayern, von welchen wir oben erzehlten, schaften ihm einen Zutritt zur höhern Gunst. Der Erzbischof von Maynz hielt die Parthey des rebellischen Herzogs, und grämte sich über dessen Unglück zu Tode. Willigis, dessen Verdienste dem Kaiser, bey welchem er nunmehr seit einiger Zeit die Stelle eines Kanzlers bekleidete, bekant worden war, schien der tüchtigste Nachfolger auf dem Erzbischöflichen Stuhle zu seyn. Otto der zweyte ertheilte ihm diese Würde im Jahr 976. Nach dem Tode dieses Monarchen übernahm er die Reichsverwaltung, wozu ihm seine Würde das ungezweifelte Recht gab, mit der verwittweten Kaiserin, der Theophania, in gemeinschaftlicher Verbindung. Hier zeigte er mit strahlendem Verdienste die Grösse seines Geistes, Staatskunst und Einsichten.

Gleich nach dem Tode Otto des zweyten entstanden die heftigsten Unruhen in Deutschland, wozu grösstentheils die Jugend oder vielmehr Kindheit des neuen

Kaisers Anlaß gab. Der Herzog von Bayern, Heinrich, trachtete nicht nur nach seinem Herzogthume von neuem, sondern auch nach der Kaiserlichen Krone selbst. Verschiedne Fürsten traten seinen Absichten bey. Aus Haß gegen die Kaiserin Theophania, deren Regierung sie theils fürchteten, theils schon von ihr, bey dem Leben ihres Gemahls, waren beleidigt worden. Otto, der minderjährige Prinz befand sich zu Cöln, unter der Aufsicht des dasigen Erzbischofs Warins. Der Erzbischof stand selbst in geheimer Verbindung mit dem aufrührerischen Herzoge Heinrich. Der Herzog überrascht unvermuthet Cöln mit einiger Mannschaft, und nöthigt den Erzbischof, ihm den jungen Kaiser, Otto den dritten, zu überliefern. Heinrich wollte nun Vormund seyn, weil er der nächste Anverwandte war, und behielt den jungen, kleinen Kaiser bey sich an seinem Hofe, dem er alle Ehre seines Standes erzeigte, und unter dem Deckmantel der Vormundschaft behielt er ihn in seiner Verwahrung.

In dieser Verwirrung sandte man eilfertig Boten nach Italien ab, um die Kaiserin Theophania von diesen Vorfällen zu benachrichtigen. Sie begab sich mit der Adelheid und einer zahlreichen Begleitung von Fürsten nach Deutschland, wo sie ebenfals viele Treue unter den hohen Vasallen, besonders aus Sachsen und Thüringen ihr entgegen kommen sah. Nach einiger andrer Scribenten Nachrichten, soll Theophania nebst der Adelheid zu Pavia geblieben seyn, bis auf die Auslieferung des jungen Otto. Willigis, der Churfürst von Maynz wurde das Haupt der Gegenparthey von dem Herzoge Heinrich, und wuste endlich alle seine

Rathschläge zu vereiteln, ob sie gleich im Anfange die grösten Gefahren drohten.

Heinrich, stolz durch den versprochnen Beystand verschiedner Fürsten, welche Theophanien haßten, oder ihre Vortheile in einer neuen Regierung suchten, legte die Maske der Vormundschaft ab, und trat mit öffentlichen Ansprüchen auf die Krone Deutschlands hervor. Er ging nach Quedlinburg, und ließ sich daselbst zum König von unserm Vaterlande ausrufen. Er feyerte das Osterfest 984 in dieser Stadt, und wollte seine Feyerlichkeiten durch die Huldigung verherrlichen. Eine Menge von Fürsten aber widersetzten sich so wohl der Huldigung als der Krönung. Sie wollten den Eid nicht brechen, den sie schon den Ottonen geschworen hatten; oder, um pragmatischer zu erzehlen, sie wandten den Eid vor, um nicht einer neuen Herrschaft unterwürfig zu werden. Heinrich zeigte einen stolzen Charakter und Uebermuth. Das Glück blendete ihn durch seinen ersten Schimmer, der doch oft betrügerisch ist. Einige Freunde und Bundsgenossen erkanten ihn für den Könnig vom deutschen Reich, und schienen mächtige Hülfe zu werden; unter denen die vornehmsten die Herzoge von Pohlen, Böhmen und den Obotriten waren. Allein eine weit größre Zahl der Fürsten fürchteten sich für einen künftigen Kaiser, wie Heinrich war, und es gehörte wenig Klugheit und Einsicht in den Zusammenhang der Vortheile dazu, um die Herrschaft eines Kindes, wie Otto der dritte war, und die weibliche Vormundschaft der Theophania einer Regierung vorzuziehen, welche Heinrich versprach.

Die wachsame Treue des Erzbischofs von Maynz, des klugen Willigis, vermehrte die Zahl der Feinde Heinrichs bis zu einer furchtbaren Verbindung. Hier wurde aufs neue die Wahl Otto des dritten bestätigt, und man beschloß, mit den äußersten Kräften seinen Thron und Gerechtsame zu beschützen. Heinrich, welcher zwar schon Völker beysammen hatte, und einige Plätze in seiner Gewalt, durfte es dennoch nicht wagen, sein Schicksal einem bürgerlichen Kriege anzuvertrauen. Man rieth ihm, in Güte, durch Unterhandlungen, seine Absichten zu suchen. Willigis befand sich nebst dem Herzoge von Schwaben Conrad zu Wesenstadt in Franken. Dahin begab sich Heinrich und pflog Unterredung. Keine Beredsamkeit, keine Vorstellungen wurden gespart, um seinen Endzweck zu erreichen — „Das Reich bedarf itzo eines mächtigen Schutzes, welchen ein Kind „und eine Frau nicht geben kan — Theophania kan „nicht anders als nachtheilig für Deutschland regieren, „da sie ihre griechische, fremde Grundsätze schon oft genug gezeigt, und für dieselben ganz eingenommen „ist — die Güter, die Ruhe, die Ehre der deutschen „Fürsten leiden — die Feinde des Vaterlandes erfordern einen männlichen tapferen Regenten — „ so suchte Heinrich mit wortreicher Beredsamkeit und vielen schimmernden Gründen sich zu empfehlen. Umsonst. Die verbündeten Fürsten, unter der weisen Anführung des Willigis stellen allen Schmeicheleyen und Vorstellungen des Herzogs Heinrich eine unbesiegbare Treue entgegen. Sie versichern den Herzog, daß sie mit allen Heftigkeiten ihres Eifers die Rechte des Otto beschützen würden; sie erklären sich, daß man den Herzog für ei-

nen Reichsfeind, für einen Verräther des Vaterlandes erkennen würde, wenn er es wagte, den kleinen Kaiser ferner in seiner Gefangenschaft zu behalten, und kündigten ihm, in diesem Falle, den blutigsten Krieg und die strengste Rache an. Man setzt den 29 Julius zum bestimten Tage, nach dessen Verlauf, wenn der junge Otto nicht wiedergegeben sey, man ganz Deutschland gegen den Herzog Heinrich in Waffen zu setzen wissen würde. Heinrich sieht sich genöthigt, der drohenden Gewalt zu weichen, entsagt der Krone, der Vormundschaft, und verspricht den gefangnen Otto frey zu lassen.

Versprechungen, welche mit Leidenschaften streiten, sind niemals sicher, wenn nicht Tugend sie gibt. So bald Heinrich nach dieser fruchtlosen Unterredung von Wesenstadt hinweg ist, begibt er sich nach Böhmen, wo der Herzog Boleslaus, sein Freund, den Ehrgeiz vom neuen ermuntert und durch ein Heer verstärkt. Mit demselben bricht Heinrich aus Böhmen nach Sachsen, entschlossen, an die Erfüllung seiner Versprechungen nicht zu gedenken. Einige glückliche Vorfälle befeuern den Muth, und der Ehrgeiz nährt sich mit Aussichten der Hofnung.

Indessen war der Eifer des Willigis, welcher in Theophaniens Regierung seine eigne vorher sah, nicht unthätig. Man war bald fähig mit einem Kriegsheere seine Rechte zu suchen, und die Oberhand über den aufrührerischen, eidbrüchigen Herzog zu gewinnen, welchem man entgegen ging, und ihn in Sachsen bey Merseburg antraf. Es wurde beschlossen, den folgenden einen Angrif zu wagen. Heinrichs Muth wankt. Er sen-

det den Erzbischof Giseler an die Fürsten des verbündeten Heers, um Unterhandlungen zu pflegen. Diese verlangen die Befreyung des kleinen, gefangnen Ottos, und die völlige Unterwürfigkeit des Herzogs. Wenn diese Bedingungen nicht so gleich beschworen und zur gesetzten Zeit erfüllt werden; soll das Leben Heinrichs in keinem Orte Deutschlands mehr sicher seyn. Heinrich hatte Ursache in die Forderungen zu willigen; denn die Hofnung, das Herzogthum Bayern wiederum zu erlangen, war sichrer, wenn er nachgab, als künftiges Glück bey einem fortgesetzten Kriege, wo er mit wenigen gegen Schaaren kämpfen sollte. Er versicherte mit einem Eidschwur, den gefangnen Kaiser zu der bestimten Zeit seinen treuen Fürsten zu übergeben und Huldigung zu leisten. So zwang der Eifer der Pflicht die Empörung zur Stille, und ist noch itzt in der Geschichte den Nachkommen ein ehrenvolles Andenken. Das zehnte Jahrhundert war barbarisch und rauh; aber die Deutschen beschützen mit Treue der Tugend ihren unmündigen Herrn, erretten ihn aus der Gefangenschaft, und vertheidigen die Rechte des Vaterlandes.

Rohrheim ein Städtchen, disseits des Rheins, nicht weit von Worms, wurde zu dem Orte bestimt, wo Heinrich den minderjährigen Kaiser seinen treuen Unterthanen ausliefern sollte. Hier versammelten sich eine Menge der Fürsten von Deutschland, und machten die Uebergabe feyerlich. Adelheid und Theophania waren die Hauptpersonen dieser Versammlung: ihnen übergab nunmehro der gedemüthigte, gezwungne Herzog Heinrich den jungen Kaiser; und Theophania empfing freudig ihren befreyten Sohn aus den Händen des Empörers:

rers: zugleich bekam sie die Vormundschaft über ihn, und die Verwaltung der Regierung von unserm Vaterlande, durch Einwilligung der Stände des Reichs. Der staatskluge Willigis ward der erste nach ihr, der zweyte am Ruder der Regierung eines itzt befriedigten und ruhigen Landes. Die Unruhe der Empörung hatte kein völliges Jahr gedauert. Im Anfange des Jahrs 984 nahm sie ihren Ausbruch, und in der Mitte des Octobers desselbigen Jahrs hatte sie schon der Friede vertrieben. Die Standhaftigkeit der deutschen Treue stiftete sich durch eine solche schnelle Beruhigung ein ruhmvolles Denkmahl; und zwar nicht blos bey ihren Landsleuten, sondern auch bey dem Könige von Frankreich.

Lothar hatte die Unruhen, welche der Herzog Heinrich erregte, nutzen wollen, war in Lothringen eingebrochen, und hatte sich der Stadt Verdun bemächtiget. Auch ihm gab die Minderjährigkeit des Kaisers Vorwand, dessen Vormundschaft er verlangte. Unter diesem Scheine eroberte er Lothringen, und ließ sich in geheime Verträge mit dem Herzog Heinrich ein. So bald aber dieser gedemüthigt war, erregte die muthige Tapferkeit der Deutschen, und ihr Pflichteifer für den unmündigen Herrn, die Furcht des französischen Siegers. Ohne den Angrif unsrer Vorfahren zu erwarten, und ihre Schwerdter blinken zu sehn, gab Lothar das Eroberte insgesamt wieder, entschuldigte die Unternehmungen mit Freundschaft, versicherte die aufrichtigsten Gesinnungen gegen Theophanien und dem kleinen Kaiser, und erneuerte die ehmalige Freundschaft mit dem deutschen Reiche.

Theophania führte nun die Regierung unsers Vaterlandes mit vollkomnem Ansehn und Klugheit. Willigis unterstützte ihre Rathschläge. Fast alle Schriftsteller sind so ungerecht und zugleich unaufmerksam, daß sie dem jungen Otto, welcher itzo das fünfte Jahr seines Lebens erreicht hatte, alle Thaten dieser Zeit zuschreiben. Durch diesen Mißstand verlohr Theophania das ihr gebührende Andenken. Selbst die Sorgfalt, welche ihre Zärtlichkeit für die Erziehung des künftigen Kaisers trug, ist von einigen entstellt worden. Man sagt, „sie habe zu allen Bosheiten und kindischen Unternehmungen ihres Sohns ganz stille geschwiegen„ Sieht man diesen Klagen die Mine des Pedanten nicht leicht an? Ohnstreitig mochten einige Orbils am Hofe, welche nicht wusten, wie man Prinzen erziehen muß, sich über einige Leichtfertigkeiten des kindischen Alters, leider! umsonst beklagt haben. Ueberhaupt fand man an der Theophania, als einer griechischen Prinzeßin alles tadelhaft, was nicht nach Weise der Väter geschahe. Damals übertrieben die Deutschen die Nationalliebe bis zum Hasse alles ausländischen. Wenn sie itzo uns, ihre Nachkommen, sehen sollten, wie da? Wir sind mit unsrer Verfeinerung so weit gediehen, daß uns das ausländische und fremde eben am meisten gefällt, und das unsrige mißfällt. — Veränderte Zeiten!

Einen Mann gab es doch auch damals, der zu sehr Hofmann war, um nicht zu schmeicheln, und dem ausländischen seinen Beyfall zu versagen. Gerbert, der gelehrteste Mann seines Jahrhunderts, und zugleich — eine schöne, aber nicht allgemeine Verbindung! — ein Mann von Geschmack, und schon von mancherley Schick-

salen versucht, die seinem Ruhme auf der Seite des Genies und der Wissenschaften dennoch keinen Glanz benahmen; dieser hielt sich itzo am kaiserlichen Hofe der Theophania auf und unterrichtete ihren Prinz. Die Wahl konte nicht vortreflicher seyn. Gerbert, welcher überall verehrt und bewundert war, trug diese Ehre nun auch auf seinen fürstlichen Zögling über. Der junge Otto bekam sehr zeitig den stolzesten Ehrennahmen, und hieß mirabilia mundi, das Wunder der Welt. Wenn Gerberts Lobspruch im buchstäblichen Sinne wahr ist, daß der Prinz, der noch nicht das fünfte Jahr zurückgelegt hatte, schon Socratische gelehrte Unterredungen hielt, (disputationes socraticas) so ist seine Fähigkeit allerdings sehr wunderbar gewesen. Der Graf Hoico scheint mehr sein Gesellschafter und Oberaufseher, als eigentlicher Lehrer gewesen zu seyn. Der dritte, den die Geschichte von seinen Lehrern rühmt, war Bernhard, mit dem Beynahmen des Heiligen, nachher Bischof zu Hildesheim.

Die verbundnen Bemühungen der Lehrmeister bildeten den Prinzen mit vielem Glück, wozu Theophania das meiste selbst beytrug. Vorzügliche Gunst und wahre Achtung gönte Otto dem seinem Gerbert, wie die noch vorhandnen Briefe beweisen. Otto besaß ungemein grosse Talente, ein sehr lebhaftes Genie, Scharfsinn und Witz. Entweder der Geist, oder die Empfehlung seiner Mutter, flößte ihm eine ganz besondre Neigung zu dem Geschmack und der Gelehrsamkeit der Griechen ein. Es hat Leute gegeben, die diese Neigung getadelt, auch wohl beschimpft haben. Und doch macht sie dem Prinzen die gröste Ehre. Man erinnere sich

an das Bild, welches wir oben von dem damaligen griechischen und deutschen Geschmack zeichneten. Der junge Kaiser blieb in keinen zu seiner Zeit bekanten Wissenschaften fremd. Gerbert war auch in der Arithmetik sein Lehrer. Ein gebildetes Genie ward Otto der dritte unter der Aufsicht seiner vortreflichen Mutter, der Theophania. Nach ihrem Tode besiegten ihn die Vorurtheile seines Jahrhunderts, und er scheint sich unähnlich zu seyn. — Ein Genie, in Wissenschaften erfahren, mit Geschmack, Witz und Beurtheilung, in einem härnerem Untergewande, um Frömmigkeit zu üben; nach den Gebeinen eines getödteten Bischofs hinwandernd, den die Preussen gemartert haben sollten, um sein Grab zu verehren — ist dieß nicht seltsam? Ein Prinz, der die Philosophie liebt, und die Schriften des Boethius mit Vergnügen öfters ließt, thut in der Kirche von St. Emmeran halbe Pönitenz, auf einer schlechten, unansehnlichen Bank sitzend, und eine scharfe Strafpredigt anhörend. Er vertauscht den zu Aachen gefundnen güldnen Thron Carls des Grossen mit — — mit den Gebeinen des Bischofs von Prag, Adalberts. Dieses alles aber geschah erst nach dem Tode der Theophania, da sie ihn nicht mehr leitete; da Otto, nach dem Zeugniß einiger geistlichen Scribenten, „seine wilde Jugend ablegte, und eine vernünftige Aufführung „bezeugte.„ Zu diesen Zeiten hiessen die hohen Geistlichen, die Bischöffe, Ihro Majestät. —

Die Bildung ihres Prinzen gibt der Theophania den geringsten Anspruch auf die Verehrung der Nachwelt. Weit grössere erwirbt ihr die Klugheit ihrer Regierung,

gierung, deren Jahre sie in Urkunden von ihrem Gemahl, Otto dem zweyten an, zählt.

Nach hergestellter Ruhe in Deutschland ging die Kaiserin mit ihrem Prinz nach Quedlinburg, wo eine feyerliche Versammlung der Reichsstände gehalten wurde. Im folgenden Jahr 985 bewirkte sie mit ihrem Gehülfen, dem Willigis, die völlige Aussöhnung des gedemüthigten Herzogs von Bayern; welcher dieses Herzogthum wiederum erhielt. Sie sorgte noch in verschiednen Reichstagen für das Wohl des ihr anvertrauten Staates mit Politic und Gerechtigkeit. Einzelne Erzehlungen von einzelnen Unterhandlungen würden hier den Leser ermüden, und nichts mehr sagen, als daß Theophania ihren geschäftigen Geist als Regentin in seiner völligen Ausdehnung und Wirksamkeit zeigte. Ihr Ansehn erhielt die allgemeine Ruhe, und gab zugleich der Kaiserlichen Hoheit neuen Nachdruck und Wachsthum. Der Geschichtkundige bemerkt, daß unter der Herrschaft der Ottonen überhaupt zwar die Gewalt des Kaisers sehr gestiegen ist; für unsre Prinzeßin ist es Ruhm, daß sie dieselbe zu erhalten und so gar in einigem Betracht zu vermehren wuste.

Der äuserliche Glanz des Hofes wurde unter ihrer Regierung besonders erhöht. Sie suchte die Pracht des occidentalischen Kaiserthums, so viel es sich thun ließ, derjenigen zu nähern, welche sie an ihrem väterlichen Hofe zu Constantinopel gewohnt gewesen war. Sie liebte den Anstand und zuweilen etwas cermoniel-les; auch einige neue Hofbediente hatten dieser Neigung ihren Ursprung zu danken. Die Geistlichkeit genoß unter ihrem Scepter nicht die ausschüttende Freygebig-

keit, welche sie vorher bereichert hatte. Dennoch behielt die Kaiserin eine gewisse Mäßigung bey, und hütete sich für Beleidigungen eines Standes, dessen Herrschaft über den Pöbel allgemein war, und dessen Argliſt sie kante. Das unsittliche, oft wüste Leben der Geistlichkeit muste ihre Einsicht verabscheuen. Eben so sehr haßte sie die Unwissenheit und Thorheit, die ihr Zeitalter verdunkelte. Ihr Hof war der Aufenthalt der berühmtesten Gelehrten; denn sie liebte die Wissenschaften und den Witz, weil sie selbst dieses edlere Talent besaß. Für ihre vaterländische Sitten und griechisches Costume hegte sie viele Zärtlichkeit; dennoch richtete sie die Deutschen, und regierte sie nach deutschen Gesetzen.

Einige Vorfälle auserhalb dem Bezierk des deutschen Reichs zeigten den Werth ihrer Eigenschaften auch fremden Ländern. Die Blicke ihrer Staatskunst schränkten sich nicht auf Deutschland ein. Bald nach dem Anfange ihres Reichs entstunden Streitigkeiten zwischen dem Herzoge von Böhmen, Boleslaus, und dem Herzoge von Pohlen, Miseco. Der letztere suchte den Beystand unsrer Prinzeßin, welche sich eben zu Magdeburg aufhielt, da die Gesandten ankamen. Sie schickte den Erzbischof dieser Stadt, Giseler, nebst verschiednen Grafen an den Miseco, und erhörte seinen Gesuch. Er wurde von den Sachsen unterstützt, und Boleslaus von den Untermärkern und Pommern. Diese beyden Nationen reizte ein beständiger Haß gegen die Sachsen. Boleslaus ging den Deutschen entgegen, ließ sich aber mit ihnen in Unterhandlung ein, und bat sie, durch ihr Ansehn die Mißhelligkeiten zwischen

ihm

ihm und dem Herzog Miseco beyzulegen. Sie zogen, von seiner Verstellung verführt, mit ihm. Kaum waren sie in seiner Gewalt, so ließ er sich von ihnen den Eid der Treue schwören, und behandelte sie, wie Gefangne. Als er mit ihnen bis an die Ufer der Oder gekommen war, schickte er eine Gesandschaft an den Herzog Miseco, und meldete ihm, daß er seine Bundsgenossen, die Magnaten von Sachsen, in seiner Macht habe; und ihr Schicksal solle sehr grausam seyn, wenn Miseco ihm nicht Genugthuung gäbe. Miseco besaß nicht die feige Furchtsamkeit, welche Boleslaus vermuthete. Er gab auf die Drohungen zur Antwort, daß er nichts, wegen des gedrohten Verhängnisses seiner Bundsgenossen, nachgeben würde. Da änderte Boleslaus seine Entwürfe und zog sich zurück, nachdem er den Deutschen ihre Freyheit gegeben hatte. Theophania sah sich nicht fähig hinlängliche Rache wegen ihrer beleidigten Gesandten zu nehmen; denn sie wuste, daß ohne viel Nachdruck, wenn es nöthig ist, nichts wichtiges zu unternehmen sey. Die Slaven, diese hartnäckigen und damals noch mächtigen Feinde des deutschen Reichs, erfoderten ihre Wachsamkeit, und hielten sie itzo von einem Kriege ab, davon sie ohnehin nicht grosse Vortheile erwarten konte.

Indessen war Lothar, der König von Frankreich, am 2 Merz 986 gestorben. Die verwittwete Königin, Emma, die Tochter der Adelheid, vom ersten Gemahle, dem Könige von Italien, Lothar, übernahm die Regierung. Der Kronprinz Ludwig war ohngefähr neunzehn Jahr alt. Carl, Herzog von Lothringen, stiftete sehr bald zwischen der Mutter und dem Sohne Uneinig-

keit, welche bis zu öffentlichen Beleidigungen stieg. Die verwittwete Königin wurde eines unerlaubten Umgangs mit dem Bischofe von Laon beschuldigt. Sie wendete sich, bey dieser Noth, an das Mitleid unsrer Kaiserin und ihrer Mutter der Adelheid.

„Ich habe alles verlohren, schrieb sie, da ich den „König verlohren habe. Meine Feinde freuen sich, „da ich keinen Bruder, keinen Verwandten, keinen „Freund finden kan, welcher mir Beystand leiste. „Komt einer Tochter, die unter ihrem Schmerze liegt, „bald zu Hülfe: Erlaubet mir den Sohn der Theophania zu verehren, da ich den meinigen hassen „muß.„

Adelheid, nebst vielen andern Fürsten söhnten wiederum die uneinigen aus. Theophania that bey dieser Sache nichts, woran vielleicht die Abneigung zwischen ihr und Adelheid Ursache war, welche, obgleich ohne starken Ausbruch, immer fort dauerte. Die verwittwete Königin von Frankreich schrieb an die Theophania selbst, und beklagte sich über ihr Schicksal.

Unter diesen Streitigkeiten starb der junge König von Frankreich, Ludwig der V, und ein neues Geschlecht bestieg nunmehr, in dem Hugo Capet den Thron von Frankreich. An dieser Revolution nahm Theophania, als Kaiserin von Deutschland, Antheil. Carl, der Herzog von Niederlothringen, der Vetter des verstorbnen Königs von Frankreich, der letzte von dem Stamme Carls des Grossen, war freylich der nächste Erbe der Krone. Allein er hatte die Nation zum Feinde. Hugo Capet besaß völlig die Zuneigung derselben, und wurde von den Grossen des Reichs einmü-

thig

thig als König erkant. Der wilde und heftige Charakter des Herzogs Carl brach in Drohungen aus, da er sahe, daß man ihm die Krone entrissen hatte. Hierauf grif er zu den Waffen, sammelte ein Kriegsheer, und wollte sich mit dem Degen den Weg zum Throne bahnen. Er suchte Hülfe bey Theophanien, deren Vasall er war. Die Kaiserin hielt eine Versammlung der Fürsten zu Ingolheim. Man berathschlagte sich über die Ansuchungen des Herzogs. Es konte dem deutschen Reiche immer angenehmer seyn, wenn ein ander Geschlecht, als das Carolingische, die französische Monarchie beherrschte. Das Interesse Carls war also nicht der Staatsklugheit des kaiserlichen Hofes sehr wünschenswerth. Carl rückte indessen mit seiner Armee vor Laon. Die Stadt ergab sich dem belagerndem Herzoge, ehe Hugo Capet zu Hülfe kommen konte. Die verwittwete Königin Emma, die Gemahlin Lothars, wurde gefangen. Theophania verlangte die Freyheit dieser so nahe verwandten Prinzeßin, aber Carl verweigerte dieselbe. Hugo ging nun selbst auf den Herzog loß, und belagerte ihn in der vor kurzem eroberten Stadt. Hier both die Kaiserin Theophania beyden Prinzen ihre Vermittlung an. Hugo war so gleich dazu bereit: nur Carl nicht. Der biegsame, schlaue Hugo ging noch weiter, und schlug eine persönliche Unterredung seiner Gemahlin mit unsrer Kaiserin vor. Beyde Prinzeßinnen sprachen einander zu Stenay. Der neue König von Frankreich wünschte die Freundschaft mit dem Kaiserlichen Hofe, und erhielt was er wünschte. Theophania wurde dem schmeichelnden Hugo geneigt, und unwillig auf den

schwächern, aber dennoch trotzigen Herzog Carl. Sie überließ die kriegenden Prinzen ihrem eignem Schicksale. Carl wurde gefangen, und starb für Gram und Verdruß kurze Zeit hernach. Sein Unglück war die Frucht einer unbesonnenen Störrigkeit. Hugo hatte sein neues Königreich der Nachsicht und Freundschaft Theophaniens zu danken.

Deutschland war itzo so wohl in Absicht seiner Nachbarn sicher, als innerhalb seiner Grenzen ruhig. Von solchen Zeiten ist die Geschichte am stillsten; ihre Bestimmung will es, daß sie bey den Unfällen für die Menschheit an gesprächigsten sey.

Unsere Kaiserin vergaß nicht, auf den ganzen Umfang ihres Regierungssystems aufmerksam zu seyn. Die Wohlfarth ihrer Unterthanen, die Vortheile der ernährenden Ruhe, und die sittliche Ordnung ihrer Staaten beschäftigten ihre Sorgfalt bis ins Jahr 989, wo sie sich nach Italien verfügte, um die Macht der Herrschaft auszuüben.

In Rom hatte die päbstliche Würde zeither zu einer Reihe von Verwirrungen Anlaß gegeben. Bonifacius, welcher sich in Constantinopel aufgehalten hatte, komt zurück, und setzt sich, durch die Macht der Gewaltthätigkeit, auf den päbstlichen Stuhl. Er tödtet seinen Vorgänger in der geraubten Würde, und wird, nach einer gewöhnlichen Mode, wieder getödtet. Unter dem Nachfolger von ihm, Johannes dem XV treibt die Herrschaft den ersten des römischen Raths, den Grund zu einer unumschränkten Gewalt zu legen. Crescentius, so hieß dieser stolze Geist, ist schon fähig dem Pabste Gesetze zu geben, und dem Joche seiner

Maas-

Maasregeln unterwürfig zu machen. Hier erscheint die Kaiserin Theophania in Italiens Grenzen, wo auch andre Auftritte die Gegenwart der Majestät erfoderten.

Der Herzog von Capua, Landenulph, war von einigen Bösewichtern ermordet worden. Der Marggraf von Tuscien, Hugo, ein treuer Diener des kaiserlichen Hauses rückte, auf Befehl der Regentin, hierauf vor Capua, und foderte die Ueberlieferung von den Mördern des Herzogs Landenulph. Man verweigerte sie ihm, und der Marggraf muste also die Stadt belagern. Da die Noth der beste Rathgeber wurde, erhält er die verlangten Mörder, welche ihre gebührende Strafe empfingen. Laidulph, der Bruder des Herzogs, hatte wenigstens die Hinrichtung desselben vorher erfahren, und wurde also seines Herzogthums beraubt und ins Elend verwiesen. Die Herrschaft über Capua erhielt Ademar, ein vornehmer Capuaner.

Theophania übte hierauf in Italien und Rom die Rechte der kaiserlichen Hoheit aus. Sie regierte daselbst mit einer unumschränkten Herrschaft. Es ist ein Beweis von dem Ansehn und dem Geiste unsrer Prinzeßin, daß, während ihrer Regierung, die so aufrührerischen Italiener, welche nachher gegen ihren Prinz so treulos waren, in der vollkommensten Ruhe und Schuldigkeit blieben. Eine weibliche Regierung, wenn sie eine schwächere Seele geführt hätte, würde dieses Glück nicht genossen haben.

Nachdem unsre Prinzeßin die Gerechtsame des Kaisers in Italien völlig befestigt, und die ganze Ver-

fassung dieses Landes in Ordnung gebracht hatte, begab sie sich mit ehrenvollem Glanze wiederum zurück zu ihrem Prinzen. Sie durchreißte mit demselben Lothringen, und eröfnete ihm durch ihre Beyspiele diejenigen Quellen der Regierungskunst, aus welchen sie am reinsten geschöpft wird. Ihr Eifer für die frühere Bildung ihres Sohns war der Zärtlichkeit gleich, mit welcher sie so fruchtbare Talente in dem jungen Kaiser vereinigt sah. Sie hofte in seiner künftigen Herrschaft die Hoheit des Throns vermehrt zu sehn, und die süsseste Ergötzung des Alters in einem glorreichen Sohne zu finden. Umsonst. Die Hofnung macht auch sie zum Gegenstande ihres betrügerischen Spiels. Mitten unter Sorgen, Absichten und Entwürfen, überrascht den 21. Junius 991 zu Nimwegen Theophanien unvermuthet der Tod.

Wir wollen ihr keine lobpreisende Leichenpredigt halten. Ihr Leben hat uns ihren Charakter gezeigt, und wo ich nicht irre, so war er liebenswürdig: wenn man ihn mit gesunden Augen, ohne Vorurtheile, betrachtet. Theophaniens geliebter Prinz war in einer noch kurzen Regierung unglücklich, und würde es vielleicht nicht, wenigstens nicht so sehr, geworden seyn, wenn Theophania länger gelebt hätte.

* * *

Ich habe, bey dieser Lebensbeschreibung der Theophania, unter verschiednen Nationen, und derselben Schriftstellern, herum wandern müssen. Die vornehmsten Gewährsmänner meiner Erzehlung will ich ganz kurz angeben.

Um

Um den Zusammenhang der Begebenheiten einzusehn, und zugleich dem Charakter der Theophanie das hellste Licht zu geben, muste ich die Quellen der byzantinischen Geschichte suchen. Zonaras, Cedren und Curopalates wurden alsdenn erst pragmatisch, wenn eine sorgfältige Vergleichung, die Wahrheit und den Geist der Begebenheiten, gesichtet hatte. Es schien mir nothwendig, so viel von den Vorfällen zu Constantinopel zu erzehlen, als ich Einfluß auf die Prinzeßin fand, deren Leben ich schilderte.

In dem Vortrage der deutschen Begebenheiten folgte ich dem Wittekind, so weit er reichte, und dem Bischoffe Ditmar, welcher, bey allen bischöflichen Maasregeln seiner Zeit, dennoch ein schätzbares fleißiges Verzeichnis der Begebenheiten liefert. Es komt bey ihm nicht darauf an, wie, sondern was er erzehlt.

Ein zweyter Bischof Luitprand, (oder, wie Canisius erhärtet, Liutprand) hat mir den Hauptstoff zu den Erzehlungen gegeben, welche der Ankunft Theophaniens in Deutschland vorangehen. Wer ihm aber ohne Vorsichtigkeit traut, komt fast auf jeder Seite in die Irre. Er war der Gesandte des Otto an den Nicephorus, und bekam den Auftrag, um die Prinzeßin für den jungen Kaiser anzuhalten. Sein schlechter Empfang und die rauhe Begegnung, welche er zu Constantinopel erfuhr, reizte seinen ganzen Zorn; welcher auch der Nachricht, die er selbst von dieser Gesandschaft hinterlassen hat, eine übetriebne Farbe gibt. Wenn man diese Nachricht mit seiner Europäischen Geschichte vergleicht, so wundert die mindeste Aufmerk-

samkeit

samkeit sich. Hier erzehlt er mit einer Art von Lobe und Beyfall; dort mahlt er die Sitten und Begebenheiten mit heftigen Zügen. Der Kenner der Geschichte wird die Gründe leicht einsehn. Lächelnd bemerkt man die Mühe, die er sich gibt, den Hof zu Constantinopel lächerlich zu machen, indem er selbst von sich Dinge erzehlt, und so erzehlt, daß mehr das Lächerliche auf ihn, als seinen Gegenstand, fällt.

Auser dem schon angeführten Ditmar und dem Siegebert von Gembloux, erzehlt das Chronicon Quedlinburgense (in Menkenii Scriptt. To. III.) verschiedne einzelne, nicht unwichtige Begebenheiten, welche in das Leben der Theophania gehören. Ich habe diese Schriftsteller mit dem Adam von Bremen, den Annalibus Hildesheimensibus, und den übrigen spätern Geschichtschreibern in verschiednen einzelnen Stücken der Erzehlung um Rath fragen müssen.

Odilo, der Abt von Clugny, und Verfasser von dem Leben der heiligen Adelheid, sollte in der Reihe meiner genanten Quellen viel eher seyn genant geworden. Allein seine geringe Beurtheilungskraft, unschmackhafte Erzehlung, und heilige Einfalt, verdunkelt seine Treue so weit, daß man auch die Facta, nicht ohne Behutsamkeit, glauben darf.

Das schätzbarste Denkmahl der Geschichte von Otto dem dritten und der Theophania sind die Briefe des berühmten Gerberts, des Lehrmeisters der Jugend dieses Prinzen. Man lernt aus demselben die Verfassung des Hofes, und den Zustand dieser Zeiten. Wenn er eigentlich Geschichtschreiber wäre, so würde

ich

ich ihn unter den erstern Zeugen meiner Erzehlungen genant haben.

Die neuern Schriftsteller, welche uns die Regierung der Ottonen beschreiben, erwecken viel Verdruß und Ekel, wenn man genauer forscht. Die Commentarii des Mascovs werden durch eine trockne, unfruchtbare Kürze, demjenigen, welcher in den Zusammenhang der Begebenheiten und der Schicksale Verkettung dringt, schlechte Gnüge leisten. Dennoch behaupten sie unter ihren Brüdern einen vorzüglichen Rang.

Struv mengt und mischt, in seinem grössern Werke, so viel unter einander, und paragraphisirt so hinweg, daß man ihn weder brauchen, noch loben, noch billigen kan, wenn man die Würde eines guten Geschichtschreibers behaupten will. Man findet viele historische Fehler bey ihm.

Mehr Untersuchung und Mühe bezeichnet Hahns teutsche Staats- Reichs- und Kaiserhistorie. Nicht als chronologische oder pragmatische Geschichte, sondern als Collectanea, die mit vielem Fleisse und Gelehrsamkeit verfertiget sind, verdient sein Werk Achtung, und gibt Brauchbarkeit.

Verschiednes von der Regierung der Theophania erzehlt Barre in seiner Geschichte von Deutschland. Er gefällt in seiner angenehmen Kleidung, und ist zu artig, um immer ehrlich und aufrichtig zu seyn.

Leben Heinrichs des Löwen,

Herzogs von Sachsen und Bayern.

Alles, was das Leben eines Sterblichen, die Reihe von nachfolgenden Jahrhunderten hindurch, merkwürdig machen kan, scheint sich im Heinrich dem Löwen vereinigt zu haben. Die Geschichte unsers Vaterlandes kennt keinen Fürsten, der ihn an Ruhm übertrift, und wenige, die ihm gleich kommen. Sein Jahrhundert empfing von ihm die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten, und die Nachwelt betrachtet sie mit Aufmerksamkeit.

Abwechselungen des Glückes ist das Geschick der Menschheit; und es ist eine allgemeine Wohlthat GOttes, durch den Contrast des immer abändernden Guten und Bösen, das Gefühl des Guten, die Freude des Geistes, desto lebhafter zu machen. Allein, wenn die Revolutionen der Schicksale Achtung und Mitleid, Bedaurung und Bewundrung erzeugen, so wird das Schauspiel dieses Lebens für die Betrachtung interessant. So liessen die Schicksale unsern Fürst auf dem Theater der Welt glänzen: verfolgten ihn erst, dann lächelten sie ihn wieder an, und hoben ihn auf den höchsten Gipfel der Glückseligkeit; dann stürzten sie ihn wieder herab, und verfolgten den verlaßnen Günstling mit ungerechter Macht. Dennoch blieb Heinrich der gröste Fürst

Deutsch-

Deutschlands, und verlohr das geringste, da er das meiste zu verliehren schien; denn erhabne Geister besitzen so viel eignes, daß der Verlust von allem, was sie verliehren können, noch kein wesentlicher Verlust ist.

Im Jahr 1129 wurde Heinrich gebohren; eben als sein glorreicher Vater, Heinrich der Großmüthige, die Waffen zur Vertheidigung seines Schwiegervaters, des Kaisers Lothar in Schwaben gegen die Hohenstaufischen Fürsten führte. Einer dieser Fürsten wurde hernach selbst Kaiser; daher die Verbitterung der Guelphischen und Hohenstaufischen Häuser entsprang. Gleich nach dem Tode Lothars, und der Erhöhung Conrads auf den Thron von Deutschland, brach die Rachsucht der schwäbischen Feindschaft aus. Der vorige Theil dieses Werks schilderte die Vorfälle, welche Heinrich der Großmüthige erfuhr, und also zugleich die ersten Schicksale unsers kaum gebohrnen jungen Heinrichs.

Indeß der Vater unsers Prinzen mit den gefährlichsten Ungerechtigkeiten des Kaiser Conrads kämpfte, und seine Länder wieder die Gewaltthätigkeit beschützte, wuchs unser junger Prinz zum künftigen Helden auf. Nach der Gewohnheit seines barbarischen, und von Vorurtheilen verfinsterten Zeitalters, wurde er erst im siebenten Jahre seines Lebens getauft.

Die Dunkelheit dieses Seculums konte einem lebhaften Geiste nicht viel Nahrung geben. Diejenigen, von denen damals die Jugend unterrichtet wurde, waren Geistliche: aber Vorurtheile und Aberglauben machte jede Köpfe schwindelnd, und der Stolz, welcher die Erstgeburt der Unwissenheit ist, hielt sie, wie gewöhnlich, von aller Aufklärung des Verstandes ab. Mun-

tern

tern Seelen prägen sich die erstern Grundsätze tief ein, und haben einen Einfluß auf das ganze Leben. Dieser Wirkung muß man jene, oft bis zum Aberglauben übertriebne, Frömmigkeit Heinrichs zuschreiben, wenn wir unsern Prinz nach Jerusalem wandern, oder den Bischöffen grosse Verehrung, ohne dem Grunde des Verdiensts, erzeigen sehn werden: und an mehrern Stellen seiner Lebensbeschreibung muß man an diesen ersten Unterricht der weichern Jugend zurück denken. Heinrichs Bildung hatte viele Grundsätze der abergläubischen Clerisey zu danken.

Die Sachsen behaupteten jederzeit den Charakter einer kriegrischen Nation. Unser Prinz genoß sehr frühzeitig die geschickteste Unterweisung in der Kriegskunst. „Heinrich, (erzehlt ein alter Schriftsteller) ein Prinz von vieler Schönheit und vortreflicher Bildung, begabt mit einem grossem Genie, weihte seine Jugend nicht der Trägheit und der Ueppigkeit, sondern lernte, mit Fleiß und Anstrengung, Reiten, Fechten, die Waffen führen, übte sich im Wettrennen, und den übrigen kriegrischen Künsten. Er that es allen zuvor, und wurde dennoch von allen geliebt. Er verband mit Anstand Bescheidenheit; enthielt sich von allen Ausschweifungen der Weichlichkeit, und zeigte, sehr früh schon, eine gewisse strenge Ernsthaftigkeit, Muth und Feuer.„

Unter diesen Vorbereitungen, einst seines tapfern Vaters würdig zu werden, welchen er doch nachher so gar an Ruhm übertraf, kaum mit dem Anblicke der Weltbegebenheiten und den Schicksalen der Sterblichkeit bekant, verlohr er 1139 seinen ruhmreichen Vater,

der ihm zu Quedlinburg, durch einen schnellen vom Gifte bereiteten Tod, entrissen wurde. Noch nicht hatte unser Prinz zehn völlige Jahre gelebt, als er seinen Vater verlohr, und mächtigen Feinden seine Länder bloß gestellt sah. Der Tod Heinrichs des Großmüthigen erweckte viele freudige Hofnungen. Albrecht, der Marggraf von Nordsachsen, oder der heutigen Mark Brandenburg, machte Ansprüche auf Sachsen, und glaubte sie nunmehr gewiß auszuführen. Der Kaiser Conrad entwarf sich neue Plane zur Vermehrung seiner Macht, auf Unkosten der Rechte von unserm jungen Prinzen. Leopold, der Herzog von Bayern, welchem dieses Land vom Kaiser gegeben und Heinrichen entrissen war, sah den Besitz seines neuen Staats sich aufs gewisseste versichert. Zwey Frauen werden Vormünderinnen von dem jungen Heinrich: seine Mutter Gertraud, die Tochter des Kaisers Lothar; und Richenza, die Wittwe eben dieses Kaisers. Die Aussichten verdunkeln sich und drohen Ungewitter.

Richenza, deren Charakter und Klugheit uns das Leben Heinrichs des Großmüthigen gezeigt hat, wußte die Treue der Sachsen für ihren jungen Enkel zu erhalten und zu befestigen. Sie entschlossen sich, ihren unmündigen Fürst zu beschützen. Der Marggraf Albrecht kam nach Sachsen, um sich dieses Landes zu bemächtigen; allein er fand die Treue der Sachsen unbesiegbar. Mit Lebensgefahr muste er aus Bremen entfliehen, und konte sich kaum erretten. Er flüchtete zum Kaiser Conrad und suchte Schutz; allein wo die Waffen den Ausschlag geben, da hilft die Beschützung der Versprechungen nichts.

Albrecht war, mitten unter Gnadenbezeugungen Conrads, unglücklich. Auf dem Reichstage zu Worms 1140 genoß er des Titels eines Herzogs von Sachsen, indeß die Sachsen nicht nur ihn verachteten, sondern seiner eignen Länder so gar beraubten. Rudolph, der Graf von Stade, von der Freundschaft der Sachsen unterstützt, brach in die Länder Albrechts ein, eroberte die festen Plätze, zerstörte sie, und ward Herr von Soltwedel und allen Besitzungen des Feindes von dem jungen Heinrich.

Zu gleicher Zeit führte Welf, der Onkel unsers Heinrich die Ansprüche der Gerechtsame auf Bayern mit Waffen und Muth aus: Leopold, welchem Conrad das Herzogthum Bayern gegeben hatte, war eben noch mit Unterwerfung dieses Landes beschäftiget, als der muthige Welf ihn unvermuthet am 13 August 1140, bey der Belagerung des festen Schlosses Balay überfiel, und mit empfindlichem Verlust hinweg schlug. Neue Hofnungen trieben den Eifer zu neuen Unternehmungen. Conrad belagerte das Schloß Weinsperg. Welf suchte diesen festen Ort zu entsetzen, und grif den Kaiser Conrad an; aber er wurde besiegt, verlohr den besten Theil seiner Truppen, und floh mit wenigen, die ihn nach dieser Niederlage begleiteten, davon. Weinsperg ergab sich dem Sieger; Welf suchte Mittel zu neuen Hofnungen; und so erwartete man die Schicksale des künftigen Jahrs.

Diese gaben durch den Tod des Herzogs Leopold von Bayern zu neuen Entwürfen Anlaß. Conrad trachtete mit Ernst nach einer Beruhigung des Reichs, und zugleich das Herzogthum Bayern seinem andern Stief-

Stiefbruder, dem Marggraf Heinrich zuzuwenden. Die Unruhen aber schienen durch diese neue Beleidigung des Gvelphischen Hauses noch mehr entflamt zu werden. Man bemühete sich daher nach Mitteln eines guten Vergleichs. Die Hauptperson des Gvelphischen Hauses war, bey der Jugend Heinrichs, seine fürstliche Mutter, die hinterlassene Gemahlin des großmüthigen Heinrichs. Diese suchte Conrad in sein Interesse zu ziehn, und sich verbindlich zu machen. Kan man sich das schöne Geschlecht wohl durch etwas höher verbindlich machen, als durch Vermählung? Gertraud war noch in ihrem muntern Alter, und schlug die angebotene Vermählung mit dem Marggraf Heinrich, welcher nun Herzog von Bayern wurde, nicht aus. Auf diese Verbindung baute man die Vorschläge eines Friedens, welcher zerrüttende Unruhen endigen sollte.

Auf dem Reichstage zu Frankfurth, welcher 1142 gleich nach Ostern gehalten wurde, feyerte man diese Vermählung zwischen dem Herzog von Bayern, Heinrich, und der Mutter unsers jungen Fürsten, mit einer königlichen Pracht. Die Feyerlichkeiten dauerten vierzehn Tage, und verherrlichten die Hofnungen künftiger Ruhe und neuer Freundschaften. Fast alle Fürsten des teutschen Reichs waren zugegen. Die Sachsen erhielten die Gnade des Kaisers, und die Bestätigung ihres geliebten jungen Herzogs Heinrich, welchem man die Bedingung auflegte, auf das Herzogthum Bayern, welches seine Mutter und ihr Gemahl in Besitz nahmen, nunmehro Verzicht zu thun. Unser junge Prinz war damals dreyzehn Jahr alt: und wenn er es also auch sich gefallen ließ, sich von Bayern loßzusagen, und mit

dem Herzogthum Sachsen zufrieden zu seyn, konte wohl der erschmeichelte Wille eines Unmündigen gültig seyn? oder in der Folge der Zeit dem reifern Verstande eine Verbindung der Kindheit auferlegt werden?

Indessen schien nunmehr Deutschland von einer gefährlichen Streitigkeit befreyt. Heinrich, der künftige Löwe, besaß das Herzogthum Sachsen: die Mutter desselben, nebst ihrem Gemahle, Bayern: Albrecht genoß wiederum die Regierung und Einkünfte der entrißnen Länder. Nur Welf, der Onkel unsers Heinrichs, war unzufrieden, und gab durch den Ausbruch seines Unwillens ein Vorspiel der nachmaligen Streitigkeiten. Er behauptete die Ansprüche auf Bayern; und wenn der junge Heinrich sie auch aufgegeben hätte, so gehöre ihm dieses Land, behauptete er, nach dem Erbrecht. Seine Foderungen waren gegründet: Bayern, der Besitz seines Vaters, gehörte dem jungen Heinrich, oder ihm, und die Gewaltthätigkeit blieb, auch bey einem Kaiser, eine Beschimpfung der menschlichen Rechte. Diese zu rächen sammelte Welf seiner Anhänger Schaaren, brach mit einem neuen Heere in Bayern ein, machte sich verschiedne Oerter unterthan, und verwüstete andre.

Einige unglückliche Vorfälle, und die überwiegende Macht Conrads hielten zwar diesen Krieger von wichtigen Eroberungen ab, und nöthigten ihn auch, Bayern zu verlassen. Allein, er erhohlte sich wieder durch fremde Unterstützung. Der König von Sicilien, Rogerius befürchtete, daß Conrad nach Italien kommen möchte, und wie viel die Ankunft eines Kaisers schaden könne, wuste er vom Lothar her. Eben so wenig wünschte Geisa, der König von Ungarn, daß Conrad

Frey-

Freyheit seiner Absichten mit Macht verbinden könte, und sich in die Ungarischen Streitigkeiten mischte. Beyde Monarchen unterstützten also den Herzog Welf mit der mächtigsten Hülfe des Kriegs, mit vielem Gelde, welches besonders in diesem Jahrhunderte sehr leicht fähig war, Armeen zu erschaffen. Welf setzte daher seine kriegerischen Unruhen fort, bald in Schwaben, bald in Bayern, bald an dem Rhein; ohne, nach der Mode seines Zeitalters, viel zu gewinnen oder zu verliehren. Man kämpfte damals um seinen Soldaten Unterhalt zu verschaffen, und floh, um neue Zerstörungen anzurichten.

Unter diesen Vorfällen wuchs Heinrich, dessen Leben wir beschreiben, zum Helden auf. Seine Mutter genoß ihre zweyte Vermählung nicht lange, und starb schon im Jahr 1143 in der Blüthe des Lebens. Ihr Tod gab den Rechten unsers jungen Fürsten auf Bayern neue Stärke; und er nutzte sie, so bald er konte. Vorher noch bekam er, wegen der Grafschaft Stade, Streitigkeiten, nachdem 1144 Rudolph in Diethmarsen war ermordet worden. Der Erzbischof von Bremen, Alebero, maßte sich diese Länder an, welche ihm der Bruder des ermordeten Grafen, Hartwich, als Erbe schenkte. Unserm jungen Fürst aber war die Grafschaft vom Rudolf versprochen worden. Auch erhielt Heinrich das Land, nachdem der Erzbischof von Bremen in Gefangenschaft gerathen war, und in derselben den streitigen Besitz der Grafschaft an den jungen Herzog Heinrich abgetreten hatte. Die Umstände dabey werden von den Schriftstellern auf verschiedne Art erzehlt; gewiß aber ist es, daß der Herzog durch diese

Grafschaft die erste Vermehrung seiner Staaten, in früher Jugend, empfing. Sein ferneres Alter zeigt ihn uns bald im Fortgange zu neuen Vortheilen.

Er suchte sie zeitig, und, wenn die Gerechtigkeit seine Foderungen billigte, mit Eifer. So bald er die Minderjährigkeit verlassen, erneuerte er seine Ansprüche auf das Herzogthum Bayern, welche itzo desto mehr Gewicht haben musten, da seine Mutter gestorben war, welcher zu Gefallen er bloß ehemals seinen Rechten darauf entsagt hatte. Diese Foderung ward in der zahlreichen Versamlung der Fürsten Deutschlands zu Frankfurth 1147 wiederhohlt, wo sich der junge Heinrich, der das neunzehnte Jahr angetreten hatte, einfand. Der Kaiser Conrad begegnete ihm mit derjenigen schmeichelhaften Klugheit, welcher er gewohnt war, und versagte ihm seine Foderungen nicht, sondern bat mit allen Bewegungsgründen der Umstände, den Austrag dieser Sachen so lange ruhen zu lassen, bis der Creuzzug nach Palästina geendigt seyn würde. Wenn man sich erinnern will, daß Bayern die eigentlichen Erblande des Guelphischen Hauses ausmachten, und kein Grund sich zeigte, warum diese Besitzung nicht der Sohn von seinem Vater hätte erben sollen, so wird man leicht einsehn, daß unser junge Herzog weit mehr Ursache hatte, den Besitz von Bayern zu verlangen, als der ältere Kaiser nach dem gelobten Lande zu marschiren, um daselbst Gräber für Deutsche zu suchen, die eben so sanft in ihrem Vaterlande geruht hätten. Heinrich ließ sich bereden, (und er muste es) die Rückkunft des Kaisers aus Palästina, in Hofnung, zu erwarten: der Kaiser setzte zu Frankfurth die Verwaltung der Reichsgeschäfte, wäh-

rend

rend seiner Abwesenheit, in Ordnung, ließ seinen ältesten Sohn, Heinrich, zum Nachfolger erwählen, und rüstete sich nun mit Macht zum Feldzuge nach dem Orient.

Zwar hatte schon Conrad, noch als Candidat des deutschen Throns, versprochen, einen Creuzzug zu unternehmen; allein, er schien doch immer noch zu sehr Kaiser zu seyn, um an die Ausführung dieses Versprechens so zeitig zu denken. Es war weit nöthiger, die Hoheit des Kaiserthums in Italien von neuem zu befestigen, einem Lande, wo eben die wüstesten Zerrüttungen itzo am gefährlichsten für einen Kaiser wurden und seine Macht schwächten. Aber der Pabst Eugen der dritte sah es nicht gern, daß Conrad ihn selbst in Italien besuchte, und wollte lieber allein da bleiben; von der Frömmigkeit des Kaisers hofte er auch, daß er sich bewegen lassen würde, das Creuz anzunehmen.

Die seit dem Ausgange des elften Jahrhunderts entzündete fanatische Wuth, das gelobte Land zu erobern, hatte, wie eine Seuche, sich immer fortgepflanzt, und itzo, eben im Jahr 1147, wurden über zweymal hundert tausend Menschen, in Frankreich und Deutschland, ihre Beute. Der Pabst ließ an allen Orten Lermen blasen, um einen neuen Feldzug zu erwecken. Der König von Frankreich, Ludwig VII, hatte schon Gehör gegeben. Der Kaiser von Deutschland that es nun auch, hingerissen von der listigen Tücke eines Tartüffe seines Jahrhunderts, der der heilige Bernhard heißt.

Dieser Abt zu Clairvaux wurde die Springfeder des Pabstes bey der Erregung des Feldzugs gegen die Saracenen, oder des so genanten Creuzzuges. Die

Schlauheit seiner Heiligkeit hatte schon den König von Frankreich gewonnen, und viele Fürsten Europens, als Conrad sich immer noch sträubte. Dennoch ließ die Politik Bernhards den Muth ihm nicht sinken; sondern, wie er einen grossen Theil, das Creuz predigend, (wie man es nante) durchzogen hatte, in Costnitz, Zürch, Basel und Strasburg glücklich gewesen war, so begab er sich nach Speyer, wo eben Conrad damals war, und bat ihn, den Creuzzug zu unternehmen. Conrads Klugheit schlug den Antrag ab. Aber nun grif ihn Bernhard in einer Predigt, am Tage der unschuldigen Kinder 1146, mit einer nachdrücklichen Beredsamkeit und solcher Stärke an, daß Conrad, noch, während der Predigt, das Gelübde des Creuzzuges that, und, gleich nach der Predigt, aus den Händen des Abts Bernhard das Creuz, das gewöhnliche Zeichen, und die Fahne nahm. Man wird es leicht glauben, daß verschiedne andre Fürsten diesem Beyspiele folgten. So siegend wuste Bernhard zu bewegen; solche Wirkungen der Beredsamkeit sind unerreichte Höhen für alle Demosthenes und Cicerone, und alle Redner des Alterthums. Allein, man bedenke, daß Bernhard überhaupt die Gabe besaß, Wunder zu thun, wovon noch ein gutes Verzeichniß vorhanden ist. Selbst damals zu Speyer machte der heilige Bernhard einen Lahmen und Blinden gehend und sehend. —Wer wollte von solch einem Manne nicht gerührt werden? Man bat nun auch den heiligen Bernhard, die Creuzfahrer nach dem gelobten Lande zu begleiten, weil man von seiner Gesellschaft in diesem Feldzuge sich grosse Vortheile und Trost versprach. Allein, warum hätte Bernhard dieses thun sollen? Nein!

Bern-

Bernhard geht selbst nicht mit nach Palästina, genug, daß er dazu bewogen hat. Bernhard entschuldigt sich bestens, und geht nicht nach Palästina. —

Die unglücklichen, traurigen Folgen dieser thörichten Unternehmung gehören nicht hieher; zu einem Bilde der Zeiten, in welchen unser junger Heinrich lebte, sind diejenigen Züge hinlänglich, welche wir gezeichnet haben. Conrad trat, bald nach Ostern, 1147 seinen Feldzug nach dem Orient an; und indem er daselbst die Stärke und die Schätze Deutschlands hinopfert, weiht sich unser junger Prinz der Regierung seiner Staaten, und fängt schon an, die ersten schönen Thaten der Ehre zu verrichten.

Es war in der Versamlung der Fürsten zu Frankfurth, ausser dem Feldzuge ins gelobte Land, auch eine Unternehmung gegen die Slaven beschlossen worden. Diese wilden, unsittlichen Völker, Nachkommen der Vandalen und andrer barbarischen Schwärme, welche sich in viele Provinzen zerstreut hatten, waren itzt noch ihren Nachbarn fürchterlich. Die Obotriten, Leuticier und Rugier, Stämme dieser Slaven oder Wenden, welche Mecklenburg und Pommern besassen, sollten nunmehr gedemüthigt werden. Weil sie Heyden waren, so hieß der Krieg gegen sie ein Creuzzug, und die Sachsen, welche ihn unternahmen, schienen ein eben so verdienstliches Werk auszuführen, als diejenigen, die mit dem Kaiser in den Orient zogen, um Jerusalems Hütten zu erobern. Auf Seiten der Klugheit war diese Unternehmung der Sachsen auch noch verdienstlicher, als jene.

Hier war es, wo der junge Herzog Heinrich, im neunzehnten Jahre des Lebens den Pfad der Heldenehre betrat. Er ward ein Heerführer in diesem Kriege, und genoß die Gesellschaft tapfrer, im Kriege versuchter Fürsten. Die Armee gegen die Slaven führte der Herzog Conrad, von Zähringen, der Marggraf Albrecht, und nebst unserm Heinrich verschiedne andre Helden an. Man sammelte ein ansehnliches Heer, und drohte Verwüstung.

Der König der Slaven, Niclot, erwartete die Drohung nicht müßig, sondern suchte, nach der Maxime der Sieger, den Feinden zuvor zu kommen. Er berief sein Volk zusammen, rüstete sich, und überfiel mit verschwiegner Stille und desto wirksamer Macht die Stadt Lübeck, welche an dem Feste des h. Paulus sich diesen Zuspruch nicht vermuthete, und in einer recht feyerlichen Trunkenheit war, da die Armee der Slaven einbrach. Kein Widerstand: die Slaven tödten, plündern, verbrennen die Schiffe in dem Hafen, und überlassen sich ganz der Freyheit der Wuth. Ein zweytes Heer dieser Völker fällt in Wagrien ein, und setzt in den umliegenden Gegenden alles in Blut und Flamme.

Der Ruf dieser Vorfälle, welcher Westphalen und ganz Sachsen erfüllte, muste desto empfindlicher seyn, je lächerlicher es jederzeit ist, mit fürchterlichen Drohungen schrecken, und sich selbst stille angreifen lassen. Nun eilte das christliche Heer gegen die verwüstenden Slaven; sonderte sich in zwey Theile, und belagerte die zwey Festungen Dubin und Demmin an der Peene. Ein drittes Heer der Dänen kam zu Hülfe.

Den-

Dennoch richtete man nichts aus, und hob beyde Belagerungen auf, weil die Dänische Flotte von den Rugiern in die Flucht getrieben und zerstreut worden war; und die verbundenen Fürsten, wie oft, Uneinigkeit schwächte. Der Marggraf Albrecht und unser Heinrich betrachteten die Länder der Slaven als ihr unterworfenes. Sie wollten diese Länder nicht völlig verwüsten, oder vielmehr sie suchten durch einen Frieden die Unterwürfigkeit dieser Wenden. Die Bedingungen des Friedens waren einem Creuzzuge angemessen: man verlangte von den Feinden, daß sie die christliche Religion annehmen sollten. Eine Menge wurde nunmehro getauft; allein so wenig die Gottheit an dieser unmoralischen Bekehrung Vergnügen haben konte, so wenig Vortheil genossen die christlichen Fürsten davon. Weder die Taufe wurde gehalten, noch Freundschaft den Christen bewiesen. So rächten die durch das Schwerdt Bekehrte die Entheiligung der sanften Religion Christi, wiederum durch das Schwerdt. Die Dänen und andere benachbarte Länder wurden immerfort von den Slaven beunruhiget.

Heinrich hatte in diesem Feldzuge die Erstlinge der Tapferkeit geopfert, und seinen Arm zu siegen angewöhnt. Er fuhr nachher fort sich die Slaven einzeln zu unterwerfen. Wo er hinzog, so sagt die Geschichte, überwand er Slaven; und sie, um Leben und Vaterland zu erhalten, gestanden ihm jede Foderung zu. Er fing nun an, allmählig der Gebieter der wilden, barbarischen Slaven zu werden.

Um dieselbe Zeit vermählte sich Heinrich mit Clementia, der Tochter des Herzogs von Zähringen, welcher

ihn

ihn auf dem Feldzuge gegen die Slaven begleitet hatte. Nach dem Urtheile einiger Scribenten, scheint die Verlobung schon auf dem Reichstage zu Frankfurth geschlossen worden zu seyn. Meinen Lesern wird an Berichtigungen solcher unbedeutenden Wichtigkeiten nicht viel gelegen seyn. Heinrich hat zu viel auserordentliches gethan, um auf gemeine Art betrachtet zu werden.

In Dännemark stritten sich zwey Prinzen, Sveno und Canut um den Thron. Der Graf von Holstein, Adolph, ein Vasall unsers Herzogs, stand dem Canut bey. Seine Hülfe aber zog ihn in Unglück, indem die Armee des Sveno in seine Grafschaft fiel, und durch die Kunstgriffe eines Anführers jedermann von dem Grafen abwendig gemacht wurde. Der Graf entfloh zu dem Herzoge, und flehte ihn um Schutz an. Dieser nöthigte durch harte Befehle, deren Ansehn mächtig genug war, die Unterthanen von neuem, ihrem Herrn, dem Grafen Gehorsam zu leisten. Adolph gewann die Treue des Landes durch den Wink des Herzogs, und sah sich bald im Stande, den Sveno zu besiegen.

In eben diesem Jahre, 1148, demüthigte der junge Heinrich die rebellischen Dithmarsen, ein immer unruhiges, noch ganz rohes Volk. Ihre Frechheit hatte, wie wir oben erzehlten, den Graf Rudolph, ihren Gebieter ermordet. Diese Frechheit zu bestrafen ging Heinrich in das Land dieser Empörer und unterjochte sie völlig.

Um die Slaven in stärkrer Ergebenheit gegen sich zu erhalten, sah unser Fürst den Eifer des Erzbischofs zu Bremen für die Religion, oder eigentlicher für drey neu zu errichtende Bißthümer in dem Lande der Slaven,

mit

mit Vergnügen an. Hartwich, der Erzbischof, richtete die drey Bißthümer zu Altenburg, Mecklenburg und Ratzeburg wiederum auf, und sorgte mit Hitze, wie andre Menschen für ihren Eigennutz sorgen, für diese drey untergeordnete Prälaten, die von ihm abhingen und seine Hoheit unterstützten. Hartwich schien die Oberherrschaft des Herzogs Heinrich über die Slaven an der Ostsee nicht kennen zu wollen, und entzog demselben das Investiturrecht. Geistliche sind oft zu wenig mit den Rechten der Welt bekant, um sie nicht zu beleidigen. Der Graf von Hollstein aber wollte die Bischöfe nicht eher annehmen, bis der Herzog Heinrich Befehl dazu geben würde. Alles Widerstrebens ohnerachtet, welches Hartwich machte, übte dennoch der Herzog seine Rechte aus, welche mit königlichem Ansehn über die Länder an der Ostsee galten. Der neue Bischof zu Altenburg erhielt, nach Demüthigung, auch bald die Gnade, die er suchte, nachdem er vorher in gesetzten Ausdrücken an seine Pflicht war erinnert worden, ob gleich der Bischof selbst nicht daran Schuld war; ein apostolischer Ritter, itzt schon vom Alter geschwächt, und über dreyssig Jahr, unter den Slaven, unter schweren, abwechselnden Schicksalen, Vicelin, so hieß er, gehörte zu den wenigen Geistlichen und Heydenbekehrern seiner Zeit, welche Ehrfurcht verdienten.

Indessen war der Kaiser Conrad, 1149, aus dem gelobten Lande, von dem vorhin berührten Creuzzuge wiederum zurückgekehrt: geschwächt, beschimpft, ärmer am Volk und Geld, kränklich und muthlos, so wie ohne Siege und Nutzen. Er hatte unserm Herzoge versprochen, nach der Rückkunft vom gelobten Lande seinen

streitigen Anfoderungen auf Bayern Gehör zu geben. Itzt wiederhohlte sie der Herzog. Conrad versprach die Streitigkeit durch ein so genantes Fürstenrecht entscheiden zu lassen. Es war aber keine Streitigkeit, wenn der Sohn des Vaters Erbguth foderte. Diese natürliche Betrachtung, welche durch den seltsamen Vorwurf des Kaisers, daß ein Fürst nicht zwey Herzogthümer haben dürfte, mit Bitterkeit vermischt wurde, die, zumal bey einem muthigen jungen Helden, Rächung reitzte, nahm unsern Heinrich ganz ein. Der stärkste Trieb, seinen Rechten nichts zu vergeben, war ein Hauptzug in seinem Charakter, und wurde mit der heftigen Hitze beständig befeuert, welche die Triebe aller lebhaften Geister, besonders der Helden, stärkt. Itzo erwärmte die Idee des Unrechts, welches die junge Seele mächtig fühlte, den Muth. Heinrich nimt sich vor, mit dem Degen in der Hand das Herzogthum Bayern, das Erbguth seines Vaters, dem itzigen Besitzer, dem Gemahle seiner verstorbnen Mutter zu entreissen. Conrad, der Herzog von Zähringen, der Schwiegervater unsers Fürsten, konte gute Hülfe leisten, und der Erfolg schien einem jungen Helden von zwanzig Jahren, wie unser Heinrich war, immer leicht genug.

Er übertrug die Sorgfalt wegen der Slaven, und die Beschützung seiner Rechte über sie dem Graf Adolph von Holstein; ordnete die Regierung in Sachsen an, und zog mit einiger Mannschaft nunmehr nach Schwaben. Seine Gemahlin, Clementia, blieb zu Lüneburg. Aus Schwaben suchte er in Bayern einzudringen, und da seine Herrschaft zu erobern. Aber der Erfolg wurde

schnell

schnell vereitelt. Der Marggraf Albrecht und einige andre Fürsten reitzten den Kaiser, sich die Abwesenheit des Herzogs zu Nutzen zu machen, und die eignen Länder desselben anzufallen. Conrad folgte den schmeichlerischen Hofnungen und begab sich nach Goslar, wo er eine Armee zusammen zog, und auf Braunschweig anrückte, welche Stadt er in der überraschendsten Eile zu erobern hofte. In Schwaben hatte man allenthalben die Päsſe besetzt, damit der Herzog nicht so schnell nach Sachsen zurückkehren könte, dieser erfuhr die Absichten des Kaisers auf Braunschweig zu rechter Zeit, allein er konte unmöglich so gleich mit dem Heere anlangen, da man den Rückzug abgeschnitten hatte. Es war eben das Weyhnachtsfest nahe: Heinrich ließ allenthalben bekant machen, daß er dieses Fest in einer Schwäbischen Stadt feyern wollte, und lud die Menge seiner Bedienten und Freunde dazu ein. Da dieser Ruf allgemein genug verbreitet war, und der Herzog dadurch seine Feinde sicher gemacht hatte, schlich er sich, bey der Dämmerung der Abendzeit, mit dreyen seiner Vertrautesten, heimlich und verkleidet davon, und eilte in nächtlicher Stille nach Braunschweig. Er kam unbemerkt, glücklich durch die auflaurenden Feinde hindurch, und am fünften Tage in Braunschweig an. Diese unvermuthete Erscheinung des Herzogs verwandelte die zitternde Furcht seiner Freunde in Muth, und den Muth seiner Feinde in Furcht. Conrad zog sich mit seinem Heere zurück, und sah alle seine Hofnung vernichtet. So wichtig und groß hatte unser Heinrich schon seine Person zu machen gewust — da er ein und zwanzig Jahr alt war. Seine Gegenwart erhielt alles in Ruhe.

Die Geschichte erzehlt uns, daß der junge Held schon um diese Zeit verschiedne listige Nachstellungen seines Lebens zu überwinden gehabt habe. Wahrscheinlich ist diese Tücke, bey der Lage des Herzogs, ungemein. Verdruß, welcher aus Hochachtung und Vergleichung von Vorzügen mit eignen Schwächen entsteht, der Neid gebiert allemal Feinde, und diese hassen allemal am heftigsten, wenn sie sich am höchsten fürchten. Eine Menge von Fürsten muste den jungen, ehrbegierigen Heinrich fürchten, der auserordentliche Dinge versprach, weil er schon auserordentliche Dinge geleistet hatte.

Eine unvermuthete Veränderung auf dem Throne Deutschlands erschuf dem Herzoge die zweyte Epoche seines Lebens, eine glänzende, eben so an Ruhm und Thaten als an Glücke reich. Conrad, der widrige Kaiser unsers Heinrichs, starb auf dem Reichstage zu Bamberg, am 15. Februar 1152. Der Thron erhielt, nach einer ganz ungewöhnlich kurzen Zwischenzeit, schon am fünften Merz desselbigen Jahrs, an den tapfern Herzog von Schwaben, Friedrich, einen würdigen neuen Besitzer. Friedrich war der einzige Fürst unsers Vaterlandes, dessen Werth mit unserm Herzoge Heinrich in Vergleich und Wetteifer gesetzt werden konte. Er zeigte sehr bald, daß ein hoher Geist den, der ihm gleicht, frühzeitig entdeckt, und ehrt, und — wenn die Macht des Eigennutzes nicht stört, — auch liebt.

Durch die Erwehlung Friedrichs zum obersten Beherrscher von Deutschland schien den wohlthätigsten Schicksalen der Weg gebahnt und Ruhe und Wohlfarth den Provinzen geschenkt zu seyn. Schon seit einer Reihe von Jahren hatte die Eifersucht der zwey mächtigsten

Häu-

Häuser in Deutschland Streitigkeiten und Unruhen erweckt. Die Gibellinen, oder hohenstaufischen, schwäbischen Fürsten, und die Gvelphen, deren Haupt der Vater unsers Herzogs, Heinrich der Großmüthige gewesen war, suchten sich beständig zu schwächen und zu demüthigen. Heinrich der Großmüthige hatte, durch das Ansehn eines Kaisers, seines Schwiegervaters, Lothars gestärkt, die schwäbischen Fürsten empfindlich gedemüthigt. Conrad, welcher die Macht der Gvelphen am stärksten gefühlt hatte, und nachher Kaiser ward, rächte sich nicht nur an seinen Gegner, den Vater unsers Herzogs Heinrichs bis zum Tode, sondern ließ noch immer unsern Herzog selbst den Groll einer rachsüchtigen Abneigung empfinden. Aus diesem Grunde muste unser Heinrich auch das Herzogthum Bayern missen, und jede Wiederhohlung der Ansprüche darauf war vergebens. Die Erbitterung der Gvelphen und Gibellinen bekam hierdurch neue Nahrung. Ein jeder Theil hatte seine Anhänger, wie man leicht einsieht, daß Feinde neue Feinde erwecken musten, und so war Deutschland beständig in Partheyen getheilt, deren gegenseitige Maasregeln und Eifersucht das Wohl und die Ruhe unsers Vaterlandes gänzlich zerstörten.

Friedrich, der neue Kaiser, schien fähig, diese unglücklichen Zwistigkeiten zu tilgen. Er verband in seiner Person die Abkunft der Gvelphen und Gibellinen. Sein Vater war der heftigste Gegner von Heinrich dem Großmüthigen gewesen, und eine Hauptperson der gibellinischen, oder schwäbischen Parthey: seine Mutter aber stamte aus dem Gvelphischen Geschlechte; sie war die Schwester Heinrichs des Großmüthigen,

und Friedrich der Kaiser also, war Geschwisterkind mit unserm Herzoge Heinrich, dessen Leben wir beschreiben. Ganz Deutschland freute sich, zwey feindliche Häuser so nahe verwandt und vereinigt zu sehn. Auch wurde dieser Freude der Genuß eine Zeit hindurch gegönt, bis der schnöde Eigennutz, Stolz, Ungerechtigkeit und Krieg erzeugte.

Der Anfang der Regierung Friedrichs war für seinem Vetter, unserm Heinrich, auserordentlich glücklich, und dieses Glück erhöhte sich verschiedne Jahre hindurch. Die Politik Friedrichs lehrte ihn, in dem Antritte seiner noch nicht befestigten Regierung, den kühnsten, mächtigsten, furchtbarsten Fürsten Deutschlands mit feiner Delicatesse zu behandeln. Als er sahe, daß dieser Fürst für geringe Wohlthaten, vielmehr Gerechtigkeiten, dankbar zu seyn vermochte, so ging wirklich die schlaue erste Feinheit und Höflichkeit in wahre Achtung und Liebe über. Unser edelmüthiger Heinrich, der künftige Löwe, verstand die Kunst, durch dankbare Hochschätzung der ersten Gefälligkeiten sich neue zu verdienen.

Der neue Kaiser feyerte das Pfingstfest 1152 zu Merseburg, und hielt daselbst einen Reichstag, auf welchem er sich verschiedne Fürsten seines Reichs verbindlich zu machen suchte: auch unsern Herzog.

Winzenburg, ein Schloß im Stifte Hildesheim, drey Meilen von der Stadt selbst, gab einer ganzen Grafschaft den Nahmen, deren Besitzer ein reicher und mächtiger Herr war. Dieser Graf, Hermann, war in eben diesem Jahre, 1152, nebst seiner schwangern Gemahlin, von Meuchelmördern getödtet worden. Ueber

den

den Besitz der hinterlaßnen Grafschaft entstanden Streitigkeiten. So wohl unser Herzog Heinrich, als Albrecht, der Marggraf von Nordsachsen, der heutigen Mark Brandenburg, foderten dieses Land. Auf dem Reichstage zu Merseburg wollte Friedrich, der Kaiser, den Streit darüber entscheiden. Allein er empfand, daß nichts schwerer sey, als zwey mit gleichem Nachdruck streitende zu vergleichen, wenn nicht das Ansehn der Hoheit wirkt; und bey einem ganz neuen Kaiser war diese Springfeder noch nicht in Bewegung gesetzt. Heinrich und Albrecht verliessen sich beyde auf ihre Macht, und verglichen sich nicht. Dennoch erreichte, noch in diesem Jahre, Friedrich seinen Endzweck, und bewog beyde streitende Fürsten zu einem Vergleich. Heinrich erhielt die verlangten Güter des Grafen von Winzenburg: Albrecht hingegen die Besitzungen, welche der verstorbene Graf Bernhard zu Plötzke hinterlassen hatte.

Auf dem Reichstage zu Merseburg gab Friedrichs vorsichtige Klugheit einen neuen Beweiß, daß er Heinrichs Freundschaft zu erwerben trachte. Vicelin, der Bischof zu Altenburg in Wagrien, erschien bey dem Kaiser Friedrich, und suchte bey demselben, auf Antrieb des schlechtgesinnten Erzbischofs Hartwich zu Hamburg, die Investitur über sein Bißthum. Hartwich trachtete dadurch dem Herzoge Heinrich einen empfindlichen Streich zu spielen: Hartwich glich den vielen unglücklichen unsrer Erde, welche, wenn es auch mit ihrer eignen Gefahr, und ohne Nutzen für sie geschehen sollte, nur suchen denen wehe zu thun, welche sie hassen oder fürchten. Solche bösartige Streiche gelingen selten,

oder haben unangenehme Empfindungen der Strafe zu ihren Begleitern. Friedrich dachte billig, vielleicht, weil es die Politik befahl. Er versagte dem Bischof Vicelin den Gesuch und verwieß ihn an den Herzog Heinrich, dessen unumschränkte Macht in den Ländern an der Ostsee der Kaiser selbst erkante.

Weit merkwürdiger war die Sorgfalt Friedrichs für die Anfoderungen des Herzogs auf den Besitz von Bayern. Diese, seit dem Tode seiner Mutter, nunmehr neun Jahr lang, umsonst oft wiederhohlte Ansprüche unsers Fürsten, auf sein väterliches Herzogthum, wurden itzo mit Wirkung von neuem wiederhohlt. Die Aufmerksamkeit des Kaisers dabey war ein Ausfluß der feinen Klugheit; deren Maasregeln die Beruhigung unsers Vaterlandes erfoderten, wenn man in Italien die kaiserlichen Rechte mit Nachdruck behaupten, und dahin mit einem deutschen Heere gehen wollte. Bey diesen eben so nöthigen, als fruchtbaren Unternehmungen auf Italien bedurfte der Kaiser den Beystand des mächtigen Herzogs Heinrich. Um ihn sich also verbindlich zu machen, sann Friedrich auf die Erfüllung seiner Ansprüche, und suchte Mittel, das Herzogthum Bayern demselben, als dem rechtmäßigen Erben wiederum zu übertragen. Man hielt einen Reichstag zu Würzburg, im October des Jahrs 1152, wo diese Streitigkeit entschieden werden sollte. Der Besitzer von Bayern, Heinrich, sah sehr leicht ein, daß er dem Herzog Heinrich von Sachsen würde Bayern abtreten sollen. Er ergrif also diejenigen Maasregeln, welche in seiner Situation die einzigen guten waren, und begab sich, vor Endigung des Reichstages von Würzburg hinweg;

denn

denn jeder mit Beute bereicherter scheut sich für einem Gerichte. Man foderte den Herzog von Bayern aufs neue, aber vergebens, auf den Reichstag. Friedrichs Absichten erlaubten ihm, bey den fortgesetzten anhaltenden Bitten unsers Herzogs, Heinrichs, durchaus keine rückhaltende Ruhe. Er empfand dieses besonders nach der Reichsversamlung zu Worms, im folgenden Jahre 1153, wo beyde Herzoge erschienen waren, und man den Ausspruch der Streitigkeit wegen Bayern aufschob, weil der Besitzer dieses Landes Einwendungen machte. Allerdings war die Entscheidung dieser Zwistigkeit eine der verdrüßlichsten und schwersten Vorfälle für den Kaiser Friedrich. Beyde Herzoge waren seine nächsten Anverwandten, und keinen zu beleidigen befahl die Politik. Da dieses aber Unmöglichkeit war; der Herzog von Sachsen den Kaiser mit fortgesetzten Bitten drengte, und sein Beystand der mächtigste unter allen Fürsten Deutschlands war, da die Gerechtigkeit selbst für den Bittenden sprach, und da die Zeit sich näherte, nach Italien zu gehen: so handelte endlich der Kaiser Friedrich, nach den Gesetzen des Landes, nach Recht und Billigkeit. Er lud den Herzog von Bayern auf die Reichsversamlungen zu Regensburg, und dann zu Speyer; im folgenden Jahr 1154 wiederum nach Goslar. Als der Herzog von Bayern sich auf keine dieser dreyen Einladungen eingefunden hatte, so entschied endlich der, aus Klugheit gerechte Friedrich die Ansprüche unsers Herzogs Heinrich zu seinem Vortheil. Durch ein förmliches Endurtheil, welches dem richtenden Kaiser eben so viel Ehre machte, als es seine hohen Entwürfe künftiger Unternehmungen erleichterte, bekam

nunmehr, gegen Ostern 1154, unser Heinrich das Herzogthum Bayern zugesprochen, und die Erlaubniß sein väterliches Erbland besitzen zu dürfen. Das Recht darzu hatte er zwar längst, allein, man hat ja oft zu etwas Recht, ohne Erlaubniß zu haben.

Der muthige, tapfre Heinrich verlangte nichts, als die Erlaubniß zum Besitze von Bayern, die Erlaubniß, um die Waffen gebrauchen zu dürfen. Für die Vertreibung seines Gegners leistete seine eigne Tapferkeit ihm Bürgschaft. Allein diese ward itzt in andre Gegenden eingeladen. Heinrich sollte die Ehre Deutschlands in Italien werden. Der Kaiser stand eben im Begrif in diese Grenzen zu gehen, und um den Beystand des muntern Heinrichs zu geniessen, hatte er bisher seine Freundschaft sich erworben. Der edelmüthige Heinrich zeigte die Hitze derselben auch sehr bald, und machte sie zur Erretterin von hohen Gefahren.

Die Geschichte bestätigt durch häufige Beyspiele die Anmerkung, daß grosse Helden gemeiniglich jeden Widerstand, auch in geringern Foderungen, empfindlich rächen; sie strafen den Widersetzenden, und erzeigen dem Weichenden Gnade. Eine Kleinigkeit von dieser Gattung reitzte unsern Herzog, den Graf Adolph, dessen Treue zeither standhaft gewesen war, zu beleidigen, und dadurch sich einen geheimen Feind zu erwecken. Als Heinrich von dem Reichstage zu Würzburg zurück nach Lüneburg kam, klagte man über den Verfall der Handlung zu Bardewik, einer Stadt, welche damals die stärkste Handlung trieb; itzt aber von der vergrösserten Stadt Lübeck, die allen Handel an sich zog, der reichsten Nahrung beraubt wurde. Der Herzog verlangte von

dem

dem Graf Adolph, daß er ihm die Helfte von der Gerechtigkeit der Stadt Lübeck, und von dem Salzwerke zu Oldenschlo abtreten sollte, weil dasjenige Salzwerk, welches er zu Lüneburg hatte, zu viel Nachtheil leiden müste. Da der Graf diese Bitte abschlug, so verbot der Herzog alle Zufuhre nach Lübeck, und ließ das Salzwerk zu Oldenschlo durch Einleitung von frischen Wasser verderben. Diese Bestrafung wendete die Treue des Grafen völlig von dem Herzoge ab, und vermehrte dadurch die Anzahl der Feinde, welche die anwachsende Macht des Gvelphischen Hauses nunmehr häufig erweckte.

Einen neuen, und in dem damaligen Jahrhunderte ganz ungewöhnlichen Zuwachs der Macht erhielt auch unser Fürst 1153 auf dem Reichstage zu Worms. Der Kaiser Friedrich ertheilte ihm das Recht der Investitur, und die Erlaubniß, in der Provinz, jenseits der Elbe, Bißthümer und Kirchen anzulegen, und, nach Gefallen, ihnen Güter zu schenken. Diese Freyheiten waren damals Wichtigkeiten von der ersten Grösse; und entrüsteten wirklich den Erzbischof Hartwich zu Hamburg, welcher dem Herzoge das geistliche Recht in den Slavischen Ländern bisher streitig gemacht hatte.

Durch die Freundschaft des Kaisers Friedrich in den Schimmer des Glücks gesetzt, und der fernern Verschönerung desselben versichert, trachtete Heinrich nunmehr mit wirksamen Beystande seinen guten Kaiser auf den Feldzug zu begleiten, welcher itzt nach Italien unternommen wurde.

Es war seit vielen Reihen von Jahren Mode geworden, daß ein Fürst, der die Oberherrschaft Deutschlands empfangen hatte, und Kaiser geworden war,

hierauf nach Rom reisen, und von dem Pabste nochmals zum Kaiser sich ernennen lassen muste. Mit dieser Mode war eine andre verbunden, daß man einen Kaiser nicht eher Kaiser nante, bis der heilige Vater zu Rom ihn Kaiser genant hatte. Vorher hieß er nur römischer König. So eine Reise nach Rom, um einen Kuß vom Pabste zu bekommen, und eine Crone von seinen Händen aufgesetzt, etwa eine Stunde auf dem Haupte zu haben, hieß ein Römerzug. Zu demselben waren die Fürsten und alle deutsche Lehnsherren Hülfe zu leisten verbunden. Diese Hülfe aber muste gemeiniglich durch eine gute Armee erst Nachdruck bekommen; denn die empörerischen Italiäner leisteten fast niemals den Kaisern Gehorsam, ohne vorher von gezückten Schwerdtern erschrocken zu werden. Kaiser Friedrich sammelte, um Kaiser von neuem in Italien zu werden, itzo eben ein ansehnliches Kriegsheer, und die ganz in Verachtung gesunkne Hoheit eines Kaisers, da in vielen Jahren Italien seinen Monarchen nicht gesehn hatte, und seiner Herrschaft ganz ungewohnt war, erfoderte mächtigen Beystand.

Den mächtigsten leistete unser Herzog Heinrich, und trat mit dem Kaiser im October des Jahrs 1154 den Feldzug nach Italien an; in dessen Grenzen er nebst dem starken Heere des Kaisers zu Ende desselben Jahrs anlangte. Die Stadt Verona ging ihren Nachbarn mit dem Beyspiele des Ungehorsams zuvor. Sie verweigerte so gar den Durchzug, unter dem Vorwande, weil der Pabst noch nicht den Kaiser gecrönt habe. Friedrich hatte nöthig seinen gerechten Zorn und die Strenge der Strafe zurückzuhalten, da die Klugheit befohl,

fohl, den ersten Auftritt in Italien, vor der Krönung, nicht mit Blut zu bezeichnen. Er erkaufte sich den Durchzug durch eine Summe Geldes, welche er zu bezahlen versprach. Der Kaiser hielt sein Versprechen, ließ aber diejenigen vornehmen Veroneser, welche, um dieses Geld zu empfangen, ihm nachgefolgt waren, aufknüpfen. So bewieß er am deutlichsten, daß man nicht ungestraft einen Kaiser beleidigen könne.

Man wird in dem Leben Heinrichs keine umständliche Erzehlung der Begebenheiten des Kaisers in Italien suchen; auch nicht finden. Nur einen Vorfall, bey dessen Anblick Heinrich vielleicht errörhete und ihn höchst unwürdig fand, und den die Nachwelt itzt ohnstreitig belacht, diesen will ich berühren.

Der Pabst Hadrian der IV, ein Mann, der aus der Bauerhütte hervor, bis auf den Stuhl des h. Petrus gestiegen war, und itzt den Charakter, der solchen auserordentlich erhöhten oft eigen ist, zeigte, viel Stolz und Pedanterie, dieser besuchte endlich, nach verschiednen Schwierigkeiten, den Kaiser in seinem Lager bey Viterbo. Allein, ein grosses Versehen des Kaisers erzürnte den Pabst bis zur Heftigkeit. Der Kaiser ging dem heiligen Vater mit gebührender Ehrerbietung entgegen; aber! wie leicht kan man jemanden unvermuthet beleidigen! er hatte, indem er dem Pabste den Steigbiegel hielt, statt des linken, den rechten Steigbiegel ergriffen, oder, wie andre erzehlen, soll der Kaiser dem Pabste gar nicht den Steigbiegel gehalten, sondern ihn nur bey der Hand in sein Gezelt geführt haben. Diesen oder jenen Fehler nun legte der heilige Vater als eine Verachtung des römischen Stuhls aus,

und behauptete, daß dadurch der Apostel Petrus in der Person seines Nachfolgers sey verunehrt worden. Wollte der Kaiser gecrönt seyn, so muste er um Vergebung bitten, und seinen Fehler durch eine pünktliche Beobachtung der Ehre des h. Petrus verbessern. Hierauf hatte nichts mehr Schwierigkeit. Da der König von Deutschland dem ersten Priester zu Rom den Steigbiegel gehalten hatte, ward er leicht Kaiser.

Aber Herzog Heinrich nutzte die Gelegenheit seiner Gegenwart in Italien zuerst für sich selbst. Sein Geschlecht stamte ursprünglich aus Italien, und er selbst besaß noch die Ansprüche auf den Theil seiner Erbgüther vom Marggraf Azo her. Die Enkel dieses Marggrafen aus dem Hause Este hatten itzo diese Güter inne. Heinrich ließ diesen seinen Vettern den ruhigen Besitz aller dieser Länder nach einem getrofnen Vergleich. Sie nahmen diese Länder von ihm zur Lehn, und bezahlten, auf immer, vierhundert Mark Silbers.

In den kriegrischen Scenen, welche sich in Italien ereigneten, spielte Heinrich beständig die Hauptrolle. Nicht blos Ehrgeiz, sondern feurige Treue für den Kaiser trieb ihn, durch schreckliche Gefahren, zu Siegen. Er bewies die Macht seines Beystandes auf eine glänzende Art. Sein Heer, welches er zur Hülfe des Kaisers nach Italien mitgeführt hatte, soll dem Heere des Kaisers selbst an Menge gleich gewesen seyn. Und der Anführer dieses Heeres fochte für die Rechte und den Ruhm Friedrichs mit einem Löwenmuthe. Bey der Belagerung der widerspenstigen Stadt Tortona war es Heinrich, welcher, mit seinen unbezwingbaren Sachsen, im ersten Anfalle, die Bevestigungen der Vorstädte

städte einnahm, und er würde die Stadt selbst in diesem Sturm erobert haben, wenn nicht ein eben entstehendes heftiges Ungewitter ihn abgehalten hätte. Die Fortdauer dieser auserordentlich schweren Belagerung, und jede Unternehmung des Kaisers in diesem Feldzuge erhielt von dem Herzoge Heinrich, Glanz, Nachdruck, oft Ausschlag.

Der Crönungstag des Kaisers Friedrich verherrlichte die Tapferkeit unsers Herzogs bey einem eben so seltsamen als gefährlichen Vorfalle. Friedrich befürchtete mit der grösten Wahrscheinlichkeit von den empörerischen Römern Unruhen bey seiner Crönung, da er den unbescheidnen und abgeschmackten Foderungen der Gesandschaft von der Stadt nicht hatte Gehör geben können, und damals der Geist des Aufruhrs in Rom alle seine Gewalt ausbreitete. Man beschloß also, mit List die Crönung zu verrichten, worzu der nunmehr, da der Steigbiegel war richtig gehalten worden, versöhnte Pabst Hadrian seinen Beystand anbot. Durch Hülfe der päbstlichen Besatzung wurden, in verschwiegner Stille der Nacht, tausend Mann von den deutschen Truppen in Rom eingelassen, und besetzten sogleich den Vatican und die Peterskirche. Friedrich folgte, mit Anbruch des Tages, nach; und wurde nun, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, am 18 Junius 1155, zum römischen Kaiser gecrönt. Kaum hatten die Römer erfahren, daß Friedrich in ihrer Stadt wäre, als er auch schon gecrönt war.

Diese überraschende List reitzte den höchsten Unwillen der Römer, und da sie sich von dem Kaiser ohnehin keine erwünschten Begegnungen versprechen konten,

und

und die Empörung bey einem Volke, das sich einbildet, ganz frey werden zu können, sehr leicht Wuth wird; so rotteten sich eine zahlreiche Menge zusammen, und beschlossen sich mit Gewalt Vortheile zu erfechten. Die Gemüther in ganz Italien standen ohnehin in einer empörerischen Gährung, und es war kein blinder Unsinn, wenn Rom itzt hofte, vielleicht die alte freye Republik wieder aufrichten zu können. Allenthalben drohten dem Kaiser Schwierigkeiten, und die bisher so oft glücklich ausgeschlagnen Neuerungen entfachten den Muth noch hitziger.

Friedrich begab sich, gleich nach der Crönung, aus der Stadt in sein Lager vor derselben, und bestimte den übrigen Theil dieses feyerlichen Tages der Lust und Ergötzung. Eben überläßt sich Friedrich mit Zufriedenheit diesen Ergötzungen und sitzt an der Tafel, als die Nachricht überrascht, daß die Römer in grosser Menge diejenigen von des Kaisers Gefolge, welche noch in der Peterskirche sich verweilt hätten, getödtet, den Pabst gefangen zu nehmen gedroht, einen Ausfall aus Rom gewagt, und schon das kaiserliche Lager angefallen hätten. Mit der Nachricht zugleich fing sich schon das Gefecht an. Die wütenden Römer wagten den stärksten Angrif auf das sächsische Lager unsers Herzogs Heinrich. Es ward eine blutige Schlacht. Ein fanatischer Eifer erhöhte den Muth der Anfallenden, und würgte mit Raserey. Ohne der Tapferkeit unsers Heinrichs würde der Ausgang sehr traurig gewesen seyn. Allein Heinrich fochte an der Spitze seiner Völker mit Löwenmuth, und that, im eigentlichen Verstande, Wunder der Tapferkeit. Friedrich, welcher seine Tapferkeit

pferkeit mit jener verband, war so unglücklich, vom Pferde zu stürzen, und getreten zu werden. Heinrich errettete von der herandringenden Macht sein Leben. Die Hartnäckigkeit der Feinde machte jeden Schritt blutig; und das Gefechte dauerte einige Stunden mit gleichem Feuer und Glück. Endlich siegte der unerschöpfte Muth Heinrichs, und trieb die Feinde in die Flucht; ob er gleich selbst verwundet war. Friedrich legte ihm selbst Tücher auf seine Wunden, unter lobpreisenden Ausbrüchen der Empfindung über die geprüfte Treue und verherrlichte Tapferkeit. Man kan leicht denken, ohne daß es der Geschichtschreiber erzehlen darf, daß der Ruhm des ausgebreiteten Rufs diesen Thaten nachfolgte: wie ein Löwe, stritt Heinrich; so sprach jederman.

Friedrich nicht allein, sondern auch der Pabst war unserm Herzoge bey diesem Siege verbindlich gemacht worden. Der heilige Vater schickte ihm Geschenke, und, welches in diesem Jahrhunderte noch mehr war, bestätigte einen Bischof, und weihte ihn ein, welchem Heinrich ein Bißthum gegeben, aber von dem Erzbischof Hartwich nicht die Einweihung erhalten konte. Gerold, der vorige Capellan unsers Herzogs, ein Priester von vornehmer Geburt und von moralischen Sitten, welches damals bey Priestern ein seltenes Lob war, wurde zum Bischof zu Altenburg, nach dem Tode des Vicelin, eingesetzt. Der Erzbischof Hartwich, dessen vorhin oben erwähnte Streitigkeiten mit unserm Herzoge die an sich schon schwarze Seele noch feindseliger gemacht hatten, versagte dem neuen Bischof Gerold die Einweihung. Gerold begab sich nach Italien zu sei-

nem

nem Herzoge, um daselbst Klage zu führen. Der Herzog bemühte sich anfangs umsonst um die Einweihung seines rechtmäßigen Bischofs beym Pabste: denn die Politik des römischen Hofes erfoderte, die Rechte, und wären sie noch so sehr ungerecht angemaßt worden, den Erzbischöfen zu vermehren. Allein, nach dem erfochtnen herrlichen Siege am Crönungstage Friedrichs, willigte der Pabst aus Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit in des Herzogs Begehren, und weihte selbst den Tag nach dem Gefecht den Bischof Gerold feyerlich.

Der Kaiser Friedrich, dessen Dankbarkeit durch die heldenmüthige Treue unsers Herzogs entzündet war, erneuerte nicht nur demselben die schon ehedem gegebnen Privilegien in Absicht der Bischöfe und der geistlichen Gerechtigkeiten in Slavischen und andern Ländern jenseits der Elbe, sondern versprach auch, nach seiner Rückkunft in Deutschland, noch mehr Belohnungen der Freundschaft. Heinrich verdiente täglich noch mehr: die Eroberung der widerspenstigen Stadt Spoleto, das Gefecht bey einem engen Passe an dem Flusse Etsch, welchen die rebellischen Veroneser besetzt hatten, jede Beschwerlichkeiten, bey dem Rückzuge des Kaisers aus Italien nach Deutschland, erhöhte den Ruhm des Herzogs, und vermehrte die Dankbegierde des Kaisers.

Diese wirksam zu machen, und vielleicht auch den Fürst, welchen man in Italien nicht blos verehren, sondern auch fürchten gelernt hatte, sich verbindlich zu erhalten, suchte der Kaiser, gleich nach seiner Ankunft in Deutschland, den Besitz des Herzogthums Bayern ihm zu verschaffen. Er unterredete sich, bey Regensburg,

mit

mit dem Herzoge von Bayern, um ihn durch gütige Vorstellungen zur Abtretung dieses Herzogthums zu bewegen. Umsonst! Güter und Länder zu missen, wird man nicht leicht überredet. Dennoch war schon vor dem Feldzuge nach Italien unserm Herzoge Heinrich, von Sachsen, sein väterlich Erbguth, Bayern, zugesprochen worden. Heinrich drang eben so sehr auf die Erfüllung dieses Ausspruchs, als der Kaiser sich dazu genöthiget sahe. Es wurde kurze Zeit darauf in einer neuen Zusammenkunft an der böhmischen Grenze in Bayern an einem Vergleich gearbeitet. Auch diese lief fruchtlos ab. Man sieht, mit welcher Delicatesse Friedrich die zwey mächtigen Herzoge von Sachsen und Bayern behandelt. Noch war seine Regierung neu; sein Ehrgeiz in Behauptung der kaiserlichen Macht suchte beyder Fürsten Freundschaft. Die noch häufigen kleinern Unruhen unsers Vaterlandes, und Privatkriege zu dämpfen, war der Beystand der mächtigen Fürsten nöthig. Daher diese Zärtlichkeit der Schonung bey dem Besitzer von Bayern, und die bittende Güte, wo Recht Gewalt unterstützt hätte. Itzo ließ Friedrich die Strenge seines Charakters nur die kleinern friedensstörenden Fürsten empfinden. Sie musten Hunde tragen, eine alte, seit Otto des ersten Zeiten nicht übliche, Strafe.

Wer die Gesetze des allgemeinen Landfriedens brach, wurde durch diese gesetzmäßige Ahndung verdamt, einen Hund, auf dem Rücken, von dem Orte, wo das Verbrechen geschehen war, entweder bis zur nächsten Kirche, oder aus einem Gebiete in das andre zu tragen. Nur vornehme, geistliche und weltliche Fürsten,

sten, Grafen und Ritter genossen den Vorzug dieser Strafe. Ob man beym Anblicke dieses poßierlichen Schauspiels mehr lachte, als man itzo lacht, wenn man davon ließt, weiß der Geschichtschreiber nicht. Er vermuthet, daß viele lachten, als auf dem Reichstage zu Worms der Erzbischof von Maynz einen Hund trug. Doch hatte der Prälat den Trost der Gesellschaft.

Der Besitz von Bayern muste endlich berichtigt werden. Friedrich, der Kaiser, entschied es also nun, in eben diesem Jahre noch, da er aus Italien zurückgekehrt, und eine doppelte Unterhandlung ohne Nutzen gewesen war, auf dem Reichstage zu Regensburg, welcher im October 1155 gehalten wurde. Unser Herzog Heinrich bekam durch diesen Ausspruch das Herzogthum Bayern, und schon den Besitz der Stadt Regensburg, der gewöhnlichen Residenz seiner Vorfahren. Die Bürger dieser Stadt, und verschiedne andre gegenwärtige Stände des Landes, leisteten den Eid der Treue. Noch widersetzte sich der Besitzer von Bayern, und wollte nicht weichen. Unser Herzog Heinrich erhielt den vollkommnen Besitz im folgenden Jahre, elf Monathe hernach.

Indessen war der geschäftige Geist desselben nicht müßig. Heinrich begab sich von dem Reichstage zu Regensburg nach Bremen, wo er am ersten November 1155 ankam; um seinen kriegrischen Zorn die unruhigen Friesen empfinden zu lassen. Er ließ alle, welche sich eben daselbst aufhielten, gefangen nehmen, und ihre Güter wegnehmen. Die fernern Unternehmungen gegen die Friesen waren so wenig merkwürdig, wie sie es, in so später Jahreszeit, bey einem nassen Winter, in

sumpfig-

sumpfigten, öden Gegenden seyn musten. Auch waren grosse Siege nicht der Endzweck dieser Unternehmung, sondern vielmehr die Demüthigung der Feinde, und besonders die Züchtigung eines ungeistlichen Priesters, des Erzbischofs von Bremen. Hartwich, — ihn kennt der Leser schon von vorher — war durch die geistlichen Vorrechte, welche Heinrich erhalten hatte, noch heftiger entrüstet worden, und hatte, während der Abwesenheit des Herzogs in Italien bey einer besondern Zusammenkunft, einige Vornehmen von Sachsen und Bayern zur Verschwörung gegen den Herzog gereitzt. Man beschuldigte ihn auch listiger Nachstellungen. Beleidigungen gegen den Kaiser selbst häuften die Schuld. Hartwich erlitte Strafen, die er verdiente, da ein Abgesandter des Kaisers ihn verschiedner wichtiger Einkünfte beraubte, und der Herzog seinen rebellischen Muth durch gleiche Belohnungen vergolt. Die Rache war bald vollführt: Heinrich feyerte schon das Weyhnachtsfest 1155 zu Braunschweig.

Itzo war es der gelegenste Zeitpunct, die Herrschaft über die benachbarten Slavischen Völker weiter zu verbreiten. Die Religion dieser Völker flößte ihnen einen bittern Haß gegen die Unterthanen des Herzogs ein. Wo Enthusiasmus der Religion ficht, ist wahre Ueberwindung unmöglich. Es wäre also die feinste Klugheit gewesen, diese Völker zu Christen zu machen, um sie beherrschen zu können, wenn auch ihre Bekehrung keinen andern Grund gehabt hätte. Allein dadurch würde man dem Herzoge Heinrich Unrecht thun. Er besaß einen Eifer für seine Religion, welcher dem Jahrhundert angemessen war, in welchem er lebte, und

wovon meine Leser noch starke Proben sehen werden. Aus diesem Eifer floß eine reiche Freygebigkeit gegen eine Menge von Klöstern, Bißthümern und Kirchen, die der Biograph, nicht ohne übertriebne Weitläuftigkeit, nach ihren einzeln Ausflüssen schildern kan. Der Eifer der Religion war aber itzo dem Staatsinteresse ungemein vortheilhaft. Die Unterjochten unterstützten durch Abgaben die Bedürfnisse eines Prinzen, der in dem Italienischen Feldzuge hohe Summen ausgegeben, und nun neue nöthig hatte. Durch die Bemühungen der Bischöfe, besonders des Gerolds, breitete sich mit der christlichen Religion die Macht unsers Herzogs ungemein aus. Die Provinz Wagrien wurde von den noch übrigen Heyden verlassen, und mit Sächsischen Colonisten besetzt. Gegen die wildern Heyden selbst aber predigten die Waffen mit furchtbarer Wirkung.

Ein Vorurtheil ist es, wenn man die heydnischen Slavischen Völker für ganz roh, uncultivirt und unmenschlich hält. Die Religion abgerechnet, war wenig Unterschied zwischen ihnen und denen Christen, welche, aus Haß, ihr Bild mit Schwärze mahlten. Die Gastfreundschaft war ihnen so heilig, wie vormals den Griechen; gegen Freunde äuserten sie eine ungewöhnliche Politesse. Helmold, welcher selbst ein Augenzeuge und Mitgenosse dieser Höflichkeit wurde, als er mit dem Bischof Gerold die Slavische Provinz durchreißte, rühmt, daß er ein Gastmahl von zwanzig Gerichten beym Fürst Pribislaus genossen habe. Eidschwüre, welche damals die Christen eben so leicht leisteten, als der Pabst oder Erzbischöfe ihre Verbindlichkeit aufhuben, waren den Heyden so heilig, daß sie dieselbe fast niemals leisteten.

steten. Sie erkanten einen einigen obersten GOtt, und hielten ihre Götzen für Untergötter. Ihre Grausamkeit gegen die Christen entsprang meistentheils aus Rachsucht wegen Beleidigungen, womit man ihre Hayne, Altäre und Gottesdienst entehrt hatte. Der unzeitige christliche Eifer ging öfters so weit, daß man, wie Helmold selbst, als Augenzeuge, erzehlt, nach den freundlichsten empfangnen Begegnungen, der Slaven Hayne zerstörte. Ihre Fürsten beschwerten sich öfters, ohne Wirkung, über diese Beleidigungen. — Ein Wurm, der getreten wird, krümt sich, und wehrt sich: — die Slaven wüteten oft aus gleicher Verzweiflung. Pribislaus, ein Fürst unter ihnen, versprach die christliche Religion anzunehmen, wenn man seinem Volke die sächsischen Rechte zugestehn wollte: man schlug es ab. In einer Versamlung zu Ertheneburg, wo sich die Slavischen Fürsten auch eingefunden hatten, hielt Herzog Heinrich eine Ermahnung an sie, die Religion der Christen anzunehmen. Der Obotriten König, Niclot, antwortete: „GOtt, der in Himmel ist, sey dein GOtt; du aber sey unser Gott: so sind wir zufrieden.„ Die Hartnäckigkeit der Slavischen Völker in ihrer Religion wurde endlich das Grab ihrer Wohlfahrt. Heinrich bezwang sie nach verschiednen Siegen, und machte ihre Fürsten zu seinen Vasallen, ob sie gleich nicht seine Religion annahmen.

Noch nicht war dieser Endzweck der Unterwerfung völlig ausgeführt, als unser Herzog einen neuen Zuwachs seiner Staaten und Macht empfing, den endlichen Besitz des Herzogthums Bayern. Es wurde im September dieses Jahrs 1156 ein Reichstag wiederum

zu Regensburg gehalten, auf welchem die vollkomne Uebergabe von Bayern erfolgte. Friedrich stiftete einen Vergleich, der der Streitigkeit Ende war. Der Besitzer von Bayern behielt das Marggrafthum Oesterreich, unabhängig von Bayern, und Oesterreich wurde zu einem Herzogthume erhoben, und mit vielen Vorrechten begabt. Unser Herzog Heinrich bekam das Herzogthum Bayern. Die verschiednen Puncte, auf welchen dieser Vergleich beruhte, sind dem Kenner des deutschen Staatsrechts sehr merkwürdig: meinen Lesern sind sie es im geringsten nicht, und daher will ich mich der Aufzeichnung derselben um desto mehr enthalten, da sie schon viele andre Bücher genau aufbewahren. Uns ist es hier am merkwürdigsten, daß Herzog Heinrich nunmehr 1156 das Herzogthum Bayern in Besitz nahm.

Eine allgemeine Freude breitete sich über ganz Deutschland aus, da man diesen Vorfall hörte. Man gab dem Kaiser Friedrich den Ruhm, ein Vater des Vaterlandes zu seyn. Die Beruhigung zweyer der vornehmsten Fürsten versprach den Ländern Glück, und dem Kaiser künftigen, starken Beystand in Unternehmungen, zur Ehre der deutschen Nation, besonders in Italien, wo neue Verwirrungen sich empörten. Die Klugheit Friedrichs hatte an der Beruhigung der beyden Herzoge eben so viel Antheil, als die Furcht des Besitzers von Bayern, endlich die Geduld, zu seinem Unglück, zu ermüden.

Nach der Rückkunft von dem Reichstage zu Regensburg gaben neue Streitigkeiten in Dännemark dem edlen Ehrgeitze unsers Herzogs Nahrung. Sveno,

Waldemar und Canut hatten seit einigen Jahren um die Crone von Dännemark gekämpft, und itzt hielt sich der vertriebne Sveno in Sachsen auf. Der Herzog Heinrich nahm sich, auf Fürbitte seiner sächsischen Fürsten, des Vertriebnen an, und zog, im Winter, 1156 mit einem Heere in die dänischen Provinzen. Schleswig ergab sich: allein die andern Städte widerstanden, und Sveno erhielt nirgends Anhang. Heinrich sah sich also durch die späte Jahrszeit genöthigt, die Einsetzung des Königs Sveno aufzuschieben. Er gab aber hierauf den Slaven Erlaubniß, dem Sveno beyzustehen, welcher besonders beym Niclot, dem Könige der Obotriten, um Hülfe gebeten hatte. Dieser Feldzug war glücklich: Sveno nöthigte den Canut und Waldemar, das Reich mit ihm zu theilen.

Heinrich, nunmehro Herzog von Bayern und Sachsen, suchte, nach den Maasregeln grosser Fürsten, den Nutzen seiner Länder so fruchtbar zu machen, als nur möglich war. Seine vorzügliche Sorgfalt beschäftigte sich itzt mit dem Besitze des Harzwaldes, welcher an Silberbergwerken reich war. Er verschafte sich die noch fehlenden Theile desselben durch besondre Verträge. Mit dem Anfange des Jahrs 1157 befand er sich zu Goslar, wo er mit dem Kaiser verschiedne Güter vertauschte, welche er mit seiner Gemahlin Clementia erhalten, und zu entfernt von seinen andern Staaten waren: er bekam dafür verschiedne wichtige nahe gelegne Plätze. Durch diese Sorgfalt für die Verstärkung seiner Macht, durch die Weitläuftigkeit seiner Staaten, den Reichthum der Bergwerke auf dem Harzwalde, der Oberherrschaft über die Slavischen Fürsten, der ausge-

breitetesten Gewalt in seinen Staaten, stieg nun unser Fürst auf die höchste Stufe des Ansehns und der Hoheit. Seine Macht und Hoheit übertraf alles gewöhnliche; Heinrich war König, nur ohne diesen Nahmen, denn jeden königlichen Vorzug besaß er.

Und den Vorzug einer königlichen Seele, eines wahrhaftig erhabnen Geistes. Der auserordentlichen Weite und Macht seiner Staaten glich sein Sinn. Es würde den Leser ermüden, wenn wir hier alle diejenigen Länder nennen wollten, die dieser Fürst beherrschte, der mächtigste, der gröste Fürst seines Jahrhunderts, dessen Gebiete von der Elbe bis an den Rhein, vom Harze bis an die See sich erstreckte, dessen Macht ausgebreiteter war, als jemals vor, oder nach ihm ein Fürst unsers Vaterlands, und viele von Königen nicht gehabt haben.

Die Gewohnheit der damaligen Zeit gab den Fürsten Zunahmen: und sie waren wegen der Gleichheit der eigentlichen Nahmen vielleicht auch nöthig. Oft waren sie ohne alle Bedeutung: nie aber ward einer mit höherm Rechte und schönerer Erfüllung gegeben, als der, den Heinrich, unser Fürst, empfing. Man nante ihn **Heinrich, den Löwen.** Unter diesem Charakter glänzte sein Leben, und glänzt itzt noch sein unsterblicher Ruhm. Die Pedanten in der Geschichte haben eifervolle Nachtwachen auf die Untersuchung des Ursprungs dieses Nahmens verwendet. Man kan leicht denken, daß daher viel unnöthiges Pappier verschwendet wurde. Fabel verwirrte den düstern Kopf des Kleinmeisters noch mehr, und es gab Leute, welche glaubten, ein treuer Löwe, aus Palästina, welcher unserm Herzoge nach

Deutsch-

Deutschland nachgefolgt, sey die Ursache dieses Zunahmens. Auch diejenigen irren, welche behaupten, Heinrich der Löwe sey so von seinem sächsischen Wappen genent worden; ob es gleich richtig ist, daß schon vom Otto dem ersten der tapfre Hermann von Billingen, da er zum Herzoge von Sachsen erklärt wurde, einen blauen Löwen in einem goldnen Felde, zum Wappen bekommen hat. Lasset uns die Zeit hier nicht mit Anführung noch mehrerer Meynungen, und mit Widerlegungen zubringen: die Wahrheit, die simple, klare Wahrheit ist diese: Heinrich wurde Heinrich der Löwe von seinem Zeitalter genant, weil der Begrif des Löwen jedem zuerst einfiel, der seine heldenmüthige Thaten, Muth und Macht betrachtete. Helmold, ein gleichzeitiger Schriftsteller bemerkt, daß, nach dem erlangten Besitze von Bayern, unserm Fürst dieser neue Nahmen sey gegeben worden. Um diese Zeit also erst, nachdem Heinrich schon viel schöne Thaten vollführt, wie ein Löwe für den Kaiser in Italien gefochten, die Slaven durch Siege gedemüthigt, und allenthalben einen Sinn gezeigt hatte, welcher bey Seelen von gemeiner Sorte nicht angetroffen wird, erhielt er den Nahmen des Löwen. Sehr bald breitete der Ruf, zumal bey der damaligen Gewohnheit der Beynahmen für Fürsten, diese Benennung aus, und besondere Schicksale bestätigten die Ehre und Wahrheit dieser Benennung. Der Charakter unsers Herzogs hatte überdem viele von denenjenigen Eigenschaften, welche die moralische Fabel dem Löwen beylegt: Standhaftigkeit, Hoheit, edelmüthiger Stolz, Grimm gegen Widerstrebende, Gnade gegen Demüthige. Dieser Charakter trug nachher viel zu den trüben Schicksa-

len unsers Helden bey, weil Friedrich der Kaiser fast eben denselben besaß, und zwey eifersüchtige Löwen bleiben nie lange Freunde. Heinrich schien seinen Zunahmen hoch zu schätzen, und bey verschiednen Handlungen seines Lebens sich mit Absicht so zu zeigen, wie man ihn nante.

Sehr zeitig baute unser Fürst schon eine Stadt auf, welche er nach seinem Nahmen nante. Ein unglücklicher Brand, welcher Lübeck verwüstete, gab die Gelegenheit. Die Bürger dieser Stadt baten nunmehr den Herzog, ihnen einen Platz zur Wohnung in seinen ländern anzuweisen, wo sie die Handlung mit guter Bequemlichkeit fortsetzen könten. Der Herzog bat den Graf Adolph von Holstein, ihm die Stadt Lübeck und den Hafen zu überlassen; erhielt aber, so wie vor einigen Jahren, Verweigerung. Hierauf wurde eine neue Stadt, nicht weit von Lübeck, im Ratzeburgischen Gebiete, bey dem Flusse Wackenitz erbaut, und, nach dem Nahmen des Herzogs, Löwenstadt genant. Allein die Entfernung derselben von der See, und die ganze Lage überhaupt erhöhte die Beschwerlichkeiten der Handlung so sehr, daß Herzog Heinrich sich genöthiget sahe, den Graf Adolph mit schmeichelhaften Vorstellungen nochmals um die Herrschaft über Lübeck zu bitten. Er erhielt sie itzt: Lübeck wurde von neuem gebaut, verschönert, mit allen Nothwendigkeiten, die der Flor der Handlung erfoderte, versehen und unterstützt. Eine Menge von Gesandten bot, auf Befehl des Herzogs, die Handlung mit Lübeck, unter vortheilhaften Bedingungen, den Nordischen Reichen an. Dännemark, Schweden, Norwegen, Rußland und andre Länder empfingen den

An-

Antrag mit Freude. So vermehrte von dieser Zeit an sich nicht nur die Handlung dieser Stadt und die Zahl der Einwohner, sondern die Folgen einer ausgebreiteten Handlung beglückten nunmehr diesen Ort. Lübeck hat seinen Wohlstand und Ansehn bis auf unsere Tage erhalten, und Heinrich dem Löwen zu danken.

Denselbigen Dank, für den Anfang des verschönerten Wohlstandes, ist die itzige Residenz der Churfürsten von Bayern dem Herzoge Heinrich schuldig. Ein kleiner, öder Ort war München, als der Herzog, nach beygelegter Streitigkeit deßwegen mit dem Bischofe zu Freysingen, daselbst einen Markt anlegte, eine Handlung mit Salz, und den Flecken in eine artige Stadt verwandelte.

Indem unser Fürst noch mit der Verbesserung des innern Wohls seiner Bürger beschäftiget war, ruften ihn neue Bitten 1159 nach Italien. Friedrich, der Kaiser, hatte schon im vorigen Jahre 1158 einen Feldzug aufs neue nach Italien unternommen, wo seine Gegenwart erfodert wurde. Verwirrung und Empörung durchirrten dieses Land, und wendeten jeden Gehorsam vom Kaiser ab. Die Waffen Friedrichs begleitete im Anfange das entscheidenste Glück; Mayland und die andern rebellischen Städte büßten, mit schwerer Empfindung der Strafe, ihren Ungehorsam, und musten in sehr demüthigendem Aufzuge neuen Pflichten huldigen. Die Italienische Treulosigkeit aber empörte sich bald darauf wieder, und ihr Anhang ward so mächtig, da der Pabst Unterstützung gab, daß Friedrich frische Verstärkungen aus Deutschland kommen lassen muste, um die Empörer zu bezwingen. In diesem Jahrhun-

derte war Wildheit, Empörung und Wuth eine Gewohnheit.

Heinrich rüstete sich, nach erfolgter Einladung vom Kaiser, mit Eile und Stärke, um die deutschen Rechte in Italien zu beschützen. Um seinen eignen Staaten aber seine Abwesenheit nicht verderblich zu machen, stillte er zuerst jede Uneinigkeit in denselben. Hierauf pflog er mit dem Könige von Dännemark Unterredung, und richtete mit ihm ein Bündniß auf. Der König, dessen Reich von den Slaven immer beunruhigt wurde, bat, ihm von der Seite dieser wendischen Völker Sicherheit zu verschaffen. Heinrich foderte den Fürst der Obotriten, Niclot zu sich, und gebot ihm, als seinem Vasallen, Ruhe und Friede, während der Abwesenheit in Italien. Man nahm hierauf die Slavischen Fahrzeuge und Schiffe hinweg, welche auf Raub auszulaufen pflegten, und führte sie nach Lübeck. Nachdem die genaueste Vorsichtigkeit den deutschen Ländern Hofnung der Sicherheit gab; so zog unser Herzog, in Begleitung von dem Graf Adolph von Hollstein, und einer Menge der Vornehmsten aus Sachsen und Bayern, mit zwölfhundert tapfren Kriegern nach Italiens Grenzen.

Hier traf der Held den Kaiser in drängenden Gefahren an. Der Hochmuth des Pabstes, welcher bey dem siegenden Glücke des Kaisers in Furcht gerieth, entfachte die Gemüther der ohnehin treulosen Italienischen Städte. Zwistigkeiten, welche sich zwischen dem deutschen Monarchen und dem römischen Priester, der Obermonarch seyn wollte, erhoben hatten, Unwille der gedemüthigten Rebellen, welche auf jede Gelegenheit lauer-

ten, wieder sich zu empören, und eine gewisse Strenge des Kaisers, die dem noch schwach erbauten Throne nicht angemessen war; dieß wurden die Triebfedern eines fast allgemeinen Aufstandes in Italien, an welchem die vornehmsten Städte Theil nahmen. Meuchelmörder, die den Kaiser tödten, Mordbrenner, die die Stadt Lodi anzünden wollten, alle Uebel der Empörungen verbanden sich. Friedrich rang mit Gefahren, ohne sie besiegen zu können; er schlug, ohne zu gewinnen; er belagerte die feste rebellische Stadt Crema, ohne die, voll Enthusiasmus, wütende Stadt erobern zu können. So, in dieser Belagerung traf unser Heinrich, nebst vielen andern mit ankommenden Fürsten den Kaiser an. Radevii erzehlt, daß Heinrich allein es gewesen sey, welcher die Uebergabe der Stadt Crema verursacht habe. Nie ward wohl eine Belagerung mit mehr Erbitterung geführt, als die von Crema. Friedrich zeigte auch hier, sehr zur Unzeit, seinen strengen, grausamen Sinn. Er trieb die Cremenser bis zur äussersten Verzweiflung, in welcher sie nichts als Tod oder Sieg zu erwarten hatten. Mit der heftigsten, einer kaiserlichen Seele sehr unanständigen Gallsucht ließ er die Köpfe der erschlagnen Belagerten, den lebenden zum Abscheu in die Höhe werfen, und damit seine Soldaten sich belustigen. Die belagerten Cremenser hieben dafür die gefangnen Kaiserlichen in Stücken, und warfen die blutigen Theile unter die Belagerer. Der Kaiser ließ eine Menge Galgen vor der Stadt aufrichten, und äuserte eine grausame Entrüstung. Durch solche Begegnungen wurde der Grund zu den künftigen fortdauernden Empörungen unter der Regierung Friedrichs gelegt.

Nach-

Nachdem man schon einen vergeblichen Sturm auf Crema gewagt hatte, und der zweyte zubereitet wurde; erhielten die Cremenser, auf starkes Bitten, die Erlaubniß einer Unterredung mit unserm Herzog Heinrich. Dieser brachte durch eine kluge Vermittlung die Uebergabe der Stadt zuwege, woben die Besatzung zwar freyen Abzug erhielt, allein die Stadt dennoch geplündert und verbrant wurde. Heinrich hatte die Ehre, durch diese verabredete Uebergabe einer Menge von Deutschen und Italienern das Leben erhalten zu haben; eine Ehre, welche weit schätzbarer war, als wenn Heinrich über Leichen von tausend Getödteten, in einem neuen Sturm, die Mauern von Crema zuerst erstiegen hätte.

Mitten unter diesen wohlthätigen Dienstleistungen, welche unser Herzog dem Kaiser bewies, entspann sich das erste Mißverständniß zwischen beyden Fürsten, und legte den Grund zu weitern gegenseitigen Gesinnungen. Das Concilium zu Pavia, welches Friedrich im May 1160 hielt, gab den Anlaß dazu. Schon seit einiger Zeit hatte der päbstliche Stuhl die Freundschaft unsers mächtigen und der Religion ergebnen Fürsten gesucht; auch erhalten. Verschiedne Proben davon befestigten die Zuversicht des römischen Hofes auf unsern Fürst. Als nach dem Tode Hadrians sich Streitigkeiten wegen der Wahl eines neuen Pabsts erhoben, und zwey Männer zugleich Päbste seyn wollten, so wandte sich der eine, Alexander, ein Mann von feinem Verstande und durchdringendem Geist an unserm Herzog, da er sahe, daß er die Gunst Friedrichs nicht hatte, welche seinem Nebenbuhler, Victor, ertheilt wurde.

Man

Man wollte auf dem Concilio zu Pavia entscheiden, ob Alexander oder Victor Pabst seyn sollte. Beyde wurden zur Untersuchung ihrer Ansprüche vor das Concilium gefodert; allein Alexander sahe vorher, daß es nicht erst nöthig seyn würde, vor einer Versamlung zu erscheinen, die ganz seinem Gegner ergeben war. Victor, dessen Interesse das Gegentheil erfoderte, und der sich also einfand, wurde zum Oberhaupt der Christen bestätigt. Heinrich sah sich zwar genöthigt dem Wunsche des Kaisers beyzustimmen, behielt aber dennoch die gröste Neigung für Alexandern, der auch auswärtige Gönner an den Königen von Frankreich, England und Sicilien fand. Die Unzufriedenheit des Herzogs vermehrte hernach andre mehrere Vorfälle. Er aber ging, gleich nach der Ernennung des neuen Pabsts Victors wiederum aus Italien, nach Braunschweig zurück, welches er, nach geringer Ruhe, verließ, um neue Lorbeern bey den Wenden zu erfechten.

Diese unruhigen Völker hatten in der Abwesenheit des Herzogs öftere Streifereyen in das dänische Gebiet gewagt, worüber der König Waldemar harte Klage führte. Der Herzog foderte die Fürsten der Slaven vor seinen Richterstuhl. Als sie, aus Furcht eines schlimmen Urtheils nicht erschienen, so erklärte der Herzog sie in die Acht, und beschloß einen Feldzug gegen sie. Niclot, der Beherrscher der Obotriten, wollte der Rache zuvor kommen, und suchte die Stadt Lübeck durch einen Ueberfall einzunehmen. Dieser Anschlag aber mißlung, weil ein abgeleiteter Bach den Uebergang über die Brücke verwehrte. Gleich nach erhaltner Nachricht davon verstärkte Heinrich die

Besatzung von Lübeck und brach gegen die Feinde auf.

Ein starkes Heer rückte unter den Befehlen eines heldenmüthigen Anführers in die Länder der Slaven. Niclot zog die benachbarten Wenden und Pommerschen Fürsten an sich, und widersetzte sich dem Herzoge mit Gewalt. Nur aber richtet die Gewalt gegen einen Held nichts aus. Heinrich, der Löwe, setzt, wo er hinzieht, alles in Blut und Feuer, verwüstet, zerstört, und rückt auf die festesten Plätze an. Niclot, furchtsam für den gewaltigen Zorn des Tapfern, verbrent und schleift selbst seine vornehmsten Schlösser, Mecklenburg, Schwerin, Dublin und andre. Er selbst aber wagt keine Schlacht mit dem Herzoge, sondern sucht nur durch kleine Gefechte Abbruch zu thun. Ein Verlust, den seine Söhne erlitten hatten, bewegt ihn, einen Angrif selbst zu thun, bey welchem er aber von den herzoglichen Truppen umringt und getödtet wird. Seine Söhne hatten kaum seinen Todt erfahren, als sie sich sogleich in Wälder und öde Gegenden flüchteten, und eine Menge der ihrigen auf Schiffe brachten.

Itzt war die Provinz der Obotriten dem Herzoge völlig unterworfen. Die Stadt Schwerin wurde befestigt: Gunzel, ein tapfrer Mann von edler Geburt, ward Graf dieses Ortes. Nach einiger Zeit erhielten die Söhne des Niclots wiederum des Herzogs Gnade. Das Land der Obotriten gab Heinrich seinen Soldaten zu bewohnen. Diejenigen Heerführer, deren geprüfte Treue Heinrich der Belohnung werth hielt, wurden mit verschiednen Gütern und Besitzungen beschenkt. Aus Flandern zogen neue Colonisten nach Mecklenburg, und

eine

eine noch größre Anzahl floß aus den sächsischen und andern Provinzen herbey. Die öden Gegenden der Slaven erhielten Cultur, und wurden angebaute, fruchtbare Gefilde; denn Heinrich verstand nicht nur, den Degen zu führen, wie viele andre grosse Krieger, sondern auch im Frieden seine Unterthanen und Länder zu bereichern und zu verschönern. Er übte, ohne Lehrbücher der Regierungskunst gelesen zu haben, in einem finstern Jahrhunderte alle Maximen aus, wodurch weise Regenten für das Wohl ihres Volks, und die Gründung einer ausgebreiteten Macht ihrer Nachkommen sorgen.

Auserordentlich war besonders die Macht unsers Herzogs in Absicht der geistlichen Rechte in seinem Zeitalter. Er bediente sich des Rechts der Investitur, neue Bißthümer anzulegen, sie an andre Oerter hin zu verlegen, ihre Gerechtsame, Einkünfte, Einrichtungen zu bestimmen, ganz nach eignem Gefallen. Er setzte Bischöfe ein, ohne jemanden zu fragen; entschied über sie, und übte eine fast unumschränkte Gewalt in kirchlichen Vorzügen aus. Kein Fürst, auser dem Kaiser, kan sich rühmen, mit solchem Nachdruck geistliche, hohe Vorrechte genossen zu haben, als unser Heinrich. Man könte hier leicht durch aufgehäufte Beyspiele den Glanz des Ansehns zeigen, wenn es nicht das Vergnügen derjenigen Leser schlecht unterhalten würde, die wir am meisten zu vergnügen suchen. Mehr wird man sich über die Autorität des Herzogs mit Vergnügen wundern, wenn man bedenkt, daß derselbe diese hohe Autorität genoß, da der Pabst eben am eifrigsten die Rechte der Fürsten einzuschränken suchte — da ein Kaiser dem Pabste den Steigbiegel halten muste.

In-

Indeß Friedrich noch die hartnäckigen Rebellen in Italien bestritt, Mayland zerstörte, und durch Furcht und Strafe die Rebellen zum Gehorsam trieb: schmeckten die Staaten Heinrichs jede Art des Vergnügens, das die ernährende Ruhe des Friedens gewährt. Ihr Fürst ergrif alle Maasregeln, Handlung, Commerz, Anbau, Industrie zu vermehren. Es wurden immer mehr Colonisten in die öden uncultivirten Länder an der Ostsee geschickt; aus Westphalen zog eine Menge in das Ratzeburgische Gebiet; aus Hollstein viele nach Wagrien: man baute Kirchen und Wohnungen; die Wüsten wurden Dörfer, die öden Gefilden besäte Aecker: die Länder jenseits der Elbe bekamen eine neue Gestalt. In dem wilden, kriegrischen, barbarischen zwölften Jahrhunderte waren diese königlichen Künste des Friedens ungewöhnlicher, als die heldenmüthigste Tapferkeit. Gewiß, man thut Heinrich dem Löwen Unrecht, wenn man ihn nicht bewundert.

Er ordnete eben in Bayern die Regierung und das Wohl des Landes an, als ihn der Kaiser, welcher aus Italien siegreich zurückgekommen war, zu einer Versamlung der Fürsten und allgemeinen Concilium einlud. Launa, itzt St. Jean de Laune, ein Flecken in Burgund, zwischen Dijon und Dole; dieses war der Ort der Zusammenkunft, welche am 29 August 1162 ihren Anfang nahm. Heinrichs Klugheit fand für gut, mitten unter einer unzählbaren Menge von Fürsten, Bischöfen und Ständen, die den Absichten des Kaisers schmeichelten, ebenfals in alles zu willigen, und ganz ruhig nochmals die Bestätigung Victors zum Pabste zu unterschreiben. Er hatte die stolze Gemüthsart des

Kai-

Kaisers, der keinen Widerspruch vertragen konte, bey der Streitigkeit mit dem selbst gegenwärtigen König von Frankreich kennen gelernt. Die Foderungen Friedrichs gingen so weit, daß sich Ludwig, der König, denjenigen Pabst gefallen lassen sollte, welchen der Kaiser setzen würde. Ludwig wendet sein Pferd um, und sprengt davon. Heinrich ist nicht König von Frankreich, und lenkt sich nach Friedrichs Willen.

Entweder unter Begünstigung, oder auf Anrathen desselben ließ sich in diesem Jahre noch 1162 unser Herzog von seiner Gemahlin Clementia scheiden. Der Kaiser schwur selbst, in Gegenwart des Herzogs, zu Costnitz, daß Heinrich und Clementia zu nahe verwandt wären. Sie waren im 6ten Grade verwandt. Die Vermählung war also, nach den päbstlichen Rechten, ungültig. Das war das zwölfte Jahrhundert.

Und eben dieses Jahrhundert war mit kleinen, unbedeutenden Kriegen, so erfüllt, daß fast niemals eine allgemeine Ruhe unser Vaterland beglücken konte. Heinrich nahm an vielen dieser Kriege Antheil; und wir wollten es unsern Lesern nicht zumuthen, sich bey diesen einzeln Vorfällen aufzuhalten; wir würden bloß ein allgemeines Bild davon geben, wenn dadurch nur nicht der wahre Charakter Heinrichs zu sehr in Schatten gesetzt würde: wenn dadurch nur nicht ein grosser Theil von dem geschäftigen Muthe dieses Prinzen, von vielen auserordentlichen Thaten bey kleinen Vorfällen, verlohren ginge.

Selbst die bey neuen Empörungen fortgesetzten Kriege mit den Slaven waren freylich nicht so merkwürdig, als wenn eine Kaiserin von Rußland, im acht-

zehnten Jahrhundert, dem mächtigem türkischen Reiche den Untergang droht: allein, die persönliche Tapferkeit ist oft bey hunderten merkwürdiger, als unter zehntausenden, und trägt mehr dort, als hier, zur Summe des Ruhms bey. Aus diesem Grunde erzehlen wir die Unternehmungen Heinrichs, welche aufs Ganze von Deutschland und Europa nicht Einfluß haben; desto mehr aber auf den Ruhm des Prinzen, dessen Leben und Charakter man, in einer Biographie, nach seinem Umriß kennen lernen will.

Die Söhne des erschlagnen slavischen Fürsten Niclots, welche von der Gnade Heinrichs die Stadt Wurle, nebst einem umliegenden Gebiete, erhalten hatten, suchten im Jahr 1163 ihr väterliches Land, das Fürstenthum der Obotriten, wiederum zu erobern, und fanden dafür ihren Untergang. Heinrich ging auf ihre Heere loß, belagerte den Fürst Wertislaus in der Stadt Wurle, nöthigte ihn, sich und die Stadt zu übergeben, und führte den Fürst Wertislaus gefangen nach Braunschweig. Der Bruder dieses Fürsten erhielt die Gnade des Herzogs.

Kaum waren diese Unruhen gestillt, als neue entstandene in Bayern, unsern Prinz dahin ruften. So wild, so empörerisch war der Geist dieses Zeitalters. So bald Bayern beruhigt war, richtete Heinrich alle Sorgfalt auf die Verbesserung des Wohlstandes seiner nordischen Länder. Er gab ihnen neue Verordnungen, Gesetze und Priester. Die Rugier erhielten, bey der Verlegung des Bischofthums von Altenburg im heutigen Mecklenburgischen, nach Lübeck, die Gnade und den Schutz unsers Prinzen, welchem sie sich aufs neue unterwarfen.

terwarfen. Nur der Fürst der Slaven, Pribislaus, störte die Ruhe wiederum, die allgemein war, und beschäftigte den kriegrischen Muth Heinrichs. Er wurde durch seinen gefangnen und in Braunschweig sitzenden Bruder Wertislaus zu einem Versuche der Waffen gereitzt. War es der brüderlichen Zärtlichkeit zu verdenken, daß sie die Waffen ergrif, um die Ketten eines schmachtenden Bruders zu zerreissen, nachdem der gefangne folgenden Brief durch treue Boten übersandte:

„Ich, mein Bruder, werde in ewigen Ketten eingeschlossen gehalten, indessen du die weiche Zärtlichkeit eines Königs geniessest. Und du überlässest dich der Sorglosigkeit? O, erwache, mein Bruder, aus der Unthätigkeit, und handle männlich. Erinnerst du dich nicht an unsern Vater Niclot, als derselbe zu Lüneburg gefangen saß, und weder durch Bitten, noch Geld befreyt werden konte, ergriffen wir die Waffen und verwüsteten die Länder; da ward der Vater frey.„

Um den Bruder frey zu machen, ergrif itzt Pribislaus von neuem die Waffen, aber er machte damit den Bruder todt. Den Anfang des Kriegs, welcher im Februar 1164 anging, begleitete Glück. Pribislaus eroberte die Stadt Mecklenburg mit Sturm, und nahm Malchow und Cußcin weg. Er hofte schon das Land seines Vaters völlig wieder zu erobern, als der Herzog Heinrich gegen ihn mit starkem Heere aufbrach. Der Aufruhr der Slaven war nicht nur wegen der eroberten Städte, sondern auch der Anzahl ihrer Truppen

gefährlich worden: Pribislaus hatte sich mit den Fürsten in Pommern verbunden. Heinrich schloß daher mit dem Könige in Dännemark ein Bündniß, welcher die Feinde von der See her angrif; er selbst aber ging mit verbundnen Truppen des Marggraf Albrechts von Brandenburg, und des Graf Adolph von Hollstein gegen die Feinde. Dieser Krieg war mehr als Fehde. Heinrich, dessen Zorn durch den Aufruhr der ungetreuen Wenden, die er schon ganz gebändigt zu haben glaubte, entrüstet war; ließ den gefangnen unglücklichen Bruder des Pribislaus an einem Baum henken, so bald er in die feindlichen Besitzungen kam; schickte den Graf Adolph voraus, und folgte mit der Hauptarmee nach. Der Graf fand das versammelte Heer der Feinde bey Demmin. Wie oft, so gebahr auch hier, die Verachtung der Feinde Unglück. Der Graf hielt die Armee der Slaven, deren Demüthigung vor zwey Jahren so empfindlich gewesen war, für unbedeutend und schwach; allein sie war stark, und fast, wie man erzehlt, unzählbar. Die letzten Reste einer sterbenden Nation erschienen versammelt in Waffen. Es erfolgte eine Schlacht; wütend und schrecklich. Die Slaven siegen; der Graf wird getödtet: mit ihm die tapfersten Anführer; das Lager der Sachsen bereichert die Ueberwinder, und die Beute erhöht den Muth.

Aber auch zugleich den Zorn des Herzogs Heinrich. Der Held weinte, da er den Todt seines treuen Freundes, des Grafen Adolphs erfuhr, und stillte seinen Schmerz, wie Achill nach der Ermordung des Patroclus, durch Todt der Feinde. Er ging mit der Macht des Heers auf die Wenden los, und erfochte über sie

einen

einen vollkomnen Sieg, welcher sie völlig demüthigte. Ueber dreytausend Wenden blieben auf der Wahlstadt. Die geschlagnen entflohen, zündeten ihre Festung Demmin an, und wichen nach Pommern mit ihrem Fürst. Der siegende Heinrich verfolgte die flüchtigen, und, nachdem er mit dem Könige von Dännemark eine Unterredung gehalten hatte, war er im Begrif, selbst in Pommern einzubrechen, als ihn wichtigere Verrichtungen, und besonders eine Gesandschaft des orientalischen Kaisers, nach Braunschweig zurück riefen. Seine Generals setzten inzwischen ihre Unternehmungen gegen die Slaven fort, und demüthigten sie dergestalt, daß sie nicht mehr fähig waren, das geringste zu wagen. Die Herzoge von Pommern, bey welchem sich der flüchtige Pribislaus aufhielt, erlaubten ihm, aus Furcht für Heinrich, nur unter der Bedingung den fernern Aufenthalt, daß er in der ruhigsten Stille lebte. Durch die Ueberwindung der Slaven hatte Heinrich ein neues Land sich unterworfen, neuen Ruhm erworben, und höhres Ansehn. Seine Macht breitete sich nunmehr bis zum Neide aller Fürsten aus, nie war ein Herzog, nie ein Grosser Deutschlands so groß gewesen. Norden verehrte ihn, Sachsen und Bayern gehorchten seinen Befehlen, der Kaiser gönnte ihm die genaueste Freundschaft, und jeder Fürst unsers Vaterlandes fürchtete den Mächtigen.

Wenn man einen Blick auf die Zeit wirft, in welcher Heinrich glücklich lebt, so sieht man dieses sein Glück mit einer Art von Bewunderung an. Er genießt eine gefürchtete Hoheit, indeß Verwirrung, Privatkrieg und Mangel die andern Mitgenossen seines

Standes drückt. Halb Deutschland lag damals gegen einander zu Felde; in einzeln kleinen Schaaren, die mit Wildheit fochten, und mit Muth verwüsteten. Selbst der Kaiser empfand eine Menge von Bitterkeiten, die die Hohen der Erde aus goldnen Pocalen trinken. Friedrichs unvorsichtige Schärfe, und die eben so unvorsichtige Nachsicht gegen seine Bedienten, welche sich in Italien allen Muthwillen erlaubten, empörten dieses Land aufs neue gegen ihn. Friedrich beging aus eigensinnigem Stolze sehr oft grosse Fehler der Politic, und, wenn er sie einsah, so war es immer zu spät, sie zu verbessern; oder die Folgen reitzten aufs neue seinen Zorn, welcher jederzeit heftig, oft grausam war. Der Tod Victors, des Pabstes, hatte ihm die erwünschte Gelegenheit gegeben, mit Ehre nunmehr den Gegenpabst, Alexander, sich verbindlich zu machen. Die Staatsklugheit muste ihn dazu leiten, da der Pabst Alexander den grösten Theil der christlichen Welt auf seiner Seite hatte. Aber nein! der Groll besiegte die Klugheit. Friedrich wählte einen neuen Pabst, und zwang die unwilligen Fürsten Deutschlands, sich mit ihm wider Alexandern zu verbinden; indessen Alexander die Zuneigung von jedermann besaß; selbst nach Rom kam, Italien aufs neue wider den Kaiser aufwiegelte, und eine Reihe von unglücklichen Vorfällen erschuf, die alle Hindernisse für größre, wichtigere Unternehmungen wurden. Der kaiserliche Kanzler muste gar aus Italien entfliehen; und der schmeichelnde, gütige Pabst Alexander gewann jedes Herz. Friedrich kante die Kunst nicht, Feinde in Freunde zu verwandeln; die grosse wohlthätige Kunst, nicht jede Beleidigung gleich

mit Empfindlichkeit zu ahnden, sondern durch eine sanfte Mildheit sie zu übersehen. Die entstandnen Empörungen nöthigten den Kaiser 1166, wieder mit einer Armee nach Italien aufzubrechen.

Kein Fürst schien so beglückt, als unser Herzog Heinrich. Nothwendig muste die Eifersucht der andern Fürsten erwecken. In einem Zeitalter, wo man fast täglich Krieg führte, war der Ausbruch der Eifersucht leicht. Man brauchte nicht einmal einen Vorwand zum Krieg anzugeben. Man nahm einen Haufen Volks, ging, wohin man wollte, plünderte, nahm ein Schloß weg, und ging dann weiter, bis man entweder einige bewafnete antraf, die man todtschlagen konte, oder selbst todtgeschlagen ward. Dieß war damals so Mode, wie itzo — etwan — in die Comödie zu gehn.

Aber einen Heinrich konte man nicht nach dieser Mode behandeln. Sein Zorn war, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, jederzeit sehr fürchterlich. Eben diese Betrachtung; der Neid, die Länder dieses Herzogs allein so glücklich zu sehn, indeß andre vom Kriege verwüstet wurden; der Unmuth einiger Vasallen des Herzogs selbst; und die Furcht der benachbarten Fürsten, für die königliche Macht Heinrichs reitzte itzt das halbe Deutschland zu einem Angrif. So lange der Kaiser noch gegenwärtig war, dessen Freundschaft den Herzog beschützte, wagte niemand etwas. Kaum aber hatte der Kaiser sich nach Italien gewendet, als ein furchtbares Bündniß gegen unsern Herzog zu Merseburg geschlossen wurde. Man kennt die Zeiten nicht, wenn man nach mehrern Ursachen davon fragt,

als wir eben angegeben haben. Der Neid ist der Schatten des Glückes und des Verdienstes, und in einem rohen Jahrhunderte, wo jede Leidenschaft sogleich Ausbruch nahm, war Neid und Krieg bey Fürsten unmittelbar verbunden. Mit einem Eidschwur, welcher nöthig war, um nicht einzeln zertrümmert zu werden, verbanden sich nun eine Menge Fürsten, unsern Herzog anzugreifen, und einen Theil seiner weitläuftigen Staaten ihm zu entreissen.

Die Menge der Fürsten war groß, die gegen Heinrich fechten, oder ihn stürzen wollten. Wir wollen sie nennen. An ihrer Spitze steht ein Priester, und legt die Springfeder dieses Krieges an, ob er gleich selbst in Italien bey dem Kaiser ist. Rainold der Erzbischof von Cöln; mit ihm verbinden sich, Wichmann, Erzbischof zu Magdeburg, Hermann, Bischof zu Hildesheim, Ludwig, Landgraf von Thüringen, Albrecht, Marggraf von Brandenburg, Albert, der Pfalzgraf von Sommerschenburg, Christian, Graf von Oldenburg, Otto von Aßle, Wedekind von Dasenburg, Bischof Conrad von Lübeck, Erzbischof Hartwich von Bremen, die Stadt Goslar, und viel andre Fürsten, Grafen und Ritter. — Erschrickt man nicht für diese Anzahl? —

Heinrich erschrack nicht; denn er war Held. Der Anfall der Feinde geschah im Winter 1166 von verschiednen Seiten her, welches freylich die gröste Thorheit war, weil kein Heer nun stark genug war, etwas grosses zu unternehmen. Heinrich setzte sich in den besten Vertheidigungsstand, indem das Ungewitter anzog. Er befestigte verschiedne Städte und Schlösser, und ver-

sahe sie mit guter Besatzung. Um die Residenz Braunschweig ließ er einen neuen Wassergraben ziehen, und eine starke Mauer aufrichten. In den Hollsteinischen, Stormarischen und Wagrischen Provinzen ließ er den Graf Heinrich von Orlamünde die nöthigen Anstalten machen. Dem Fürst Pribislaus gab er die obotritischen Besitzungen wieder, wodurch er sich denselben treu und verbindlich machte. Mit Eifer aber sammelte er selbst Truppen zusammen, und rüstete sich den Winter über, um im künftigen Feldzuge mit Macht die Feinde zu jagen, und mit Löwenmuth zu kämpfen.

Um diesen unerschrocknen Muth jedem Auge zu zeigen, ließ er gegen Ende dieses Jahrs einen aus Erz gegoßnen Löwen von ungemeiner Grösse vor der herzoglichen Burg zu Braunschweig aufrichten. Noch itzt sieht die Nachwelt dieses Denkmahl Heinrichs des Löwen zu Braunschweig.

Der Kaiser, welcher inzwischen, in Italien, die Nachricht von diesem Kriege gehört hatte, suchte durch Abgesandten denselben zu stillen. Der Herzog aber brach mit seinem starken Heere gegen die Feinde auf: diese zogen, mit scheuer Furcht, sich zurück. Heinrich suchte sie umsonst auf; drang in ihr Land selbst, und rächte sich mit kriegrischer Härte; er zog bis an die Mauren von Magdeburg: wendete sich aber hierauf, um andre Gegenden zu züchtigen. Alle Feinde flüchteten dahin und dorthin, und versteckten sich für den Grimm des Löwen. Er aber überfiel und eroberte Bremen und die befestigte Stadt Freyburg, den undankbaren Bischof von Lübeck setzte er von seinem Amte ab; und die Stadt Goslar strafte er durch Besetzung aller

Wege der Zufuhre, welches eine Hungersnoth verursachte, die so lange dauerte, bis der Winter den Herzog nöthigte zurückzukehren. So ruhmvoll endigte sich der Feldzug des Jahrs 1167. Dennoch blieben verschiedne kleine Städte und Schlösser in dem Besitze der Feinde, die aber diese Beute nicht lange genossen. Denn so bald der Kaiser, dessen Ansehn damals in Deutschland den wichtigsten Nachdruck hatte, wiederum im folgenden Jahre, aus Italien zurück kam, nöthigte ein Befehl desselben die verbundnen Fürsten, jede, noch so geringe Eroberung, dem Herzoge wieder zu geben. Der unbedeutendste von ihnen allen, der Graf von Dasenburg, wagte es, sich zu widersetzen; wurde aber in seinem festen Schlosse belagert. Die Eroberung dieser Festung erwarb unserm Helden einen neuen Ruhm. Wegen der Höhe des Felsens, auf welchem die Festung sich stützte, waren alle bisher bekante Belagerungsmaschinen vergeblich. Heinrich ließ durch die Bergleute von Goslar den Felsen untergraben, und nöthigte dadurch die Festung zur Uebergabe. Man erstaunte über diesen Kunstgrif: er übertraf die Kriegskunst des Jahrhunderts, so wie der Urheber und Erfinder desselben die Menschen seiner Zeit.

Frey von den Beschwerlichkeiten so vieler kriegrischen Unruhen ruhte nun der Held in den Armen einer neuen Geliebte aus. Er vermählte sich zu Minden 1168 mit Mathildis, der Tochter des Königs, Heinrich, von England. Die Feyerlichkeiten der Vermählung, welche hernach zu Braunschweig gehalten wurden, überlassen wir andern zu schildern. Die Zärtlichkeit beglückte diese Verbindung, aus welcher Prinzen entsprossen,

sprossen, die ihres grossen Vaters würdig, durch Thaten und Ehre selbst groß wurden. Der Herzog begab sich im folgendem Jahre selbst nach England zu seinem Schwiegervater dem König, um daselbst die Verlobung des jungen kaiserlichen Prinzen mit der jüngern Tochter des Königs durch seine Vermittlung zu bewirken.

Bald darauf zeigte Heinrich seine Macht einem Könige, und nöthigte ihn, seinen Foderungen Gnüge zu leisten. Waldemar, der König von Dännemark, hatte die Insel Rügen eingenommen, und ihre Einwohner die christliche Religion anzunehmen gezwungen, nachdem sie durch Feuer und Schwerdt waren überzeugt worden. Die pommerischen Fürsten, und Pribislaus, der Beherrscher der Obotriten, hatten auf Befehl unsers Herzogs den Dänen Beystand geleistet. Der dänische Sieger legte den neuen Unterthanen in Rügen Tribut auf, und führte die Schätze alle hinweg, welche in dem Tempel des Götzen Svantovits lagen, oder des Vitus, welchen die Heyden als Gott, und die Christen als Heiligen verehrten. Heinrich verlangte, vermöge eines geschloßnen Vertrags, vom dem dänischen Könige die Hälfte der Beute und der Einkünfte der Insel Rügen. So bald der oben erwähnte Krieg mit den Feinden in Deutschland beygelegt war, erneuerte der Herzog seine Ansprüche mit den Waffen. Er gab seinen Vasallen, dem Pribislaus und pommerschen Fürsten Befehl, die Dänen zu bekriegen, welches sie so streng ausrichteten, daß sie über 700 dänische Gefangne feil bothen. Waldemar, der König, sah sich genöthigt, das zu verwilligen, was der Herzog begehrte, und diese

neue

neue Aussöhnung wurde durch eine Vermählung befestigt. Die älteste Tochter unsers Herzogs, Richenza, eine Wittwe des verstorbnen Herzogs Friedrich von Rothenburg, bekam den dänischen Erbprinzen Canut zum Gemahl. Heinrich aber vermehrte durch den Antheil an der Insel Rügen den Zuwachs seiner Staaten, und durch die Demüthigung eines Königs die Furcht für seine Macht.

Diese Furcht, welche jederzeit mit dem Wunsche die Macht des Gefürchteten geschwächt zu sehn, verbunden ist, wirkte eine fast allgemeine Begierde der Fürsten Deutschlands, unsers Herzogs Ansehn zu verringern. Allein, die grosse Gunst, welche ihm itzt noch Kaiser Friedrich gönnte, vereitelte jeden Anschlag. Nothwendig reitzte dieses den Unwillen der Feinde noch mehr. Der Unwille ward bittrer Haß, und äuserte sich in verschiednen Mißhelligkeiten, welche die neidischen Prinzen erregten. Schon itzt war der gröste Theil der Fürsten bereit, den Herzog Heinrich anzugreifen, wenn nur die geringste Hofnung eines guten Erfolgs geschimmert hätte. Der Kaiser aber erklärte sich für den beschützenden Freund des Herzogs nochmals auf dem Reichstage, welcher am Johannistage zu Erfurt 1170 gehalten wurde, und legte mit Kaiserlichem Ansehn alle Mißhelligkeiten bey, die gegen den Herzog vorgebracht wurden.

Friedrich besaß einen hartnäckigen Ehrgeitz, und wurde dadurch zur Ausführung eines Plans hingerissen, welchen das Schwäbische Haus schon längst ausgedacht hatte. Die Reihe der Kaiser aus diesem Hause sann längst auf Entwürfe, wie man das Kaiserthum ihrem

Hau-

Hause erblich machen könte. Friedrichs hohes Ansehn im deutschen Reiche, seine reiche Besitzungen, seine Tapferkeit gaben der lebhaften Idee dieser Absicht sehr starke Nahrung. Der mächtigste Fürst Deutschlands war unser Herzog, Heinrich. Er hatte noch itzt keine männliche Erben, und der Kaiser konte hoffen, sein Erbe zu seyn. Die nächste Verwandschaft mit dem Kaiser, die Treue, welche er für demselben immer bisher hatte blicken lassen, und die Begleitung einer leidenschaftlichen Begierde, die Hofnung, daß man das erhalten werde, was man heftig wünscht, diese Triebfedern bewogen den Kaiser, sich den Herzog so sehr, als es nur möglich war, verbindlich zu machen. Dennoch war der Kaiser auf sein eigen Interesse zu aufmerksam, um dieses nicht, im Falle der Collision, des Herzogs seinem vorzuziehen. Mit Aufopferung eigner Vortheile dient die menschliche Natur nicht leicht.

Herzog Welf, der Onkel Heinrichs des Löwen, dem wir oben als muntern Held kennen lernten, besaß, nach Befriedigung seiner Erbfoderungen, sehr grosse, beträchtliche Länder in Italien und Deutschland. Als er in dem Italienischen Feldzuge 1167 seinen einzigen Sohn verlohren hatte, setzte er unserm Herzog Heinrich zum Erben seiner Staaten, nach dem Recht der Verwandschaft, doch mit derjenigen Bedingung ein, daß der Herzog Heinrich ihm eine Summe Geldes, noch bey seinem Leben, auszahlen sollte. Heinrich verzögerte beständig die Auszahlung dieser Summe, zum Mißvergnügen seines Onkels. Entweder hofte er, daß der alte Herzog Welf unterdessen bald sterben würde, oder der Rath schlechter Hofbedienten verursachte den Aufschub

schub dieser Bezahlung, welche man nicht für so gar nothwendig hielt, da man doch glaubte, daß diese Erbschaft nicht entgehen könte; oder es war auch wirklich nicht so gleich möglich, die verlangte Summe zu schaffen. Am meisten würkte wohl hier der Charakter des Herzogs Heinrich selbst, welcher der Ueppigkeit feind war, und seinem Onkel kein Geld zu einem unmäßigen Aufwande vorschiessen wollte. Vielleicht die Vereinigung aller dieser Gründe bewogen den Herzog Heinrich, seinem Onkel die gefoderte Bezahlung des Geldes von Zeit zu Zeit zu verzögern. Das daher entstandne Mißvergnügen Welfs machte sich Friedrich zum Vortheil. Der Herzog Welf setzte den Kaiser, der die verlangte Geldsumme schnell auszahlte, zum Erben seiner Staaten ein. So verlohr unser Herzog durch Sparsamkeit Reichthum; ein weitläuftiges Erbe von ansehnlichen Ländern.

Die Geschichte meldet uns keine Aeuserung des Herzogs gegen den Kaiser. Er scheint sein Mißvergnügen verdeckt zu haben, und die Klugheit befohl auch diese Maasregeln, da die Feindseligkeit der andern Fürsten Deutschlands gegen ihn noch fortwähreten. Großmüthig handelte nun der Kaiser gewiß nicht bey der Entziehung der Welphischen Länder, und Heinrich muste darüber empfindlich werden, obgleich der Kaiser durch Beylegung seiner Streitigkeiten mit den Fürsten Deutschlands ihm wiederum zu schmeicheln, und seiner Gunst zu versichern suchte. Das daher entstandne Mißtrauen, und der Unmuth stieg, bey einer neuen Beleidigung des Kaisers, wozu eine weite Reise des Herzogs Anlaß gab, bis zur heftigen Unzufriedenheit.

Als Herzog Heinrich nämlich seine Länder in der vollkommensten Ruhe erblickte, und seine Macht alle diejenige innre Haltung stärkte, welche jeder Eifersucht Furcht und Schrecken einzuprägen pflegt, so entschloß sich sein frommer, gefühlvoller Eifer für Religion und Andacht eine Reise nach Jerusalem, zum Grabe des Erlösers, vorzunehmen. Hier sehn wir den Held in einem neuen Auftritte glänzen, nicht als kriegrischen Held, sondern als frommen Fürsten. Heinrich geht nicht, wie Conrad und andre, nach Palästina, um, im wilden Kriege, übel ausgedachte Eroberungen zu machen, und eine Menge deutscher Einwohner gegen Sarracenen in die Schlacht zu führen. Er sucht bloß den Pflichten der Religion, welche man ihm als sehr wichtig und groß vorgestellt hatte, Gnüge zu leisten. Unsre Handlungen entspringen aus Meynungen, und dieser Meynungen Redlichkeit verdienen das gröste Lob. Alle Farben der Abänderungen, welche die Meynungen unsers Zeitalters unserm Leben geben, sind nicht das Wesentliche, worauf der Tadel oder das Lob der Handlungen beruht. Dieses muß der Geschichtschreiber hier, bey der Reise Heinrichs, nach Jerusalem, in Erinnerung bringen.

Sie wurde im Anfange des Jahrs 1172 unternommen, nachdem alle Verfügungen, wegen der Regierung der Staaten, in Abwesenheit des Herzogs, sorgfältig eingerichtet waren. Der Gemahlin gab die Zärtlichkeit Heinrichs die vornehmste Aufsicht, und ihr vornehmster Rath in der Regierung und den Angelegenheiten der Länder ward Wichmann, der Erzbischof von Magdeburg. Mathildis blieb, die ganze Zeit der

Abwe-

Abwesenheit ihres Gemahls hindurch, in Braunschweig, und erwarb sich den schönsten Ruhm der Geschichte, den Ruhm eines mütterlichen Mitleids gegen die Unterthanen, einer zärtlichen Liebe gegen ihren Gemahl, einer sorgfältigen Ausübung aller Religionspflichten ihrer Zeit, und eines guten, edlen Herzens.

Die Aufmerksamkeit, mit welcher die Neugierde der menschlichen Natur, den Schicksalen merkwürdiger Personen nachzuforschen pflegt, und der daher entstehende Reitz der Unterhaltung, werden hier eine kurze Erzehlung der Wallfahrt Heinrichs genugsam rechtfertigen. Heinrichs Leben und Charakter hat uns bisher schon so weit eingenommen, daß das Interesse der Neugierde bey seiner Reise erweckt ist. Man beurtheilt die Wallfahrt Heinrichs des Löwen nach Jerusalem ganz unrichtig, wenn man sich nicht in seine Zeiten versetzt. Im achtzehnten Jahrhundert würde unser tapfrer und frommer Fürst nicht nach Palästina gereißt seyn, so wenig als seine Schicksale durchgehends itzt möglich wären. Aber der warme Religionseifer, von welchem die reichsten Stiftungen zeugen, muste, bey dem Charakter des strengen, gesetzten und standhaften Wesens, welches Heinrich besaß, den Fürst zu dieser beschwerlichen Unternehmung leiten, so bald eine fromme Entschliessung dieses Gelübde gethan hatte.

In der Begleitung der Vornehmsten von seinen Vasallen, und der Bedeckung von einigen tausend Soldaten reißte der fromme Held zuerst nach Regensburg, und von da durch Bayern nach Oesterreich und Wien. Selbst der slavische Fürst Pribislaus, sein itziger getreuer Freund begleitete ihn. Keiner der hohen Magna-

ten fehlte in der Gesellschaft dieser Reise. So gar ein Gesandter des Kaisers Friedrich, der Bischof von Worms, ging mit ihm nach dem gelobten Lande; dem Scheine nach, theils eine Vermählung zwischen den beyden kaiserlichen Häusern zu stiften, theils die Ehre einer kaiserlichen Begleitung dem Herzoge zu erzeigen; der wahren Absicht aber nach, von allem Unternehmen, Zustand und Begebenheit des Herzogs sogleich dem eifersüchtigen Kaiser Nachricht zu geben, welcher wirklich hofte, der Herzog Heinrich würde ihm vielleicht den Gefallen thun, und auf dieser gefahrvollen Reise sterben. Alsdenn hätte der Kaiser neue Staaten erben können.

Es geschah nicht, sondern die Reise wurde glücklich fortgesetzt. Der Herzog von Oesterreich empfing unsern Fürst mit ungemeiner Güte; ebenfals der König von Ungarn, als er durch dessen Land zog; ja der König begleitete den Herzog bis nach Gran, wo er durch beygebrachtes Gift starb, nicht ohne Verdacht seines Bruders, den er vom Throne gedrungen. Heinrich setzte seinen Weg fort; litt aber auf der Donau, nachdem die Farth einige Tage ganz glücklich gewesen war, bey den so genanten Scheren, Schifbruch, wobey er sich auf ein Stück Holz mit Schwimmen erretten muste. Aus Furcht für ähnlichem Vorfalle, wurde nun die Reise zu Lande fortgesetzt.

Eine neue Gefährlichkeit störte den Fortgang der Reisenden in dem grossen Bulgerwalde, in welchem, bey dem Städtchen Ravanelle, ein wütender Anfall auf dem Herzog geschah, der wenigstens wegen der vergifteten, bey diesem Volke üblichen Pfeile, gefährlich wurde.

Man begreift leicht, daß der Herzog mit seiner Bedeckung diese räuberische Schaar in die Flucht schlug. Hierauf ging der Weg nach Nicäa oder Nissa, Adrianopel und Constantinopel selbst, wo Manuel Comnenus herrschte, der Pracht und Ansehn liebte, und itzo allen Glanz seines Hofes einem mächtigen deutschen Fürsten zu zeigen suchte.

Nachdem Herzog Heinrich sich einige Tage zu Constantinopel aufgehalten, und den Kaiser die ansehnliche Begleitung des Herzogs von Fürsten, Bischöfen und Grafen noch mehr zur eignen Pracht gereitzt hatte, so empfing er den hohen Fremdling an seinem Hofe, am Ostertage mit allem Glanze der festlichsten Feyerlichkeiten. — Warum sollte man eine feyerliche Procession des zwölften Jahrhunderts zu Constantinopel, nicht itzo gern sehen wollen?

Nahe an dem Kaiserlichen Pallast war ein Thiergarten; wo an gewissen heiligen Tagen, als z. E. Weyhnachten verschiedne wilde Thiere mit einander kämpfen musten. Hier empfing, unter dem Gepränge seiner ganzen Hofstaat und aller Grossen des Reichs, der Kaiser den Herzog. Der Weg war mit Purpurdecken bedeckt, rings umher prächtige Gezelte, das Kaiserliche Gezelt aber, wo der Herzog aufgenommen wurde, strahlte von Gold, Edelgesteinen und Kostbarkeiten. Von da ging man in einer feyerlichen Procession in die mit unzählbaren goldnen Leuchtern und andern Reichthümern geschmückte Sophienkirche. Es versteht sich wohl, ohne daß es erzehlt wird, daß diese Feyerlichkeit mit einem angemessenem Gastmahle beschlossen wurde. Merkwürdiger ist der Beweiß der Neigung für seine Religion, wel-

welche der Herzog bey dieser Gelegenheit gab. Einer seiner Begleiter, der Abt von St. Aegidien zu Braunschweig, disputirte bey der Tafel so heftig von dem Ausgehen des h. Geistes vom Vater und Sohn, daß er über seine Gegner zu gewinnen schien. Dadurch erhielt er die Gnade des Herzogs mit Vorzüglichkeit. Unter den Geschenken der Kaiserin an die Begleiter Heinrichs werden Zobelpelze bemerkt.

Von Constantinopel setzte man die Reise wiederum zu Schiffe fort. Es hätte den Schicksalen eines so grossen Sterblichen, wie Heinrich war, etwas gefehlt, wenn er nicht auch einen vollkomnen Seesturm hätte erfahren sollen. Dieser entstand im Aegäischen Meere mit allen den Fürchterlichkeiten eines Ungewitters, welches Todt droht. Jederman hielt sich auch, besonders bey der damaligen Kentniß des Seewesens, für verlohren. Endlich kam die schwimmende Schaar doch, errettet, nach der Stadt Accon, der Thüre des heiligen Landes an. Von daher begleiteten die Tempelherrn und andre heilige Ritter, nach vielen empfangnen Gütigkeiten des Herzogs denselben bis nach Jerusalem, welches noch 19 Meilen entfernt war.

Als Heinrich nun zu diesem Ziel seines Wunsches gekommen war, überließ er sich ganz den Freygebigkeiten, welche die Andacht seiner Zeiten auszeichnete. Die Umstände, in welchen sich damals Jerusalem befand, welches unter christlicher Bothmäßigkeit war, die auserordentliche Gefälligkeit des Königs von Jerusalem, Americhs, eines Anverwandten unsers Herzogs, und die Begierde desselben, seine Verehrung der Religion an diesem heiligen Orte auf eine glänzende Art zu beweisen,

erhitzten die wohlthätige Freygebigkeit. Der Herzog schenkte grosse Geldsummen sowohl den Tempelherren, als den Soldaten, welche das h. Grab beschützen, und wider die Ungläubigen fechten mussten. Die Kirche zum h. Creutz liess er mit herrlicher Musivarbeit ausschmücken, die Thüren derselben mit Silber überziehen, und auserdem stiftete er eine Menge Messen, deren Heiligkeit zu dieser Zeit in der grösten Blüthe stand. Heinrich verrichtete alle Arten der Andacht, der Opfer und Religionsübungen, die die Gewohnheit seines Zeitalters dergleichen heiligen Oertern zu weihen pflegte. Auch hierinnen verehrt der aufgeklärtere philosophische Christ die gefühlvolle, fromme Seele eines Fürsten, der, ohne von der umgebenden Hoheit geblendet zu seyn, eine andre Hoheit sucht, die jenseits dieser Sterblichkeit liegt, und dieser, so gut er kan und weiß, sich zu versichern bestrebt. Wenn er es auf eine andre Art thut, als wie itzo, so ist die Schuld, wenn ja eine da ist, nicht sein, sondern seines Zeitalters. Man erinnre sich hier der Erziehung unsers Herzogs, die wir oben beschrieben haben; der Neigung, die ihm die Priester von der ersten Jugend an einflößten. Sein Geist, der mit einer unwandelbaren Standhaftigkeit dachte, glaubte und lebte, war zu sehr von allem Leichtsinne entfernt, durch den es, bey einem Fürsten seiner Zeit, allein möglich gewesen wäre, die allgemeinen Begriffe zu verlassen. Wenn ein dichter schwarzer Nebel den Tag verhüllt, und die Strassen verdunkelt, so können wir alle nichts sehn, als den Nebel.

Nach der Befriedigung zu Jerusalem begab sich der Herzog an alle Oerter von Palästina, die man für

sehens-

sehenswürdig hielt, nach dem Thale Josaphat, Bethlehem, Nazareth, dem Berge Tabor, dem Flusse Jordan, und was für Dinge mehr denkwürdig seyn mochten. Hierauf wurde die Rückreise über Antiochien genommen, und weil man dem meineidigen Armenischen Fürsten Milo nicht traute, ob er gleich dem Herzoge einen freyen Durchzug erlaubt hatte, so schifte sich die hohe Pilgrimschaft ein, und überließ sich wiederum, obgleich wegen der vorigen Unfälle, ungern dem Meere, und landete in dem Hafen Simeon, oder dem Seleucischen Hafen. Als der Herzog hierauf nach Torsult, oder dem alten Tarsus kam, sandte ihm so gar der türkische Sultan fünfhundert Mann zur bedeckenden Begleitung auf der fortzusetzenden Reise. Der Sultan, Clitziaslhlanes, war ein Freund der Christen, und ein Regent des zwölften Jahrhunderts, der, in Absicht der Klugheit, kaum zwey andern unter seinen Zeitgenossen auf dem Throne weichen durfte. Heinrich zog mit der türkischen Begleitung zwar sicher, aber von unerträglichen Beschwerlichkeiten beängstiget, da man nirgends Wasser noch Unterhalt fand, drey Tage hindurch, durch das wüste Romanien. So nennen die Schriftsteller des mitlern Zeitalters den ganzen Strich Landes zwischen Tarsus und Constantinopel. Diejenige Wüste, durch welche Herzog Heinrich, nebst seiner Begleitung, mit so viel quälender Beschwerlichkeit zog, war derjenige Theil von Armenien, welcher zwischen Tarsus und Heraclea lag.

In dieser letztern Stadt empfingen die Türken den Herzog mit ungemeiner Höflichkeit, und führten ihn weiter nach Ararat, oder Cäsarea in Cappadocien: wo

er eine neue sonderbare Ehre genoß; die vergnügende Ehre des freundschaftlichsten Empfangs vom türkischen Sultan, von einem Sultan, der nicht nur über den Aberglauben seiner Religion, sondern sein ganzes Zeitalter erhaben war. Clitziasthlanes, dieser edle Türke, hatte den Christen beständig viel Gunst erzeigt, und war itzt begierig, einen grossen deutschen Fürst persönlich kennen zu lernen. Er umfing und küßte denselben mit der offendsten Redlichkeit, und nante ihn seinen Anverwandten, weil er selbst von einer deutschen Dame abstammte, obgleich die eigentliche Verwandschaft von den Genealogisten bisher ziemlich mühsam ist aufgesucht worden. Unter den Geschenken des Sultans wird ein seidnes Kleid als etwas höchstseltnes bemerkt. Bemerkenswürdiger ist die Unterredung, welche Heinrich der Löwe mit dem türkischen Sultan über die Religion hielt. Die Gütigkeit des Mahomedaners gab dem edelmüthigen frommen Deutschen den Gedanken ein, ob es möglich sey, den Mohamedaner zu einem Christen zu machen. Der Sultan hört die Zuredungen des Herzogs mit Aufmerksamkeit an, und antwortet endlich darauf: „Ich finde in euren Ge„heimnissen des Glaubens nichts unmögliches; „aber ich will in meiner Religion bleiben, weil „ich glaube, daß die Gottheit ein Vergnügen „daran findet, auf mannichfaltige Art sich ver„ehrt und angebetet zu sehn.„ — Wie groß ist dieser letzte Gedanke in dem Munde eines Türken! — Pope hat eben diesen Gedanken in einem seiner Briefe, und schmückt ihn mit mehr Reitz aus; aber der Sultan macht dem schönen Geiste den Rang streitig.

Nach

Nach der Verabschiedung von dem Sultan setzte der Herzog seinen Rückweg durch das türkische Gebiet über Nicäa, Iconium, durch die Wüste, wo des Kaisers Conrads Armee 1146 den Untergang von ihrem grösten Theile gefunden hatte, und so weiter nach Constantinopel fort. Den Kaiser dieser Hauptstadt sprach er nochmals zu Magnopolis, welches damals Maximianopolis hieß, und erneuerte die Freundschaft mit demselben unter den Ausflüssen der wechselseitigen Neigungen. Jede angebotene Kostbarkeit schlug Heinrich aus, und begnügte sich mit verschiednen Reliquien, und einigen Edelsteinen; welche, mit den Reliquien, worunter auch viele Apostelärme waren, nachher in Braunschweig aufbewahrt wurden.

Eine neue Hochachtung und Freundschaft erwarb sich der Herzog auf der Rückreise bey dem König von Ungarn, Bela dem III, welcher seinem verstorbnen Bruder in der Regierung gefolgt war. Durch dessen, und das österreichische Gebiete kam er, zwar nicht nach zehn Jahren, wie Ulyß, sondern nur nach einem Jahre, allein nachdem er noch mehrere Städte, Sitten und Völker gesehn und kennen gelernt hatte, in seinen eignen Staaten an, und ruhte sehr kurze Zeit zu Regensburg aus.

Friedrich, der Kaiser, befand sich eben zu Augsburg, und hatte das Vergnügen oder Mißvergnügen, den Besuch des rückkehrenden Herzogs Heinrich zu empfangen. Er überhäufte den Herzog mit Gunstbezeugungen, und bewillkomte ihn so freundlich, wie es eine verstellende Falschheit zu thun pflegt. Nichts muste dem Kaiser unangenehmer seyn, als die gesunde ver-

gnügte Rückkunft Heinrichs, dessen Länder er sich durch neue Hofnungen versichert hatte.

Es war sehr wohl zu vermuthen, daß der Herzog Heinrich, wenn nicht ein besondres Unglück vorfiele, gesund aus dem gelobten Lande wieder kommen würde. Dergleichen Wallfahrten waren damals nichts ungewöhnliches, und das muntre Alter des Herzogs, welcher erst vier und vierzig Jahr alt, und der grösten, rauhesten Beschwerlichkeiten gewohnt war, konte keine Vermuthung des Todes erwecken. Allein man hofft auch das unwahrscheinlichste, wenn man es heftig wünscht. — Friedrich zeigte so viel Besorgniß, als ob Heinrich nicht lebendig zurück kommen würde, daß er 1172 nach Sachsen gieng, und die Befehlshaber aller Städte und Vasallen, besonders Ecbert von Wolfenbüttel, den vornehmsten und treusten unter ihnen, theils durch Schrecken, theils durch heimliche Versprechungen dahin brachte, daß sie ihm durch Eidschwüre versicherten, die Festungen und Städte dem Kaiser zu übergeben, wenn der Herzog nicht wieder kommen sollte. Eine Verordnung, die auf den Todesfall eines Mannes, der sich zumal erst vor kurzem vermählt, auf eine hinterlistige Art gemacht wird, pflegt natürlicher Weise zu beleidigen. Man sieht niemals gern, daß sich die Vorsichtigkeit andrer schon bis auf unsern Sterbetag erstrecket, zumal wenn es mit einer Art geschieht, welche etwas mehr bezeiget, als daß er blos vermuthet werde, und welche Verdacht giebt, daß man ihn mit Begierde erwarte. Die Absicht des Kaisers, die Länder Heinrichs an sich zu bringen, muste den letztern entrüsten. Er konte bey seiner Wiederkunft leicht auf die Gedan-

ken

ken gerathen, daß es an nichts, als seinem längern Aussenbleiben, und an einem erdichteten Gerüchte von seinem Tode gefehlt, um nicht alle seine Länder in Friedrichs Händen zu sehen. Diese Betrachtung muste den Herzog erbittern, und desto heftiger, je strenger, und für die genaueste Gerechtigkeit eingenommener sein Charakter war. „Heinrich, so schilderte ihn schon vor meiner Zeit ein Schriftsteller; konte von Natur nichts weniger, als Beleidigungen verdauen. Seine Augen funkelten: er glühte, und sein ganzer Leib zitterte vor Zorn, wenn ihm etwas dergleichen wiederfuhr, so daß man auch dieser Ursache wegen sagen kann, er sey mit Recht der Löwe genennet worden.„ Allein solche Leidenschaften waren bey unserm Fürst nicht vorüberflatternd, sondern prägten sich tief in sein Herz ein. Der ganz Catonianische Ernst, und die Strengigkeit seines Geistes gab auch seinen Abneigungen und zürnenden Gesinnungen eine fortdauernde Standhaftigkeit.

Die eben beschriebne Beleidigung des Kaisers, seines nahen Vetters, dem er so viele, so grosse Dienste geleistet hatte, der gegen ihn so liebreich, so freundschaftlich sich bezeigte, rührte den Herzog desto stärker, da sie ihn an die vorige listige Entwendung der Staaten seines Onkels Welf von neuem erinnern muste. Unter den schmeichelhaftesten Gefälligkeiten sah er verrätherische Anschläge gegen sein Glück gemacht. Schon diese ungerechte Verschlagenheit überhaupt erweckte Abscheu bey einer Seele von so gesetztem offnem Wesen, wie Heinrich hatte. Bey der Verbindung, in welcher er mit dem Kaiser stand, rührte sie doppelt. Mich dünkt, wenn man die Umstände aus diesem wahren Gesichts-

puncte betrachtet: so konte Heinrich nichts geringers thun, als dem Kaiser nun auf fernerhin beständig seinen Beystand zu versagen. Kan man sich denn an einer betrügerischen Freundschaft gelinder und gütiger rächen (wenn man sich, aus Klugheit für die eigne Wohlfahrt rächen will) als wenn man ihr fernern Beystand versagt? Behauptet man aber, daß ein Herzog damals seinem Kaiser beystehn muste, so wird man finden, daß Heinrich denjenigen Beystand, der Schuldigkeit war, nicht versagt hat, wie wir selbst bald sehen werden.

Unser Fürst blieb allen denen Pflichten, die ihm Stand, Religion und Klugheit auflegten, beständig getreu. Dem Eifer in der Religion weihte er sich besonders mit einer ergiessenden Wohlthätigkeit. Gleich nach seiner Rückkunft aus dem gelobten Lande, baute er verschiedne Kirchen zu Braunschweig, Lübeck, Ratzeburg, und gab ihnen reiche Einkünfte. Die letzte glückliche Zeit einer glänzenden Ruhe theilten die Kirche und Regierung mit einander. Noch beschäftigte sich Heinrich mit dieser doppelten Sorgfalt, als der Kaiser Friedrich seinen fünften Feldzug, im Jahr 1174, nach Italien unternahm, und die Macht des deutschen Reichs zu seiner Unterstützung auffoderte. Dieser Feldzug legt nun den Grund zu einer Verwandlung des Glückes und des Wohlstandes Heinrich.

Er begleitete selbst den Kaiser nach Italien, wie die bewährtesten Geschichtschreiber erzehlen, selbst die erzehlen, die ihm nicht günstig sind. Denn itzt, bey der Feindschaft des Kaisers und des Herzogs, gehn die Schriftsteller in Widersprüchen von einander ab, und machen dem unpartheyischen und sorgfältigen Biographen

viel

viel Mühe. Meine Leser sollen an dieser Mühe keinen Antheil haben, sondern nur die Frucht davon geniessen können. Einige erzehlen, daß Heinrich den Kaiser in der hartnäckigen Belagerung von Alexandria verlassen habe, und durch kein Bitten, durch keine Demüthigung des Kaisers habe bewogen werden können, in Italien fernern Beystand zu leisten. Unter denen drey ältern Schriftstellern, die dieses erzehlen, gibt ein einziger einen Grund, einen sehr seichten Grund davon an; der Herzog habe wegen des Bannes, womit der Kaiser belegt war, ihm nicht beystehn wollen, und habe vielleicht Geld vom Pabste bekommen. Wer fähig ist, so von unserm Herzog zu urtheilen, der kennt ihn nicht, und erwirbt sich das gerechteste Mißtrauen. Man hat überhaupt hier zwey Vorfälle mit einander verworren, und die Begebenheiten dadurch entstellt. Nach einer reifen Untersuchung ist die Wahrheit diese, welcher der forschende Kenner Beyfall geben wird.

Der Herzog Heinrich begleitet, nebst vielen andern deutschen Fürsten, den Kaiser nach Italien, wo der Pabst Alexander, welchen der Kaiser mit einer sehr unzeitigen Hartnäckigkeit noch immer nicht für den Pabst erkennen wollte, alles in Bewegung und Empörung gebracht hatte. Die übertriebne Härte, die ein Zug in dem Charakter des Kaisers Friedrich war, hatte ihm schon tausend Uebel erweckt, und er hätte durch sie lernen sollen, mit gelinderer Milde Italien zu gewinnen. Allein Natur bleibt Natur. So bald Friedrich itzt von neuem nach Italien komt, übt er seine Rache sogleich an der ihm ungetreuen Stadt Susa mit vielem Grimme aus. Er belagert hierauf die neuerbaute, dem

Pabste

Pabste ergebne Stadt Alexandria. Die Einwohner dieser Stadt, verwegne, wilde Krieger, derer Glück und Leben blos auf ihre Faust beruhte, machen die Eroberung unmöglich. Im Anfange des folgenden Jahres 1175 suchen die lombardischen Städte Alexandrien zu entsetzen. Friedrich geht dem Heere entgegen, und stellt sich in Schlachtordnung. Da verliehren die Feinde den Muth, und bitten um Frieden, welcher ihnen auch zugestanden wird. Hierauf läßt der Kaiser einen Theil seiner Armee mit den vornehmsten Fürsten und Prälaten, die damals auch fochten, und den Krieg gut verstunden, nach Deutschland zurück gehn. Man begreift leicht, daß unser Herzog Heinrich zu diesen rückkehrenden gehörte, wenn es auch die Geschichte nicht sagt. Er verläßt den Kaiser nicht aus Haß oder Treulosigkeit, sondern mit den übrigen treuen Fürsten. Bald darauf aber fodert der Kaiser seinen Beystand, und da verweigert er ihm denselben.

So bald die deutschen Hülfsvölker zurückgegangen waren, widersetzte sich Italien, dem Friedrichs Joch unerträglich schien, aufs neue. Ohnerachtet des geschlossenen Friedens wollte der Kaiser die Stadt Alexandrien nicht begnadigen; denn sein Zorn fand nur immer in dem völligen Untergange, und der grausamsten Verheerung der Feinde seine Befriedigung. Den höchsten Ruhm menschlicher Grösse, die Verzeihung, kante er nicht. Sein Ehrgeitz hatte, zur unschicklichsten Zeit, die Absicht, Ottos des Grossen strenges Regierungssystem wieder einzuführen. Alles gerieth darüber 1175 von neuem in Italien in Aufruhr, zumal da der Pabst das Feuer anbließ. Der Kaiser sah sich also genöthiget,

get, neue Hülfe aus Deutschland zu verlangen. Ob er sich gleich von seinen Bedienten einen Herrn der Könige des Erdbodens nennen ließ, so vermißte seine eingeschränke Herrschaft dennoch besonders den Beystand des mächtigen Herzogs Heinrich. Er begab sich selbst nach Deutschland, nach Bartenkirche, einem Flecken an den bayrischen Grenzen, (andre nennen den Ort dieses Aufenthalts Chavenna) und pflog mit den deutschen Fürsten, wegen des nöthigen Beystandes, Berathschlagungen. Heinrich erschien auch: und hier war es, wo er sich den grimmigsten Zorn des Kaisers, der ihn vorher nur aus Scheelsucht beneidete und haßte, zuzog.

Der Kaiser, von der Noth gedrungen, bat den Herzog um Beystand: der Herzog schlug es ab. Friedrich ließ sich bis zu den heftigsten Bitten und Erniedrigungen herab; allein vergebens. Man erzehlt, der Kaiser habe, bey einer besondern Unterredung, die dringendsten Vorstellungen gethan; den Herzog an viele Freundschaftsproben und Beschützung gegen seine mächtige Feinde erinnert. Da diese Gütigkeiten aus der Quelle des Interesse geflossen waren, so konten sie den Herzog nicht rühren. Friedrich — erzehlt man — fährt fort, Heinrichen zu bitten: aber umsonst. Friedrich wiederhohlt den verdienten Lobspruch Heinrichs, welchen er ihm schon ehedem in Italien gegeben — — „Die Macht des deutschen Reichs beruht auf dir — GOtt hat dich über alle Fürsten erhöht, und allen Vorzug der Macht und des Ansehns dir gegeben; du kanst die gesunkene Ehre Deutschlands retten, die dir ihre gröste Gewalt verdankt. Erinnre dich der An-

ver-

verwandschaft mit mir, der Gunstbezeugungen, die du bisher von mir genossen hast„ — — Jede dieser Vorstellungen war fähig, den Catonianischen Geist des Herzogs an die empfangnen Beleidigungen und deren Unwürdigkeit, da er wenigstens Furcht des Kaisers also verdient hätte, wenn das wahr war, was der Kaiser sagte, lebhaft zu erinnern. Heinrich bleibt also unbewegt, und verspricht zwar Beytrag an Gelde und sonst jeden Vorschub, aber versagt seine eigne Person zur Begleitung. Diese verlangt Friedrich, und will den andern angebotnen Beystand nicht annehmen, ob er dergleichen zwar von andern annahm. — Friedrich hält die Gegenwart Heinrichs für so nöthig zu seinem Glück, daß er das Aeuserste für diesen Preis wagt. Der Kaiser will dem Herzoge fußfällig werden, der ihn aber großmüthig aufhebt, und in dieser unschicklichen Erniedrigung nur mehr Abneigung und Mißbilligung des Kaisers finden muste, obgleich einer der umstehenden Bedienten des Herzogs gesagt haben soll — „Laß, Herr, die Crone des Reichs immer zu deinen Füssen fallen, da sie vielleicht bald auf dein Haupt kommen kan —„ Diese Rede ist so abgeschmackt unwahr, als diejenige, welche man bey diesem Vorfalle der Kaiserin in den Mund legt — Steh auf, Kaiser, und erinnre dich dieses Fußfalls —. Nur zu grausam erinnerte sich der Ehrgeitz Friedrichs an diese übereilte Erniedrigung, welche der Herzog weder verlangte noch billigte. Nichts ist dem Menschen gewöhnlicher, weil Stärke des Geistes und Standhaftigkeit ungewöhnlich ist, als, in dem Sturme der Noth, die Grenzen des Anstands zu überspringen, und dann hernach einen

em-

empfindlichen Zorn darüber gegen den Unschuldigen zu haben.

Verschiedne Schriftsteller halten den Herzog nicht für unschuldig, und finden in dieser Verweigerung seiner Begleitung, gegen den Kaiser, gerechten Tadel. Wenn man die Umstände und Triebfedern kennt, so ist man fähig selbst zu urtheilen; und hier ist es nöthig. Keine Pflicht der Gesetze nöthigte den Herzog Heinrich zur Begleitung des Kaisers. Selbst in dem nachherigen Urtheile gegen den Herzog wagte man es nicht, diese Weigerung als ein Vergehen des Herzogs zu berühren. Da es nun nicht strenge Schuldigkeit war, warum will man einen Fürst tadeln, daß er demjenigen, der sein Freund nicht zu seyn schien, weil er beleidiget hatte, seine Hülfe versagte? Und dennoch wollte er sie versprechen, wenn ihm der Kaiser die Stadt Goslar dafür überlassen wollte. Da Friedrich die eine Gefälligkeit abschlug, schlug Heinrich die andre ab. Wie seltsam war die Erniedrigung des Flehens beym Herzoge, da man seinen Wunsch durch die zugestandne verlangte Stadt Goslar sogleich erhalten konte! Der Zustand der Länder Heinrichs, und die Vorsichtigkeit wegen seiner Feinde, machte die Foderung von Goslar wichtig.

Der erste Friede, welchen der Kaiser 1170 zwischen den Feinden und dem Herzoge gestiftet hatte, und wobey der Herzog die grösten Vortheile erhielt, muste bey den feindlichen, eifersüchtigen Fürsten neue Rachsucht erwecken. Man lauerte nur auf bequeme Gelegenheit. Die Politik Heinrichs sah diese Gefahr so wohl ein, daß er sich dagegen in beständiger Verfassung erhielt. Die Stadt Goslar war in dem Bunde gegen

ihn mit gewesen, und war ihm furchtbar, weil sie nahe bey Braunschweig lag. Wenn Heinrich ihren Besitz erhielt, so befreyte er sich nicht allein von einer unangenehmen Furcht, sondern konte diese Stadt einem grossen Theile seiner Feinde, dem Bischofe von Halberstadt, dem Erzbischofe zu Magdeburg, den Marggrafen von Meissen, als eine Vormauer entgegen stellen. Ueberdem wurde er dadurch Herr von dem zusammenhängenden Striche des Harzwaldes, und konte die reichen Bergwerke dieser Gegenden, nach freyer, ungestörter Willkühr, nutzen. Gewiß, Heinrich hatte die höchste Ursache, Goslar zu fodern, und der Kaiser hatte die höchste Ursache, ihm solches abzuschlagen. Aber beyde Fürsten betrogen sich, und sie wurden durch ihre Staatsregeln an diejenigen Klippen gestossen, die sie vermeiden wollten. Heinrich wollte sich gegen seine Feinde in guten Zustand setzen; und verursachte, daß bald drauf seine Feinde desto heftiger gegen ihn losbrachen. Friedrich wollte gegen die Foderungen eines Fürsten seine Hoheit zeigen, und kam dadurch in die demüthigste Erniedrigung. So gehts in der Welt.

Heinrich hätte vielleicht doch noch dem bedrängten Kaiser beygestanden, und ihn nach Italien gegen die Empörer begleitet, ob man ihm Goslar gleich nicht zugestehen wollte, wenn nicht die vorher bemerkten Gründe noch ein andrer verstärkt, und den Herzog von einem Feldzuge mit Friedrich nach Italien abgehalten hätte. Man hat schon oben die Neigung gesehn, welche Herzog Heinrich gegen den Pabst Alexander hegte; und schon 1159 bezeigt hatte. Fast die ganze Welt der Christen hielt, besonders nach dem Tode Victors, den Alexander

für

für den wahren Pabst. Heinrich war völlig überzeugt, daß Alexander der ächte Statthalter Christi sey, so wie jederman. Nur der hartnäckige Eigensinn Friedrichs wollte ihn nicht dafür erkennen. Alle Italienischen itzigen Empörungen waren Folgen dieses Eigensinnes und Störrigkeit. Wären damals die Zeiten gewesen, in welchen ein Otto lebte, so war der Eigensinn Ruhm. Itzo war es eben so unschicklich, als verderblich. Der Pabst Alexander, der die Umstände seiner Zeit und die Macht Heinrichs in Deutschland wohl kante, hatte sich an diesen Fürsten gewendet, und ihm die Gerechtigkeit seines Pabstthums vorgestellt. Heinrich wurde ihm mit Eifer ergeben, da er lange schon vorher ihn gebilliget hatte. Die Ergebenheit an seine Religion, die von früher Jugend an mit ihm zur männlichen Beständigkeit gewachsen war, machte ihn itzt dem Pabste eben so sehr geneigt, als dem Kaiser abgeneigt. Der Pabst Alexander hatte den Kaiser in den Bann gethan, und damals erschütterte ein Banndonner die Thronen. Heinrich glaubte im Ernst, daß der Pabst der rechtmäßige sey, und daß sein Bannfluch den gebannten Kaiser mit Grund treffe, und alle diejenige Gültigkeit habe, die die damaligen Vorurtheile demselben beylegten. Daß unser Fürst wirklich den Bann mit diesen Augen betrachtete, und die stärkste Ehrfurcht für denselben hatte, bewieß seine nachherige Demüthigung vor den Bischof von Halberstadt, als dieser ihn selbst mit dem Banne belegte. Es ist wahrscheinlich, daß der Pabst Alexander, bey seiner Vorstellung an unserm Herzog, ihm beyzustehen, nicht wird vergessen haben, einiger Vortheile Hofnungen zu geben, wozu die Mathildinischen Güter

Anlaß verschaften, welche der päbstliche Stuhl Heinrich dem Großmüthigen zur Lehn gegeben, der Herzog Welf nachher erhalten, und der Kaiser Friedrich unserm Fürst entrissen hatte.

So viele zusammenfliessende Gründe, denen wir, wenn es nöthig wäre, noch mehrere beyfügen könten; musten sie nicht unsern Fürst bewegen, dem Kaiser seine Begleitung nach Italien zu versagen? War Heinrich strafbar, wenn er, bey der Furcht für unruhige und Kriege drohende Nachbarn, nicht nach Italien ging? War es nicht vorsichtige Klugheit, wenn er darauf bedacht war, einem eifersüchtigen Kaiser, dessen Absichten verdächtig seyn musten, nicht seine Gewalt und Macht zu vermehren, und mit eignen Schaden den Ehrgeiß eines andern zu unterstützen? Gewiß, Heinrichs Betragen verdient Lob, nicht Tadel.

Aber der Kaiser empfand die bittersten Folgen von der Abwesenheit des Herzogs. Der Feldzug des Jahrs 1176 wurde von lauter Unglück begleitet. Der Aufruhr stärkte sich, und die Macht der Feinde überstieg des Kaisers Macht. Man wagte hierauf im Junius dieses Jahrs eine Schlacht, welche für den Kaiser höchstunglücklich ablief. Die Feinde erfochten einen vollkomnen Sieg, und schlugen das Heer des allzu hitzigen Kaisers. Die Niederlage war groß und entscheidend: Friedrichs ganze Armee wurde zu Grunde gerichtet, und man sah kein Mittel, wiederum so bald ein frisches neues Heer zusammen zu bringen.

Friedrich, dessen Ehrgeiz nunmehr mit dem geschlagnem Heere in den Staub gelegt war, legte die ganze Schuld dieses unglücklichen Treffens dem Herzoge

Hein-

Heinrich bey, weil er ihm nicht beygestanden hätte, wodurch man freylich den Feinden mehr gewachsen gewesen seyn würde. Er beklagte sich bey den gegenwärtigen Fürsten über den Herzog; und die Fürsten unterliessen nicht den Zorn des Kaisers noch mehr zu entrüsten. Er beschloß, sich an dem Herzoge empfindlich zu rächen. Wenn man poetisch reden dürfte, würde man die Abwesenheit Heinrichs des Löwen bey dem Kriege in Italien, mit der Abwesenheit des Achills beym Kriege gegen die Trojaner, vergleichen können. Die Charakterzüge, die traurigen Folgen der Entfernung eines Helden, und eine Menge von Umständen, könte vielleicht diese Vergleichung eines Griechen und Deutschen zu mehr, als einem blossen Spiele des Witzes erheben.

Inzwischen zwang die Demüthigung des Kaisers seine Strenge zur nachgebenden Güte. Man muste Friede schliessen, welcher, nach verschiednen Unterhandlungen 1177 am 1 August, zu Venedig erfolgte. Wie verändert erschien hier Friedrich von demjenigen, welcher mit der grösten Härte seine Feinde zu strafen, und seine Hoheit zu verherrlichen noch vor wenig Monathen, geschworen hatte! Er muß den Pabst Alexander für den einigen und rechtmäßigen Pabst erkennen; sich zu dessen Füssen werfen, und unter den grösten Ehrenbezeugungen Gehorsam leisten. So triumphirte endlich der Pabst Alexander über den Stolz, oder die Hoheit des Kaisers, und wurde, nach den Begriffen seines Jahrhunderts, vollkommen — ein Vicegott. —

Friedrich gab in Italien, durch erlittne Unfälle und Demüthigung, und hernach in der Folgezeit, in der Geschichte, die glänzendste Warnung, daß man, auch

blos aus Klugheit, nicht gegen Feindschaften zu rachsüchtig seyn müsse. Bey mehr Gelindigkeit hätte Friedrich Sieger werden können. Seine Härte aber erregte gegenseitige, siegrische Härte. Wenn ein Kaiser durch seine Heftigkeit sich unglücklich macht, so dächte ich, könten wir andern armen Sterblichen es uns schon gefallen lassen, zuweilen beleidigt zu werden, ohne heftige Rache nehmen zu wollen. Eine starke Empfindlichkeit über die ersten empfangnen Beleidigungen ist so oft der Stein des Anstosses für unser Glück, daß hier eine Ermunterung zur Sanftmuth, eine gute Wirkung thun könte.

Je unerträglicher dem ehrgeitzigen Kaiser die erniedrigenden Unfälle in Italien schienen, desto stärker entbrante sein Zorn gegen unsern Herzog Heinrich, welchen er für die Ursache aller dieser Demüthigungen und Unglücksfälle hielt, weil er nicht beygestanden hatte. Mit dem heftigsten Entschlusse, sich am Heinrich dem Löwen nachdrücklichst zu rächen, kam Friedrich aus Italien im Jahr 1178 wiederum nach Deutschland zurück. Die Beschwerden, welche er über den Herzog führte, fanden bey den eifersüchtigen Fürsten unsers Vaterlandes nicht allein Eingang, sondern die Fürsten flößten dem Kaiser selbst noch mehr Erbitterung ein, und freuten sich, Gelegenheit zum Ausbruch ihres neidischen Hasses zu bekommen, welchen sie auch noch zeigten, ehe Friedrich wieder nach Deutschland kam.

Heinrich, unser Held, hingegen nutzte die Ruhe während der Abwesenheit des Kaisers, zur Verschönerung seiner Staaten, und festeren Gründung seiner gefürchteten Macht, einer Macht, die bald nun gestürzt wer-

werden sollte. Noch beschäftigte sich Heinrich mit Bezwingung einiger Slavischen Rotten, und belagerte das feste Schloß Demmin, als der Anfang seines Unglücks ihn zurück rief. Man brachte ihm die Nachricht, daß bey dem zwischen dem Kaiser und Pabst errichteten Frieden der Bischof von Halberstadt, Ulrich, sein Hauptfeind, in seine Würde wieder eingesetzt sey. So bald der Herzog diese Nachricht empfing, sagte er: „nun sehe ich wohl, daß man mich hintergangen hat, und mir ein Krieg bevorsteht.„ Diese Klage traf eigentlich den Pabst, von dessen Freundschaft, da er die vornehmste Ursache seines vortheilhaften Friedens gewesen war, er hoffen konte, daß er einem Feinde von ihm zur bischöflichen Würde nicht sollte behülflich seyn. Ulrich, so bald er von seinem Bißthum Halberstadt Besitz genommen hatte, setzte seinen Haß gegen den Herzog Heinrich in Wirksamkeit; dieser aber vermuthete den Anfall zeitig; machte mit den Slaven so gut er konte, Friede, und rüstete sich in Braunschweig zum Krieg gegen den Bischof.

Ein Bischof gab durch den ersten Angrif die Losung, den Herzog allgemein anzufallen. Es ist sonderbar, daß Heinrich von der Geistlichkeit zuerst angegriffen wird, welcher er doch ungemein ergeben war. Allein seit Ludewigs des Frommen Zeiten her pflegten die Geistlichen immer denjenigen am ersten unglücklich zu machen, welcher ihnen am meisten gewogen gewesen war. So gewiß ist der Gedanke, daß ein Heiliger im geistlichen Ornate ein doppelter Heiliger ist. Der Bischof Ulrich befestigte sein Schloß Höpelberg, oder wie es andre nennen, Herneburg, welches wegen

seiner felsigten hohen Lage unbesiegbar schien, und ließ von da aus Streifereyen in des Herzogs Länder vornehmen. Allein dieser ging auf den unruhigen Priester los, belagerte sein Schloß und zerstörte es. Der Bischof zog seine Macht ebenfals zusammen, und verband sich mit dem Marggraf Otto von Meissen, und Bernhard, dem Graf von Anholt. Die überlegne Macht der Feinde schlug die Truppen des Herzogs, und machte über dreyhundert Gefangne. Eine reiche Beute, und der Tod vieler Getreuen, besonders des jungen Grafs von Orlamünda, vergrösserte den Verlust des Herzogs. Dennoch schwächte dieses den Muth Heinrichs des Löwen nicht, wenn nicht ein wichtigeres Unglück vorgefallen wäre. Der Bischof legte auch die geistlichen Waffen an, und that — was nur ein Bischof kan — that den Herzog in den Bann. Hierdurch verlohr der fromme Herzog allen Muth, und suchte, so wie es sein Jahrhundert verlangte, mit Demuth, die Befreyung vom Banne beym Bischofe. Er kam selbst nach Halberstadt zu dem Bischof Ulrich, und erhielt auch endlich, fußfällig, die Aufhebung des Bannes, worauf der weltliche Friede erfolgte, den der Bischof doch nur so lange hielt, als er es für zuträglich fand. Wenn Heinrich der Löwe vor einem ungerechtem Bischof kniet, um den Fluch abzuwenden, der dem erzürnten kriegführenden Priester entfahren ist, und der wirklich Fromme von dem Unheiligen Seegen erbitten muß, erschrickt man nicht über diese Zeiten? So war das zwölfte Jahrhundert.

Auf den ersten Angrif eines Bischofs folgten bald mehrere; der zweyte, der unsern Herzog, fast mit dem

dem Bischof zugleich, im Jahr 1178 anfiel, war gar ein Erzbischof. Philipp der Erzbischof von Cöln hatte schon, da er noch mit dem Kaiser in Italien sich befand, sowohl denselben zur mehrern Heftigkeit des Zorns, als verschiedne kleinere Grafen zu Streifereyen gegen den Herzog Heinrich gereitzt. So bald er selbst aber zurück kam, fiel er mit einem wütenden Heere in Westphalen ein, und verwüstete, unter dem Vorwande einer zu fodernden Erbschaft, alles bis an die Weser hin, und raubte und zerstörte, mit mehr als Erzbischöflicher Strenge.

Noch nicht genug waren diese zwey geistlichen Feinde für den Herzog; ein dritter Priester grif auch zu den Waffen, der Bischof zu Münster, und beunruhigte das land. Wenn man nach der Ursache dieser Einfälle fragt, so ist die Antwort leicht; diese drey Priester waren Nachbarn des Herzogs, fürchteten seine Macht, fanden itzt Gelegenheit zum Ausbruch der Eifersucht; wenn die Priester mit ihrem Vortheile schaden konten, warum sollten sie es nicht? —

Heinrich erwartete die Rückkunft des Kaisers in Deutschland mit Ungeduld; und beschwerte sich hierauf bey demselben, besonders über den Erzbischof zu Cöln. Die Gesinnungen des Kaisers sind uns schon von vorher bekant. Es war ganz natürlich, daß Heinrich kein Gehör fand. Vielmehr gab Friedrich den Feinden des Herzogs Gehör, oder sah es mit Vergnügen an, daß man einen Fürst, dessen Macht er fürchtete, und dessen Glück er beneidete, nunmehro zu schwächen anfing. An statt die Klagen des Herzogs, wie in den ersten vorigen Jahren, durch Ansehn und Strafe der Feinde zu

stillen, sah er nachsichtig zu, und empfand eine innerliche Freude. Die Feinde des Herzogs unterliessen es nicht, bey einem, wie sie genau wußten, ohnehin schon gegen den Herzog erzürnten Kaiser, neue Beschuldigungen vorzubringen, und ihren Frevel einen guten Anstrich zu geben. Der Kläger ward der Beklagte. Heinrich, welcher sich über Ungerechtigkeiten beschwert, wird selbst, um sich wegen vorgebrachter Beschuldigungen zu rechtfertigen, auf einen Reichstag gefodert, der zu Würzburg im Anfange des folgenden Jahrs 1179 gehalten wurde.

Wie empfindlich muste dieses einem solchen Charakter seyn, als unser Fürst besaß! Er erschien nicht auf dem Reichstage; er hatte alle diejenigen Ursachen, welche die höchsten seyn konten. Einen partheyischen, erzürnten, heftigen Richter scheut jederman. Heinrich lernte die Abneigung des Kaisers, und seinen Haß immer mehr kennen, und konte hoffen, durch ein Aussenbleiben auf dem angesetzten Reichstage, die Untersuchung seiner Klagen wenigstens ganz zu hintertreiben, da ein gerechter Ausspruch sich doch nicht erwarten ließ. Allerdings waren die Anfälle der drey Priester, die wir eben erzehlten, strafbar und ungerecht. Allein, die Beklagten selbst, welche den Zorn des Kaisers gegen den Herzog kanten, und jede Gelegenheit nutzen konten, nanten das Aussenbleiben des Herzogs auf dem Reichstage einen Ungehorsam, und erhöhten ihre Beschuldigungen, und dadurch den Anlaß zur Rache Friedrichs, die nun ihren Weg zum blutigen Ziele nahm.

Um unter dem Scheine der Gesetze und Rechte, welche man doch eben beleidigen wollte, den Zornskelch

auf

auf einen gefürchteten, und daher verhaßten Fürsten ausgiessen zu können, setzte man einen neuen Reichstag zu Magdeburg in eben diesem Jahre an. Auch in dieser Versamlung der allgemein theils erbitterten, theils gehäßigen Fürsten zu erscheinen, verbot die Klugheit, wenn man sich nur an die vorigen Beyspiele erinnerte, wo auf dergleichen Reichstagen öfters Fürsten verurtheilt und gefangen genommen waren. Sollte Heinrich sich dem schrecklichsten Schicksale muthwillig aussetzen? Er erschien wiederum nicht auf dem Reichstage zu Magdeburg, wo man seine Sachen untersuchen und ihn — verurtheilen wollte, wie der Ausgang zeigte. Heinrich wurde auf diesem Reichstage von neuem so heftig, so mannichfaltig angeklagt, daß die Geschichte sagt, die Beschuldigungen, welche man gegen ihn vorgebracht habe, wären unzählbar gewesen.

Und was hatte denn nun der tapfre, der fromme Fürst gethan, um von jederman beym Kaiser verklagt zu werden? Seine Gerechtsame behauptet, den Feinden die Verwüstung seiner Länder verwehrt, seine Vasallen zur Beobachtung ihrer Gesetze angetrieben. Jede, auch die billigste That, ist für den meisterhaften Streichen der Verläumdung nicht sicher. Wer mit vielen in Verbindung steht, muß oft viele beleidigen, um vielen andern wohl zu thun. So unser Fürst. Der Groll des Kaisers, weil er von ihm nicht war nach Italien begleitet worden, und die fortdauernden Aeusserungen desselben erweckten die alten, und erschufen durch Hofnung der Schmeichley, neue Feinde. Die weitläuftigen Staaten unsers Fürsten, sein strenger Charakter und catonianischer Ernst hatten längst Neid, Ei-

ferſucht und Unwillen erregt. Itzt glaubte man dem Kaiſer einen Gefallen zu thun, wenn man den Herzog Heinrich recht ſchwarz und verabſcheuungswürdig vorſtellen könte. Jede Vorſtellung findet Beyfall, warum ſollte ſie nicht erfolgen; o! der Menſch, im Purpur oder Kittel, iſt ein bösartigeres Geſchöpf als man glaubt; und ein Spiel der Leidenſchaften! Sieht man nicht noch alle Tage den glücklichen, den beneidenswürdigen heftig beneidet und grauſam gehaßt, ſo bald ihn nur ſein Schickſal haßt? Faſt jeder Fürſt ließ ſeinen Haß gegen unſern groſſen Fürſt, auf dem Reichstage zu Magdeburg, in bittern Beſchuldigungen aus. Es wäre ekelhaft, ſie hier zu nennen. Der Kaiſer ſelbſt aber klagte, daß der Herzog ſchon längſt nach ſeiner Crone und Leben getrachtet habe. Es wäre der Mühe werth zu wiſſen, ob der Kaiſer dieſes ohne Erröthen ſagen konte; ob er genug verhärtet war, an keinen der vorigen hohen Dienſte ſich zu erinnern, wodurch ihm in Italien der Herzog Crone und Leben erhalten hatte.

Der Beweiß zu dieſen vorgebrachten Beſchuldigungen war eben ſo luſtig, als die Beſchuldigungen ſelbſt traurig waren. Der Marggraf von Landsberg, Dietrich, trat auf, und wollte die Wahrheit der Beſchuldigung gegen den Herzog Heinrich durch ein Duell beweiſen. — Ein harter Beweiß!

Das fürchterliche Wetter, welches ſich aber nunmehr über unſern Herzog zuſammen zog, nöthigte ihn zu einem neuen Vorſchlag, einer beſondern Unterredung mit dem Kaiſer ſelbſt. Sie erfolgte zu Haldesleben, wo ſich der Herzog damals eben befand. Er ſuchte bey dieſer Zuſammenkunft den Kaiſer durch Vorſtellung

und

und Bitten zu besänftigen. Dieser aber verlangte eine Summe von 5000 Mark, und die völlige Unterwerfung dem Urtheile in Absicht der Beschuldigungen, welche die andern Fürsten Deutschlands vorgetragen hätten. Also sollte Heinrich mit vielem Gelde die Gefahr eines künftigen Ausspruchs erkaufen, bey welchem es natürlich war, daß der Kaiser wenigstens einige Nachsicht gegen die schon vorher so stark begünstigten Ankläger haben würde. So konte Heinrich der Löwe sich nicht behandeln lassen. Mit Unwillen brach er die Vorstellungen ab; ging hinweg, und bewafnete den Heldenmuth mit Standhaftigkeit. Seine ernsthafte Strengigkeit, welche sich über alle Handlungen und Gesinnungen seines Lebens ausbreitete, sah den künftigen Schicksalen starr entgegen.

Der Kaiser hielt hierauf nochmals, bald darauf, eine Versamlung der Fürsten von Deutschland, zu Goslar, und foderte den Herzog zu seiner Rechtfertigung. Da dieser wohl einsah, daß Rechtfertigung vor dem Richterstuhl der Ungerechtigkeit unmöglich sey, und er auserdem selbst seine Person in Gefahr setzen müste, so erschien er auch dießmal nicht auf dem Reichstage, und begab sich nicht in die Gewalt seiner Feinde. Ihre Erbitterung häufte nun Vorwürfe auf Vorwürfe, und weil man sehr scheinbar die Abwesenheit Heinrichs einen Ungehorsam gegen den Kaiser, und eine Halsstarrigkeit nennen konte, so faßte man mit boshafter Freude das Urtheil ab: „daß der Herzog Heinrich aller Würden und Ehren zu entsetzen sey, in die Reichsacht erklärt werden müsse, seine Staaten ihm aber genommen, und an würdigere Personen gegeben werden sollten.„ Nie

haben

haben die Jahrbücher des menschlichen Geschlechts einen ungerechtern, von einer ganzen Fürstenversamlung gegen einen Fürsten gegebnen Ausspruch aufzuzeichnen gehabt. In der Geschichte des Vaterlandes bleibt diese Begebenheit mit ihren Folgen eine der grösten, merkwürdigsten Revolutionen von Schicksalen.

Ehe der Held das Schwerdt ergrif, welches nun bald gegen Schaaren von Feinden gezogen werden sollte, suchte er sich öffentlich zu beschweren und zu vertheidigen. Er führte viele Gründe an, warum die Reichsacht, welche man gegen ihn erklärt habe, nicht gültig seyn könne: er zeigte, daß man ihn ungerecht behandle. Nichts desto weniger bestätigte man die Acht des Herzogs auf einigen folgenden Reichstagen im Jahr 1180 zu Würzburg und Gelnhausen. Die Päbstlichen Legaten sowohl, als die Französischen und Englischen Gesandten legten für den Herzog Vorbitten ein; aber sie wurden so wenig erhört, daß sie selbst Augenzeugen von dem unwürdigen Verfahren gegen den Herzog seyn muster. Man sprach alle Vasallen Heinrichs von ihren Pflichten gegen denselben los; um sie desto mehr zum Abfalle zu reitzen, versprach man ihnen die völlige Freyheit, ihre Güter, als eigenthümlich, ohne Lehn, besitzen zu können; man trug die Vollziehung der Reichsacht den Fürsten des Reichs, den Feinden des Herzogs selbst, auf; man theilte seine Länder einzeln seinen Feinden zu, und nun brach das Ungewitter des Kriegs mit aller Stärke aus. Wer Lust hatte, fiel in des Herzogs Länder, raubte, plünderte, nahm hinweg.

Das Schicksal des Herzogs war eben so ungerecht als traurig. Es würde sehr unnöthig seyn, die Unge-

rechtig-

rechtigkeit des Verfahrens gegen denselben weitläuftig zu zeigen, da die Erzehlung der Begebenheiten bisher schon genug Licht über den Zusammenhang der Umstände verbreitet hat. Denenjenigen, welche eine genauere Untersuchung wünschen, leistet eine besondere Abhandlung Gnüge *); worinnen das Widerrechtliche dabey sehr umständlich aus einander gesetzt wird. Konte überhaupt auch ein seltsameres Urtheil gefällt werden, als da, wo die Kläger zugleich Richter, und der Beklagte abwesend war? Und konte wohl Heinrich, wenn er den Regeln der Klugheit und Vorsichtigkeit folgte, sich vor einem solchen Gerichte einfinden. Der Kaiser sowohl als die Fürsten des Reichs klagten den Herzog bey sich selbst an, und verurtheilten ihn auch selbst. Man verdammte den Herzog Heinrich aus zwey Gründen: „einmal, weil er wider die Gerechtsame der Kirchen, Fürsten und Grafen gehandelt habe; und dann, weil er auf die geschehne Einladung nicht auf den gehaltnen Reichstagen erschienen sey.„ Man darf es wohl kaum wiederhohlen, daß er das letztere nicht thun konte, und das erste konte ohne dem letztern nicht erwiesen seyn, weil man den Beklagten nicht angehört hatte. Wenn die Beschuldigungen aber auch, welche man in der Reichsacht dem Herzoge aufbürdete, gegründet gewesen wären, so gaben sie dennoch der Acht weder Recht, noch Anlaß genug, noch Gültigkeit.

Friedrich hingegen sah in der Vollziehung dieser ungerechten Achtserklärung die schönsten Mittel, den kaiserlichen

*) J. G. Scherzii Commentatio Friderici I. Imp. judicium de Henrico Leone Sax. et Bar. Duce considerans. Lipſ. apud Langenheim 1749.

serlichen Plan des Schwäbischen Hauses nunmehro nach und nach auszuführen; und, vielleicht hätte er, nach einer glücklichen Rückkunft aus Palästina, wichtige Dinge unternommen. Heinrich war der einzige, der dem Kaiser widerstehen konte, und dem Triebe, die kaiserliche Hoheit immer zu vergrössern, Grenzen gesetzt hatte. So, wie es schon seit Conrad des ersten Zeiten eine Staatsregel der Fürsten Deutschlands gewesen war, keinen zu mächtigen Herrn auf den Thron des Vaterlandes zu setzen, so suchten die Kaiser ebenfals beständig die Demüthigung und Schwächung der größren mächtigen Herzoge. Und wenn Friedrich im Anfange seiner Regierung von dieser Regel abging, so geschahe es blos deswegen, weil er die mächtige Hülfe, seines Vetters, unsers Herzogs, zur Behauptung seiner ersten Absichten in Italien, bedurfte. Die Entziehung der Welfischen Erbschaft, welche wir oben bemerkten, zeigte deutlich, daß die fernere Ausbreitung der Macht Heinrichs seine Eifersucht beleidige. So bald Heinrich, aus gerechter Empfindlichkeit, ihm seine Hülfe verweigerte, und er keinen hitzigen Freund, wie vormals, in ihm sah, verfolgte der bitterste Haß den mächtigen Herzog, und gab ihn der Rache neidischer Fürsten Preis.

Haß und Rache, die blos aus Eigennutz und Scheelsucht entsprang, schütteten nun vom Jahr 1180 an ihr ganzes Füllhorn über unsern Fürst aus. Friedrich beschloß, einen Feldzug mit den feindseligen Prinzen des Reichs zugleich, auf den Herzog zu unternehmen. Diese warteten nicht, sondern ein jeder der benachbarten Fürsten fiel in dasjenige Land des Herzogs ein, welches am nächsten war. Die Feinde mehrten

sich,

sich, bey dem gereitzten Abfalle der meisten untergebnen Fürsten und Vasallen, bis zur schreckenvollen Anzahl.

Und Heinrich? — Mit Löwenmuth wafnete er sich gegen die drohenden Gefahren. Strengigkeit der Denkungsart ist die Mutter des unerbebenden Muthes, und befeuerte den Herzog. Aber eben diese unwandelbare Festigkeit der Gesinnungen, wenn sie zu einem hohen Grade, so wie ehmals beym Cato steigt, hält ihre Lieblinge oft, zu ihrem grösten Schaden, von denenjenigen Beugungen ab, welche die Schranken der Umstände nothwendig machen. Sie schadete auch unserm Herzoge bey seinem hereinbrechenden Unglücke. Er änderte, um seiner Hoheit nichts zu vergeben, nicht das geringste von seinem vorigen ernsten Betragen gegen die ihm unterwürfigen Fürsten, und machte sich dieselben durch einen fortgesetzten gebietenden Ernst ganz abgeneigt. Sie folgten um so leichter den Reitzungen der Feinde ihres Fürsten, da sie von ihnen liebkosende Schmeicheleyen und neue Hofnungen empfingen. Einige Schriftsteller berichten, daß die Bischöfe, die der Herzog befördert, und die Vasallen, denen er die Grafschaften und andre Lehne verliehen hatte, den Anfang der Feindseligkeiten gemacht haben. Die Uebel häuften sich nun: fast ganz Deutschland zog gegen den Herzog zu Felde; alle waren gegen ihn, und er war gegen alles, sagt ein gleichzeitiger Scribent.

Schon, gleich nach Ostern 1180, brach der Herzog mit einem Heere nach Goslar auf, und belagerte die Stadt; zerstörte die Festungswerke und Bergwerke um die Stadt, und züchtigte seine Feinde. Allein der

Ein-

Einfall verschiedner Heere in seine eigne Länder nöthigte ihn zur schleunigen Rückkehr.

Der Graf von Anhalt, Bernhard, welchem der Kaiser das Herzogthum Sachsen versprochen hatte, brach mit einer starken Macht, nebst dem Landgraf von Thüringen, in dieses Land, und soll binnen einen Monath 16 Festungen, nach der damaligen Zeit, oder vielmehr Schlösser erobert haben.

Der Erzbischof von Cöln, ging mit einem sehr zahlreichen Heer, welches eine Menge von Grafen verstärkten, nach Westphalen und ließ daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichten. Ein Priester vom ersten Range, mit Mordfackeln und räubrischen Gesindel, welche zerstören, umgeben, ist ein so merkwürdiges Schauspiel, daß man ihm hier schon ein paar Augenblicke gönnen wird. „Philipp von Cöln, sagt ein Zeitgenosse, durchzog mit einem starkem Heere Westphalen: in seiner Begleitung war eine Menge zusammen gelaufener, räubrischer Pöbel. Jederman zitterte dafür. Der Frevel dieses Volks erweckte das abscheuungsvollste Erstaunen. Es schienen Söhne Belials zu seyn, welche sich die grösten Verbrechen erlaubten. Es wurden die Kirchen verbrandt, die Klöster zerstört, die Nonnen geschändet, und ihre Entehrung mit der ausgelassensten Geilheit verrichtet, die Priester mitten aus der Verwaltung der Sakramente gerissen, und gemißhandelt, jedes Heilige beleidigt. Wer sollte nicht seufzen, fährt der Verfasser fort, wenn dieses ein Priester unter seinen Augen thun läßt?„ Ja wohl, — und wer sollte sich nicht auch wundern, wenn dieses

ein

ein Priester thut? wenn er mit solchen Rotten Zerstörungen umher streut.

Der Erzbischof von Magdeburg, Wichmann, rückte mit einer andern starken Armee in diejenige Gegend von Sachsen ein, welche an sein Erzbißthum grenzte, eroberte viele Oerter, und belagerte hierauf das sehr feste Schloß Hallensleben. Die Belagerung verzögerte sich wegen der tapfern Vertheidigung der Besatzung, und obgleich der Erzbischof von Cöln eine ansehnliche Verstärkung den Belagerern zusandte, so richtete man doch, wegen Uneinigkeit der Fürsten, nichts aus, und muste endlich, in diesem Feldzuge, die Belagerung aufheben.

Heinrich eilte mit Hitze zuerst denenjenigen Staaten zu Hülfe, welche von dem Erzbischof zu Cöln verwüstet wurden. Dieser hatte einen grossen Theil seines Heers in Westphalen und bey Oßnabrück gelassen; er selbst aber war auf Braunschweig angerückt, und soll auch diese Stadt eingenommen haben. Heinrich ging dem feindlichen Heere entgegen; es zog sich zurück. Heinrich verfolgte es, und suchte es zu einem Treffen auf. Beyde Armeen stiessen endlich auf einander und schlugen. Das Gefecht ward hitzig und hartnäckig. Endlich siegte Held Heinrich, und schlug die Feinde aus dem Felde. Er machte eine grosse Anzahl zu Gefangnen, unter welchen viele Vornehme waren, und auch der Graf von Tecklenburg, welchen der Sieger in Ketten legen ließ, und nicht eher mit der Freyheit beschenkte, bis er den Eid der Treue gehuldigt hatte. Der Graf hielt den heiligen Schwur mit Beständigkeit in den folgenden Zeiten, so wenig es damals Mode war.

Bey diesem Siege erwarb sich die Strenge unsers Herzogs neue Feinde, welche ihm nachher eben so sehr schadeten, als sie ihm bis itzt Vortheile erschaffen hat. Man bekam über die Gefangnen Streitigkeiten, welche der Herzog, als Feldherr, für sich allein verlangte, davon aber die Grafen und andern Fürsten einen Theil für sich foderten. Unter diesem Zwiste ging der Graf Adolph von Hollstein mit seinen Gefangnen nach Hause; und hierdurch wurde der Grund zu vielen nachtheiligen Folgen für den Herzog, auf die Zukunft, gelegt. Die durch unbiegsame Strenge beleidigten Fürsten rächten sich durch Abfall.

Der Bischof von Halberstadt, Ulrich, mit welchem der Herzog einen Vergleich gestiftet hatte, hielt nun ebenfals nicht für nöthig, denselben zu halten. Da die andern Nachbarn den Herzog angriffen, so wäre es wider allen Eigennutz gewesen, wenn man nicht auch etwas zu erobern gesucht hätte. Ohnerachtet der gegebnen Versprechungen fiel der Bischof in die Staaten des Herzogs, so bald die andern Feinde den Angrif gethan hatten. Der beleidigte Herzog hingegen, wandte sich, von seinem Siege in Westphalen, mit Eile in das Halberstädtische Gebiete, und verheerte dasselbe. Er eilte auf Halberstadt selbst, grif die Stadt an und eroberte sie, in eben diesem Jahre 1180, im September mit Sturm. Die gewöhnliche Begleitung desselben konte auch hier nicht vermieden werden. Halberstadt gerieth in Brand, und wurde mit Clöstern, Kirchen und Häusern ganz ein Raub der Flammen. Der Bischof, welcher in seinem Pallast von den Flammen umrungen wurde, konte kaum sein Leben retten, und wurde mit

einigen Tausenden gefangen genommen. Der siegende Heinrich kehrte mit den Gefangnen, und reicher Beute, nach Braunschweig zurück, und schickte den gefangnen Bischof nach dem Schlosse Ertheneburg. Als er aber Weyhnachten, in eben diesem Jahre 1180, zu Lüneburg feyerte, ließ er den Bischof Ulrich, von Halberstadt, dahin kommen, und gab ihm, nach eingegangnen guten Bedingungen und einem heilig angelobten Frieden, seine Freyheit, worauf er ihn mit anständigen Ehrenbezeugungen wiederum in sein Bißthum sandte. Heinrich war gewohnt, sich für die Vergehungen seiner Feinde empfindlich zu rächen. Der Bischof, welcher diese rächende Bestrafung am heftigsten unter allen Feinden des Herzogs erfuhr, starb noch in demselbigen Jahre für Gram und Entkräftung.

So hatte Heinrich zwey Feinde gedemüthigt, einen Erzbischof und einen Bischof. Er war aber so glücklich, auch das dritte Heer seiner Feinde, welches das feste Schloß Hallensleben vergebens belagert hatte, aus seinen Staaten zu treiben. Er ging auf die verbundnen Feinde los: sie flohen; er verfolgte sie bis an die Elbe, und zerstörte, auf dieser rächenden Unternehmung, die Stadt Calbe, welche dem Erzbischofe von Magdeburg gehörte. Die Angriffe vieler Feinde waren also in diesem Jahre 1180 vergeblich; Heinrich blieb Sieger.

Desto mehr aber entflamte sich der Zorn des Hasses und der Rachsucht. Der Kaiser hielt selbst, im November dieses Jahrs, einen Reichstag zu Erfurt, auf welchem man beschloß, mit der gesamten Macht von Deutschland einen Feldzug gegen Heinrich den Lö-

wen zu unternehmen. Man hatte seine Länder schon den kriegenden Fürsten ausgetheilt; Bernhard, der Graf von Anhalt, bekam unter dem Titel eines Herzogs von Sachsen, einen grossen Theil dieses Herzogthums; einen andern davon, Westphalen, erhielt der Erzbischof von Cöln; das Herzogthum Bayern wurde dem Pfalzgraf Otto von Wittelsbach gegeben, obgleich ebenfals mit einiger Verminderung; denn man wollte durchaus die grosse Macht Heinrichs zertheilen, und der Erfolg entsprach auch dieser Absicht des Kaisers. Aus den Trümmern der sächsischen weiten Macht Heinrichs zog mehr als halb Deutschland Vortheile. Das Grosse ward zerstört, und das Kleine vergrösserte sich rings herum, ohne dennoch groß zu werden.

Der Frühling des folgenden Jahrs 1181 erweckte, so wie die Fliegen, neue Schwärme von Feinden des Herzogs. Nun ward, ohnerachtet des herzhaftesten Widerstandes, das Glück desselben erschüttert. Die verbundenen sächsischen Fürsten, unter der Anführung des Erzbischofs von Magdeburg, belagerten Hallensleben aufs neue. Sie fanden neue Befestigungen, und die Stadt mit Wasser umgeben; wodurch sie genöthigt wurden, wiederum bis in den vierten Monath die Belagerung vergeblich fortzusetzen. Endlich fand die Erzbischöfliche Kriegskunst Mittel, das Wasser so hoch zu treiben, daß es fast über die Mauern ging, und man mit Fahrzeugen an die Mauern kommen, und sie übersteigen konte.

Während dieser Belagerung war Heinrich nach Thüringen aufgebrochen, um gegen ein zweytes Heer von Feinden zu fechten, welches der Landgraf Ludwig

von

von Thüringen, und der Herzog von Sachsen, Bernhard, anführte. Nordhausen wurde zerstört, und hierauf erfolgte ein Treffen, ein hitziges Treffen, dessen Ausgang den Löwen Heinrich mit neuen Lorbeern crönte. Sein Sieg war entscheidend; die Macht der Feinde zerstreut: über vierhundert wurden gefangen; der Landgraf Ludwig selbst, nebst seinem Bruder: kaum konte, mit Noth, der Herzog Bernhard entfliehen. Heinrich verfolgt die Flüchtigen bis nach Mühlhausen, legt diese Stadt in die Asche, und kehrt, nach rings umher zerstreuten Feinden, mit reicher Beute und hohen Ruhme nach Braunschweig zurück.

Sieg macht Muth; und bey einer unbiegsamen Strengigkeit der Denkungsart ist er fähig, heftige Leidenschaften zu erwecken, so bald man sich beleidigt glaubt. Heinrich, itzt Ueberwinder, und noch im Stande, seinen Unfällen Trotz zu bieten, foderte von seinem Vasallen, dem Graf Adolph von Hollstein, die Rückgabe der Gefangnen, worüber schon im vorigen Jahre Zwistigkeiten entstanden waren. Der Graf verweigerte sie nicht allein, sondern verlangte auch die Erlaubniß, mit seinen Völkern in sein Land zurückkehren zu dürfen. Hierüber entzweyten sich der Herzog und der Graf aufs heftigste. Freylich hätte der Herzog die Treue eines guten Kriegers, unter den damaligen Umständen, auch mit einer gelinden Herablassung zu erhalten suchen sollen: allein der Graf von Schwerin brachte überdem noch so viele Beschuldigungen gegen den Graf von Hollstein vor, daß der Herzog es für nöthig hielt, seine Oberherrschaft zu zeigen. Diese Uneinigkeit gebahr die schädlichsten Folgen, und machte den Graf zu einem

neuen Feinde des von allen Seiten bedrängten Herzogs. Sein hoher Sinn aber trieb ihn zur Züchtigung des Grafens: er brach in desselben Land ein, eroberte Plön, vertrieb allenthalben die Besatzungen, und setzte einen neuen Statthalter in Hollstein. Der vertriebne Adolph sammelte nun auch ein Heer, zerstörte das Schloß Hohenroth, und rächte sich mit Schwerdt und Feuer, so gut er konte.

Das Beyspiel des Grafen von Hollstein, und der daher entstandne Unwille über den Herzog, reitzte nun die treusten Freunde des Herzogs, in Sachsen, zum Abfall, und weil man sich für einen, auch in hohen Gefahren, so strengen Gebieter fürchtete, trat itzo fast jederman wider ihn, auf die Seite des Kaisers. Sehr zeitig erhielt dieser von dem Vorfalle mit dem Graf von Hollstein Nachricht, und ermunterte sich, bey der wankenden Treue der Sachsen, zu einem eignen Feldzug gegen den Herzog. Friedrich brach mit einer zahlreichen Macht in Sachsen selbst ein. Wenig Widerstand: rasches Glück: Friedrich erobert, wohin er komt: Furcht, Unwille, Hofnung neuer Vortheile machen ihm alles unterthan: Fast ganz Sachsen ergibt sich nach und nach dem siegenden Kaiser.

Indessen gebahr der Tod des Herzogs von Pommern, Casimir, ein neues Unglück: sein Bruder, Bogislaus, welcher ihm in der Regierung folgte, ließ sich ebenfals von den Reitzungen des furchtbaren Kaisers bewegen, demselben die Huldigung zu leisten, und sich in seinen Schutz zu begeben. Hierdurch verlohr Heinrich den grösten Theil von denen Wendischen Ländern, für die er ehedem so tapfer gefochten hatte.

Friedrich ging von Sachsen auf kurze Zeit nach Bayern, und setzte daselbst den neuen Herzog Otto von Wittelsbach, ohne Widerstand ein, weil Heinrich diesen Staaten zu Hülfe zu kommen sich ganz auser allem Stand sahe.

Eine angegebne Verschwörung des Grafen zu Ratzeburg, Bernhards, wider das Leben des Herzogs selbst, wandte die Waffen des Erzürnten gegen diesen Ungetreuen, welchen er gefangen nahm, und hierauf Ratzeburg und Gadebusch einnahm und zerstörte. Freylich schien es nöthiger, an statt einen kleinen Verräther mit Zeitverlust zu strafen, lieber den einbrechenden Feinden in Sachsen entgegen zu gehen: allein Heinrich kante seine Schwäche am besten, die es ihm unmöglich machte, das starke Heer des Kaisers anzugreifen, und aus seinen Ländern zu vertreiben. Friedrich kam auch bald wiederum, aus Bayern, zu seiner Armee, nach Sachsen, zurück, und blieb den ganzen Winter hindurch in diesem Lande. Um völlig Meister davon zu werden, setzte er den Sachsen eine Frist, bis im November, in welcher sie sich freywillig der Kaiserlichen Gnade insgesamt unterwerfen, und den Herzog, welcher in die Acht erklärt, und nicht mehr ihr Herr sey, verlassen sollten. Diese Auffoderung wurde von der stärksten Wirkung begleitet; und eine Menge des Sächsischen hohen Adels ergab sich dem Kaiser, dessen gefürchtete Macht die beste Ueberredung war.

Itzo umringten Unglück und Unfälle den tapfern, den löwenmüthigen Herzog. Verlassen von seinen Freunden, angegriffen von mächtigen Feinden, von der Gewalt verfolgt, des grösten Theils seiner Staaten beraubt,

raubt, ohne hinlängliches Volk, etwas wichtiges zu unternehmen, die zahlreiche Armee des Kaisers in dem Innersten seiner Besitzungen, sah er sich gezwungen, den Winter des Jahrs 1181 meistentheils in Lübeck zuzubringen, und auf neue Entwürfe der Rettung zu sinnen, ohne Mittel dazu zu wissen. Kein Zustand ist einem Geiste von erstem Range unter den Menschen empfindlicher und peinigender, als der, wenn die unangenehmsten und schrecklichsten Aussichten drohen, und man denkt auf Rettungsmittel, spannt alle Kräfte der Seele an, um Hülfe zu ersinnen, und ersinnet und findet nichts. So war der Zustand des grossen, ruhmreichen Fürsten, der Ruhm und Grösse, Länder und Glück verliehren sollte.

Dem achtzehnten Jahrhunderte muß der Verlust so vieler Länder, ohne einer einzigen Hauptschlacht, seltsam scheinen. Wer itzo die Staaten Heinrichs des Löwen und seinen Heldengeist besässe, wäre wohl fähig sich zu vertheidigen, und Bischöfe, Erzbischöfe und Grafen zu verjagen; allein unser Fürst war ein paar Jahrhunderte zu zeitig gebohren, um unüberwindlich zu seyn. Viel trug allerdings sein strenger catonianischer Ernst zur Abneigung seiner Vasallen und seinem Ruine bey. Allein die Umstände seiner Zeit stürzten doch vorzüglich das Gebäude seiner Höhe ein. Die Fürsten waren nicht mit derjenigen Gewalt, welche sie itzt besitzen, ihrer Unterthanen Herren. Die untergeordneten Fürsten, und der hohe Adel, zu Empörungen, weil sie oft gelungen, geneigt, schwächten jedes Mittel, oder entzogen es, wodurch etwas grosses und wichtiges ausgerichtet werden konte. Man hatte keine beständige Soldaten,

ten, sondern rafte sie zusammen, wenn es die Umstände erfoderten. Man verstand noch keine Festungen zu bauen, die ganze Armeen aufhalten können, und ihnen Furcht einprägen. Schatzkammern gab es nicht, weil die Klöster die Schätze der Länder verwahrten. Ohne Geld liessen sich keine grosse Armeen aufstellen und unterhalten. Ohne eingerichteter, wohlgeordneter Kriegszucht liessen sich die Siege nicht nutzen, und die Vertheidigungen, bey Angriffen, nicht wirksam, noch mit Nachdruck, führen. Heinrichs Weltalter besaß einen Ueberfluß an Mitteln, zu verderben, und litt einen vollkomnen Mangel an allem, wodurch die Menschheit beglückt wird.

Was nur noch von Hülfsmitteln bey so traurigen Umständen, bey so drängenden Gefahren, und so stürmenden Unfällen erfunden werden konte; dieses alles setzte noch der standhafte Muth unsers Helden in Bewegung. Er befestigte Lübeck von neuem, und alle diejenigen Oerter, deren Schutz er sich, in dieser Gegend, wo er noch frey war, in Zukunft bedienen konte. Weil er aber vorher sah, daß er allein nicht genug widerstehen könte, so suchte er fremde Hülfe. Die nächste konte er vom Waldemar, dem Könige in Dännemark, erwarten. Der Erbprinz des Königs hatte unsers Herzogs Tochter zur Gemahlin. Allein Waldemar war dennoch schon von dem listigen Kaiser, Friedrich, gewonnen worden. Heinrich pflog eine Unterredung mit dem Könige selbst, und bat ihn um Hülfe. Der König antwortete mit vieler Kaltsinnigkeit; denn er selbst hofte von des Herzogs Falle Vortheile zu ziehen, und befreyte sich von der Furcht für einen mächtigen Nachbar, welcher

schon vormals ihn seine Gewalt hatte empfinden lassen. Er verlangte von dem Herzoge, ehe er ihm Hülfe versprechen wollte, daß er verschiedne Güter, welche der Geistlichkeit entrissen waren, derselben wieder geben sollte. Unter denenselben war die Stadt und Grafschaft Stade, welche der letzte Zufluchtsort, bey schlimmen Vorfällen, seyn konte. Wie konte Heinrich diese Bedingungen eingehn? Sie wurden zwar ohnehin nur zum Scheine vorgebracht, weil man den Herzog für zu klug hielt, um sie zuzustehn, und man ihm einmal den Beystand doch mit einigem Vorwande verweigern wollte. Heinrich, welcher die Absicht des Königs bald merkte, antwortete auf die Vorschläge des Königs, „daß er sein Unglück nicht muthwillig vergrössern wolle. „Und warum soll ich Menschen mit geschornem „Haupte so verehren, daß ich sie reich mache, „damit ich ganz arm werde, und, um ihren Zorn „zu stillen, meine Ehre verletze.„ Heinrich hatte mehr Verstand, als das halbe menschliche Geschlecht zu seiner Zeit; solche Personen werden gemeiniglich unglücklich.

Mit dem Sommer des folgenden Jahrs 1182 stieg das Unglück des Herzogs auf den Gipfel seiner Macht. Er sah sich von Feinden umrungen. Der Kaiser eroberte in Sachsen fort, und zog hierauf gegen den Herzog selbst. Braunschweig und Bardewick wurden von zwey Heeren belagert, er selbst aber ging weiter fort, und mit der Hauptarmee über die Elbe, um Lübeck anzugreifen. Auser der Menge von Schwäbischen und Bayrischen Völkern begleiteten den Kaiser, viele mit dem Schwerdte wohl bekante Priester. Der Erzbi-

schof von Magdeburg, der Bischof von Bamberg, der Abt von Fulda, der Abt von Corvey, waren kriegrische Anführer.

Nachdem Heinrich Lübeck in Vertheidigungsstand gesetzt hatte, und sich darinnen selbst nicht sicher genug glaubte, so eilte er mit seinem schwachen Heere nach Ratzeburg. Er findet aber diese Stadt schon von den Feinden erobert: er eilt nach Bardewick; auch diese Stadt wird schon von einem zu starkem Heere belagert: er eilt nach dem Schloß Ertheneburg; die Feinde verfolgen ihn bis dahin; er eilt auf einem Schifferkahne, auf der Elbe, nach Stade.

Friedrich rückte mit seinem Heere vor Lübeck, und belagerte es. Vor den Mauern dieser Stadt verstärkte sich seine Macht sehr ansehnlich. Der wendische Herzog von Pommern Bogislaus, welcher zu einem Reichsfürsten erhoben wurde, um die Abhängigkeit von den Herzog Heinrich desto schneller zu verlassen, brachte slavische Hülfstruppen herbey, und machte diese Nation dem Kaiser ergeben. Hollstein und das Land der Slaven verliessen die Parthey Heinrichs, und wurden Friedrichs Bundesgenossen.

Schon längst hatte Friedrich dem Könige von Dännemark die Abtretung der slavischen Provinzen versprochen, wenn der Herzog Heinrich bezwungen seyn würde. Itzt erschien der König Waldemar persönlich in dem Lager vor Lübeck, und unterredete sich mit dem Kaiser, dem er eine Flotte zu Hülfe brachte, um Lübeck desto leichter einzunehmen. So stürmte alles auf unsern Herzog los. Friedrich knüpfte ein neues Freundschaftsband mit dem Könige von Dännemark, indem er

eine

eine Verlobung zwischen seinem zweyten Prinzen Friedrich, und der siebenjährigen Prinzeßin des Königs schloß. Mit der schmeichelhaftesten Begegnung, und den grösten Ehrenbezeugungen zog der kluge Kaiser den König völlig in sein Interesse.

Da Friedrich mit den verbundnen Slavischen, Hollsteinischen, Pommerischen und Dänischen Truppen die Stadt Lübeck aufs äuserste drängte, und die Belagerten keine Rettung sahen, so suchten sie zuerst den Zorn des Kaisers durch Bitten und Vorstellungen abzuwenden; und da diese vergeblich waren, und die Erbitterung des Kaisers von keiner Fürbitte für den Herzog Heinrich hören wollte, sondern vielmehr mit hartem Stolze antwortete, so ersuchten sie endlich um die Erlaubniß einer Gesandschaft an ihren Herzog, welcher sich zu Stade aufhielt. Die Gesandschaft wurde bewilliget, und erlangte von dem Herzoge die Antwort, daß die Stadt Lübeck, weil kein Rettungsmittel gefunden werden könte, sich dem Kaiser ergeben solle. Gleich also nach Rückkunft der Gesandten vom Herzoge wurde Lübeck dem Kaiser übergeben, welcher ihr doch so gute Bedingungen schenkte, daß sie zu einer freyen kaiserlichen Reichsstadt, und zum Haupte aller am baltischen Meere gelegnen Städte ernant wurde.

Nach dieser Uebergabe von Lübeck ging der Kaiser über die Elbe zurück, und schlug sein Lager bey Lüneburg auf. Von da bedrohte er die Stadt Braunschweig. Einige erzehlen, daß er auch vor diese Stadt selbst gerückt sey, und dadurch endlich den Herzog Heinrich genöthigt habe, seine Gnade zu suchen.

Hein-

Heinrich der Löwe befestigte, während dieser Vorfälle, Stade, wo er sich aufhielt. Allein Schanzen, Graben und Wälle um den letzten Zufluchtsort geführt, waren die traurigsten Zeugen des äußersten Uebels. Man konte sich zwar eine Zeit lang in Stade vertheidigen, und die heftigen Anstalten, welche der Herzog zur tapfersten Gegenwehr machen ließ, schienen zu zeigen, als ob er das Aeuserste abzuwarten entschlossen sey, und, bey einem endlichen Verluste der Stadt konte er wenigstens zu Wasser die Flucht mit Sicherheit ergreifen. Diesen Plan würde eine kühne Verwegenheit auch ausgeführt haben, aber eben dadurch würde alles in Deutschland verlohren, und eine Wiedereroberung schlechterdings unmöglich gewesen seyn. Solche Maasregeln nehmen nur Rebellen oder Tollkühne, die ins Verderben rennen. Heinrich besaß Muth, aber keine Tollkühnheit; und da er diese nicht besaß, und alle Länder von Feinden überschwemt, und alles verlohren, und Braunschweig selbst dem Kaiser blos gegeben sahe, so that er, was Helden thun, die Menschen sind, und suchte die Versöhnung des erbitterten Kaisers.

Er hielt also bey demselben um ein sichres Geleite an, damit er sich zu Lüneburg mit Friedrichen selbst unterreden und Vorschläge zur Versöhnung thun könte. Man gab ihm das verlangte Geleite, und der Fürst seines Landes ging durch dasselbe unter der Bedeckung seiner Feinde, zum Kaiser, nach Lüneburg. Eine betrübte Scene! Mit welcher Empfindung Heinrich dieselbe aufführte, und ihre Seltsamkeit fühlte, bewies er ohne Rückhalt. Als ihm ein Theil von dem Heere des Kaisers begegnete, sprach er zu den Anführern: „Sonst

„war

„war ich nicht gewohnt, in diesen Ländern frem-
„de Bedeckung zu nehmen, sondern ich pflegte
„sie andern zu geben.„

Bey der Zusammenkunft mit dem Kaiser zu Lüneburg unterließ er nichts, wodurch er den Erzürnten zu besänftigen hofte. Er gab auch den im vorigen Jahre gefangnen Landgraf von Thüringen, und andre vornehme Gefangne frey. Bey allen Vorstellungen aber konte Friedrich doch nichts weiter thun, als die Versicherung geben, daß man auf einem Reichstage zu Quedlinburg sein Schicksal, mit den Fürsten von Deutschland zugleich, entscheiden wolle. Friedrich konte wirklich nicht mehr, weil die Fürsten des Reichs, denen schon die Länder des Herzogs zugesagt und ausgetheilt waren, nothwendig geschont werden musten, wenn sie nicht selbst des Kaisers Feinde werden sollten. Die hierauf zu Quedlinburg gehaltne Versamlung der Stände des Reichs lief fruchtlos ab, weil zwischen dem Herzog Heinrich, und dem neuen Herzog von Sachsen, Bernhard, Streitigkeiten vorfielen, wozu die Partisane beyder Fürsten die erste Gelegenheit gaben. Die Versamlung schied uneinig von einander, und der Kaiser beschloß, auf einem neuen Reichstage zu Erfurt, die Streitigkeiten beyzulegen.

Die Hofnung, den erzürnten Kaiser zu besänftigen, und, da kein ander Mittel mehr übrig war, durch dieses letzte die Rauhigkeit der Schicksale zu mildern, bewog Heinrich den Löwen, sich bis zur tiefen Demüthigung herabzulassen. Er fällt hier auf dem Reichstage zu Erfurt dem Kaiser zu Füssen, und unterwirft sich ganz seiner Gnade. — Welch ein Schauspiel!

Heinrich der Löwe zu den Füssen Friedrichs! — So spielt das Glück mit den Hohen! Die Geschichte hat diesen Fußfall sehr berühmt zu machen gewust, und es hat leute gegeben, welche diese Erniedrigung für unanständig gehalten haben; andre konten sie mit dem Charakter Heinrichs nicht übereinstimmend finden. Wenn man die Zeiten und Umstände kennt, wird die Verwunderung aufhören. Es war seit Jahrhunderten her nichts so ganz ungewöhnliches, Fürsten zu den Füssen der Kaiser zu sehen. Die Jahrbücher der vaterländischen Geschichte haben uns viele dergleichen Beyspiele aufbehalten; und itzo war Heinrich nicht mehr der Mächtige, welcher sich widersetzen konte. Jede Hülfe war vorbey, die beschützen konte, und ohne dem letzten Rettungsmittel schien der Zorn des Kaisers unauslöschlich zu seyn. Eben diejenige Demüthigung, zu welcher sich itzt der Herzog herabließ, hatte der Kaiser selbst vorher erzeigt. Vor sechs Jahren hatte der Kaiser zu seinen Füssen gelegen, als er ihn um Hülfe auf den Feldzug nach Italien flehte. Itzt that der Herzog eben dasselbe. Welcher von beyden hatte die gröste Ehre? Friedrichs Erniedrigung suchte nur Beystand; Heinrichs die Errettung vom Untergange, den er sonst nicht vermeiden konte. Der Kaiser flehte den Herzog fußfällig, um Rebellen in einem fremden Lande zu züchtigen: der Herzog den Kaiser, um verlohrne eigenthümliche Staaten wiederum zu erhalten. — Heinrich besaß Ehrgeitz, aber er wußte auch, daß der Kaiser von dieser Leidenschaft ebenfals auf das heftigste getrieben wurde. Er wuste, daß der Kaiser den ehemaligen Fußfall nicht vergessen konte, und geschworen hatte, denselben

ben an ihm auf das bitterste zu rächen. In der itzigen Bedrängung schien ihm also nichts wirksamer zu seyn, als sich selbst dem Kaiser zu Füssen zu werfen. So war der Kaiser gerächt, und dessen ehmalige Erniedrigung wiederum vertilgt; der Stolz des Kaisers wurde befriedigt, und dann liessen sich die grösten Vortheile hoffen. Wenn man die Vorfälle nach der Lage der Dinge beurtheilt, erscheinen sie in ihrem wahren Lichte. Auf diese Art wird nicht allein der Fußfall des Herzogs gerechtfertigt, sondern stimt auch mit seinem Charakter, welcher mit bedenkender Klugheit handelte, vollkommen überein.

Die Hofnung des Herzogs würde vielleicht auch völlig erfüllt worden seyn, wenn jeder Entschluß nunmehr der Willkühr des Kaisers frey gestanden hätte, und die Fürsten des Reichs nichts hätten hindern können. Friedrich soll Heinrichen mit thränenden Augen aufgehoben, ihn umarmt, und versichert haben, daß sein Unglück ihn rühre. Kaum kan man an der Wahrheit dieser Gesinnung zweifeln, wenn man den Augenblick bedenkt, in welcher sie ausbrach. Wenn unsre Hauptleidenschaften eine unerwartete, auserordentliche Befriedigung geniessen, und davon wie ganz überschüttet werden, so schmelzt unsre Seele in einem warmen Gefühle, und gießt sich in starken Empfindungen aus. Nur sind diese Empfindungen immer bald wieder vergessen, und die durch Glück gestärkte Leidenschaft dehnt ihre Herrschaft weiter aus. So handelte itzt der Stolz Friedrichs.

Er ließ sich so wohl von den Zuredungen der Feinde des Herzogs, als auch von der Furcht für einem neuen

neuen glänzenden Glück des Gedemüthigten zu harten Bedingungen hinreissen. Man wandte den Eidschwur vor, welchen der Kaiser gethan hatte, dem Herzoge durchaus nicht seine Macht zu lassen; man stellte ihm die rauhe Härte des Herzogs, bey seinem vorigen Glücke, vor; man erinnerte ihn an die gegebne heilige Versicherung, ohne Bewilligung der Fürsten Deutschlands nichts zum Besten des Herzogs zu unternehmen; man erregte endlich alle Springfedern der Eifersucht und der Feindschaft, und bewog den Kaiser seinen ersten Entschluß gegen den Herzog auszuführen. Die nöthige Vorsicht, nicht die meisten Fürsten des Vaterlandes auf das empfindlichste zu beleidigen wirkte zugleich, und kurz, der Kaiser konte nicht Eroberungen, die er selbst befohlen hatte, itzt wieder den Eroberern und Besitzern entreissen.

Die Zusammenkunft so vieler Umstände, und der aus Eigennutz heftige Haß der Fürsten Deutschlands nöthigten unsern Herzog, einen höchst nachtheiligen Vergleich einzugehn. Er muste mit einem Eide versprechen, Deutschland auf drey Jahr zu verlassen, und binnen dieser Zeit, ohne des Kaisers Erlaubniß, nicht wieder zurück zu kehren. Er behielt indessen nichts von seinen weitläuftigen Staaten, als Braunschweig und Lüneburg nebst ihren Bezirken, welche man als solche Erbgüter ansah, die nicht mit unter der Reichsacht begriffen waren. Man irrt, wenn man, wie verschiedne Geschichtschreiber sich einbilden, die Absprechung dieser Länder sich so vorstellt, als wenn nie eine Widergabe derselben zu hoffen gewesen wäre. Freylich wenig Hofnung, da itzt, während der Abwesenheit des Herzogs,

die auch in dieser Absicht verlangt wurde, die neuen Besitzer der Herzoglichen Staaten sich ihre Besitzungen schon zu versichern suchen konten: allein Heinrich behielt dennoch das Recht, dieselben wieder zu fodern, und die gerechtesten Ansprüche durften nur mit Gewalt zur rechten Zeit unterstützt werden, so muste der Kaiser selbst sie annehmen. In der Folge der Zeiten erneuerte der Herzog auch diese Ansprüche sehr öfters, und ihre Gerechtigkeit wurde so wenig in Zweifel gezogen, daß Heinrich der VI, der nachfolgende Kaiser unserm Herzoge in öffentlichen Urkunden den Titel eines Herzogs von Sachsen selbst zugestand. Die dreyjährige Entfernung unsers Fürsten aus Deutschland war die eigentliche so genante Bestrafung, und binnen dieser Zeit behielt jeder Feind von ihm, was er erobert hatte, oder ihm vom Kaiser schon vor drey Jahren auf dem Reichstage zu Gelnhausen war versprochen worden. Allein Länder werden nicht auf Termine erobert; wenn nicht die Waffen sie selbst erschaffen können, und unser Herzog bekam das Verlohrne also nie wieder.

Und ging, wie er muste, gleich nach dem Reichstage zu Erfurth, welcher im November 1182 gehalten wurde, aus seinem Vaterland ins Exil. Seine Begleitung und Reise zu seinem Schwiegervater, dem Könige von England, Heinrich dem II. war weder so traurig, wie sie einige Schriftsteller abmahlen, noch so glänzend, wie sie sich für den Herzog von Sachsen und Bayern schickte. Zwar traurig genug war eine Reise von Feinden befohlen, um in Entfernung eigne weite Länder der Willkühr fremder Besitzer zu überlassen. Ein Fürst, der von einem Meere zum andern geherrscht hatte,

der

der einem Könige Gesetze vorgeschrieben, einen Kaiser zu seinen Füssen liegen sehen, eine ganze Nation bezwungen, eine Menge von Fürsten, Grafen, Bischöfen sich unterwürfig gemacht, die Verehrung von Italien, Deutschland, und dem Oriente selbst genossen hatte, der mit dem Kaiser allein an Macht, Ruhm und Hoheit wetteifern konte, dessen Tapferkeit und Muth der Weite seiner Staaten glich — dieser Fürst verliehrt seine Staaten, muß sie verlassen, und aus seinem Vaterlande weichen.

Das Unglück dieses grossen Mannes hatte etwas auserordentliches. Sonst werden Länder und Güter in Schlachten verlohren; Heinrich verlohr die seinigen gröstentheils durch die Untreue seiner Vasallen, und Abneigung und Haß dererjenigen, welchen er wohlgethan, oder die er erhöht hatte. Diese waren die ersten, welche abfielen. Es ist wahr, daß die Strengigkeit seines Charakters und ein gewisser rauher Ernst, welcher sich über alle seine Handlungen ausbreitete, die desselben nur fähig waren, sehr viel dazu beytrug, wie wir schon oben bemerkten. Allein auch diejenigen Zeitgenossen, welche am ungünstigsten von unserm Fürst urtheilen, finden in den Schicksalen, die ihn stürzten, die heftigste Ungerechtigkeit, und die unverdienteste, unwürdigste Begegnung. Seine Gemüthsart, welche die Verstellung nicht kante, und sein Zorn bey Beleidigungen erweckten so wohl Haß in Freunden, als Erbitterung in Feinden. Er strafte Beleidigungen allezeit auf das härteste, und war in keiner Sache dem Cato ähnlicher, als darinnen, daß er die Gerechtigkeit immer auf das höchste treiben wollte. Damit sein Biograph nicht bey Lob-

sprüchen partheyisch und für seinen Held eingenommen zu seyn scheine, so soll hier bloß die Schilderung eines Schriftstellers ihn zeichnen, dessen eigenthümlicher Endzweck doch war, die Thaten Friedrichs, des Gegners von unserm Herzoge zu beschreiben: So schildert ihn Radewich:

„— Heinrichs gröste Sorgfalt ging auf die Bescheidenheit, auf den Wohlstand, insonderheit auf ein strenges Wesen. Er bemühte sich die Tapfern in der Tapferkeit, die Bescheidnen in der Bescheidenheit, und die Mäßigen in der Mäßigkeit zu übertreffen. Er wollte lieber rechtschaffen seyn als scheinen. Bey allen ruhmvollen Handlungen suchte er das meiste Gute zu thun, und das wenigste von sich zu reden. Kurz, seine Tugend war, so weit wir uns erinnern können, so hoch über alles erhaben, daß es scheint, als ob in diesem berühmten Manne unsre Zeiten ihren Cato gefunden hätten.„

Man glaube auch, daß einige Züge in diesem Bilde verschönert und ihre Farben erhöht sind; so leuchtet doch daraus die grosse Hochachtung, in welcher unser Fürst zu seinen Zeiten stand. Diese Hochachtung selbst erweckte schon bey dem ehrgeitzigen Friedrich Verdruß, und Trieb zur Verminderung derselben. Sie war aber auch, bey dem Falle Heinrichs, zugleich eine Ursache, diesen Fall so merkwürdig zu machen, wie nicht leicht eine Begebenheit unsers Vaterlandes jemals geworden ist. Auch der Fremdling in der Geschichte unserer Nation kennt Heinrich den Löwen.

Eine ganz auserordentliche Merkwürdigkeit erhielten die Schicksale dieses Fürsten von den Veränderungen,

gen, welche auf sie folgten. Der gröste Theil von Deutschland erlitte Revolutionen: viele der itzigen mächtigen Häuser, Provinzen und Städte rechnen ihren Anfang der Höhe, und des Glücks von diesem Zeitpunct an. Philipp, der Erzbischof von Cöln, Bernhard, der neue Herzog von Sachsen, Ludwig, der Landgraf von Thüringen, Otto, der Pfalzgraf von Wittelsbach, fast alle benachbarte Fürsten und Städte, Lübeck, Maynz, Bremen, Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Minden, Goslar, Hollstein, Pommern, die slavischen Provinzen, und mehrere, zogen neue Vortheile aus Heinrichs Schicksalen, und bereicherten sich mit der geraubten Beute dieses Fürsten.

Einige ältere Geschichtschreiber haben, Trotz ihrer sonstigen Trockenheit, bey dieser Begebenheit ihre Einbildungskraft in Unkosten gesetzt, und sie mit der Zerreissung eines Rosses verglichen. Wenn man vergleichen wollte, so gäbe der Nahme Heinrichs des Löwen den gerechtesten Anlaß. Ein Löwe, der auf der Jagd von vielen Doggen zugleich angegriffen wird, einige davon niederwirft, aber endlich erliegt, wäre kein unschickliches Bild — ein wahres und trauriges Bild. —

Mit sehr standhaften Gesinnungen, und dem Troste, daß seine Tapferkeit nicht überwunden sey, sondern er bloß der Menge habe weichen müssen, ging unser Fürst aus Deutschlands Grenzen, und begab sich zu seinem Schwiegervater dem Könige in England, Heinrich dem Zweyten, welcher sich eben damals in der Normandie aufhielt. Hier ließ er seine Gemahlin, und that die zweyte heilige Reise, zur Verehrung des heiligen

Jacobs, nach Compostell in Spanien. Die Strengigkeit, der Hauptzug in seinem Charakter, floß in alle seine Handlungen und Unternehmungen über, und trieb ihn auch zur genauesten Ausübung aller derjenigen Religionspflichten, die er erkante, und in der frühen Jugend noch ihm eingeprägt worden waren. Daher entstand jene erste Wallfahrt nach Jerusalem, und itzt die zweyte nach Compostell. Ein kriegrischer Fürst, der der Religion mit solchem Eifer opfert, wie Heinrich, ist eine Seltenheit der Welt. An der Aeusserung seiner Andacht hat zwar sein Jahrhundert den grösten Antheil, aber der Eifer selbst ist sein Eigenthum, und macht der edlen Seele Ehre.

Auf der Rückkehr fand er seinen Schwiegervater, den König von Engelland noch in der Normandie, mit welchem er hierauf nebst seiner Gemahlin im Jahr 1184 nach Engelland überging. Da genoß er eine Erhohlung der Ruhe, welche ihm seine kriegrischen Schicksale eine Reihe von Jahren hindurch verweigert hatten; freylich eine unglückliche Ruhe, die aber dennoch den Abgematteten stärkte, und, durch die gütige Sorgfalt des Königs von Engelland für künftige heitre Tage, durch angenehme Schimmer von Hofnungen, vergnügte.

In England wurde, in eben diesem Jahre, der Stifter glorreicher künftiger Könige von Engelland, dererjenigen, die unser itziges Zeitalter verehrt, Wilhelm, der vierte Sohn Heinrichs, gebohren. Nicht allein der Vater von Königen von England wurde er, sondern auch von den erhabnen Fürsten Braunschweigs, den tapfern, den grossen, den edelmüthigen Fürsten,

die

die die Bewunderung ihrer Zeitgenossen, und der Nachwelt durch die Reihen der Jahrhunderte hindurch, sich erworben haben, und itzt noch erhöhen.

Der Aufenthalt Heinrichs in Engelland wurde nicht müßig zugebracht. Man bemühte sich eifrig, alle diejenigen Mittel in Bewegung zu setzen, welche die itzigen traurigen Schicksale abändern konten. Die Staatsklugheit sann ihre Entwürfe mit Einsicht aus, und nutzte die Gelegenheiten, welche ihr der Zusammenhang der Dinge anbot. Noch im Jahr 1184 spielte man den ersten glücklichen Streich, wodurch man den heftigsten Feind des Herzogs zu seinem Freunde machte, und gegen den Kaiser aufbrachte.

Philipp, der Erzbischof von Cöln, welcher vormals so in Heinrichs Landen gewütet hatte, that itzt eine Reise nach Engelland in Begleitung des Grafen von Flandern. Der Vorwand dieser Reise war geistlich: das Grab des heiligen Thomas zu Canterbury zu besuchen: allein diese damalige Mode der Wallfahrten bedeckte hier schön die wahren politischen Absichten, welche eine Vermählung des Grafen mit einer Spanischen Prinzeßin zum Grunde hatten, und welche Vermählung von dem Könige in England gewünscht wurde. Dem Erzbischof selbst war viel daran gelegen, daß er mit dem Herzog Heinrich völlig ausgesöhnt würde. Denn er sah in der Rückkunft desselben einen kriegrischen Rächer, dessen Zorn er um so viel mehr fürchtete, weil er einer der ersten gewesen war, die ihn angegriffen hatten. Es kam ein Unwille über den Kaiser selbst hinzu, von dem er für seine Dienstleistungen nicht belohnt genug zu seyn glaubte, und dessen harte Herrsch-

sucht man immer mehr einsah und mißbilligte. Der Erzbischof trachtete also mit Eifer nach einer Freundschaft mit unserm Herzoge. Nichts konte dem letztern angenehmer seyn. Die guten Anerbietungen des Bischofs waren zugleich Ehre für Heinrichen, der itzt, im Unglück, von seinem mächtigsten Feinde um Vergebung gebeten wurde, und schmeichelnde Hofnungen auf die Zukunft. Heinrich und Philipp wurden versöhnte Freunde, und suchten nun ihre Bemühungen wechselseitig fruchtbar zu machen. Philipp bemühte sich die Freunde des Herzogs in Deutschland, auf alle Art sich verbindlich und ergeben zu machen; und der Herzog nutzte die Anschläge des Erzbischofs, sich besonders des Pabstes Beystand zu verschaffen.

Man fertigte eine Gesandschaft an den Pabst ab, welcher um eben diese Zeit eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Friedrich bey Verona hielt. Der Pabst, Lucius der dritte, gab den Vorstellungen der Englischen Gesandten für den Herzog Heinrich leichtes Gehör, weil ihm, bey seinen Foderungen an den Kaiser, an der Freundschaft des Königs von England, und besonders eines grossen Fürsten in Deutschland, wie Heinrich, nicht wenig gelegen war. Mit weiser Anlage sprach er mit dem Kaiser, nachdem er ihn mit vieler Ehrerbietung empfangen hatte, gleich zuerst von dem Herzoge Heinrich, und wirkte demselben die Erlaubniß aus, nach Deutschland, in seine Staaten wiederum zurückkehren zu dürfen. Friedrich konte diese erste verlangte Gefälligkeit dem Pabste, von dem er viele andre verlangen wollte, nicht abschlagen. Allein der Pabst schlug dem Kaiser die von ihm verlangten Gefälligkeiten

ten nunmehr desto muthiger ab. So besiegt oft eine Klugheit die andre. Den Päbsten war es gegeben, auch in den irdischen Dingen klüger zu seyn, als die Kinder der Welt. —

Die Freundschaft des Pabsts, des Erzbischofs von Cöln, und verschiedner kleiner Fürsten in Deutschland, wurde durch eine neue nordische, die Heinrich erhielt, vermehrt. Canut, der Schwiegersohn Heinrichs, war seinem Vater Waldemar, auf dem Dänischen Throne gefolgt, und zeigte, gleich beym Anfange seiner Regierung, viel Stärke der kindlichen Zärtlichkeit für den unglücklichen Heinrich. Politische Absichten erhöhten dieselbe, oder erregten doch den Zorn des Königs gegen den Kaiser, dessen Herrschaft man die so nahe gelegnen Slavischen Provinzen gern entreissen wollte. Als daher der Kaiser durch eine feyerliche Gesandschaft dem neuen Könige Canut zum bestiegnen Throne Glück wünschen ließ, und desselben Schwester für seinen Sohn Friedrich, dem sie schon längst verlobt war, foderte, so sandte zwar der König die Braut, versicherte aber, „daß er seine Schwester nimmermehr dem Prinzen des Kaisers geben würde, wenn ihn nicht der Eidschwur seines verstorbnen Vaters dazu nöthigte.„ Er verwilligte auch nur einen geringen Theil von dem zugleich zum Brautschatz ehmals versprochnem Gelde, und schickte eine ungewöhnlich schlechte Begleitung mit seiner Schwester ab. Da die übrige Summe des versprochnen Geldes nachher nicht erfolgte, so sandte der Kaiser so gar die Prinzeßin, unberührt, wiederum zurück, mit eben demjenigen Gefolge, mit welchem sie gekommen war. Der König von Dännemark aber verweigerte nicht nur

die verlangte Huldigung dem Kaiser, sondern machte auch Ansprüche auf Wagrien, Stormarn und Hollstein, und die ihm unterwürfigen Slaven musten indessen seinen Zorn durch öftere Streifereyen in Ausübung bringen, bis er den rechten Zeitpunct zu wichtigern Unternehmungen bekommen würde.

Derjenige, welcher den Herzog Heinrich am ersten angegriffen hatte, war der erste, welcher den Kaiser zur Gelindigkeit antrieb, und in Gefahr setzte. Philipp — die Schriftsteller der damaligen Zeiten sagen, daß die Geistlichkeit immer sehr hochmüthig sey — hatte sich wegen des Ranges auf dem Reichstage zu Maynz gezankt, und war böse auf dem Kaiser. In England mehrte sich sein Haß aus politischen Absichten, und, um den Kaiser empfinden zu lassen, wer er sey, nahm er einigen Augsburgischen Kaufleuten ihre Güter, gleich nach seiner Rückkunft aus England, weg, und erschien nicht auf die Foderungen des römischen Königs Heinrichs, welcher die Regierung Deutschlands, in Abwesenheit seines Vaters in Italien, führte. Da Heinrich sein Verlangen, um Rechtfertigung, beym Erzbischof wiederhohlte, so ließ er ihm sagen: „daß man nicht zweyen Herren dienen könne,„ ihm und seinen Vater; wodurch er genug anzeigte, daß er dem Sohne des Kaisers seinen Gehorsam völlig versagte. Ja er ging noch weiter, und brachte es durch seine Beschuldigungen beym Pabste dahin, daß Heinrich, der Sohn des Kaisers, nicht zum römischen Kaiser gecrönt wurde, und der Pabst überhaupt dem Kaiser Friedrich keine von allen gethanenen Foderungen verwilligte.

Unter diesen Umständen und Aussichten kam Heinrich der Löwe, im Jahr 1185, wiederum, in seine Länder, mit seiner, nach England ihm vormals gefolgten Begleitung, zurück. Kläglicher Anblick! da er sein Land sah! Der gröste Theil davon war weder sein, noch derjenigen, die den Besitz davon sich angemaßt hatten. Die Vasallen wollten nicht die Oberherrschaft der neuen Prinzen erkennen, und bey einem Zeitalter, wie Heinrichs Seculum war, gebahr jeder Unwille Krieg und Verwüstung. Die Furcht für Heinrich den Löwen hatte, so lange er Herr des Landes gewesen war, jedes Schwerdt in der Scheide gehalten. Der Herzog Bernhard, welcher sich Sachsens bemächtigt hatte, genoß keine Ehrerbietung der Unterthanen, und seine Trägheit wuste sich auch nicht dieselbe zu verschaffen. Niemand, auser den nächsten Grafen, gehorchte seinen Befehlen. Jedermann, der einen Haufen Volks zusammen zu bringen wuste, fiel in das benachbarte ein. Fehden, Mängel, Armuth, Zerstörungen rächten die Ungerechtigkeiten, welche man dem Herzoge Heinrich zugefügt hatte; aber so, wie fast immer, litte auch bey dieser Rache, der Unschuldige mit dem Schuldigen.

So fand Heinrich sein Land, als er in dasselbe zurück kam. Ob gleich verschiedne Anhänger seinem Muthe Nachdruck geben konten, und ihre Anzahl, bey dem ersten öffentlichen Winke, sich vermehrt haben würde, so ergab er sich doch der stillen Ruhe, in seinem immer sehr geliebten Braunschweig, und führte einige Zeit hindurch mehr ein Privatleben, als ein öffentliches. Er schien mit den Schicksalen zufrieden zu seyn, darüber der Mensch, wie er wohl wuste, nicht Herr ist.

Die

Die Klugheit leitete ihn vorzüglich zu einer angenommenen Zufriedenheit, und machte ihm dieselbe zur Erwartung einer Veränderung seiner Umstände nothwendig. Man hat schon oben gesehn, daß dem Herzoge seine Länder nicht auf immer abgesprochen worden, sondern sein Exil, und die indessen zugelaßne fremde Besitzung seiner Staaten gleichsam die Strafen waren, welche man ihm auferlegte. Friedrich besaß Schlauheit genug, alles, zu seinem Vortheile, unbestimt zu lassen, damit diejenigen Fürsten, welche Theile von des Herzogs Ländern besassen, immer noch in einer Art von Ungewißheit blieben, und dadurch sich desto mehr die Gunst des Kaisers verbindlich zu machen suchen musten; der unwillige Heldenmuth des Herzogs hingegen, für welchen er sich furchte, aufgezogen wurde, und, was er einst, durch den Ausspruch des Kaisers, noch zu erlangen hoffen konte, nicht mit Gewalt der Waffen suchte. Kaum war auch Heinrich in Deutschland angelangt, als er von dem Kaiser die verbindlichsten Tröstungen und Versicherungen empfing, daß man auf eine Abänderung seines Unglücks, so bald die Umstände es erlaubten, denken würde. Daß dieß der Ton der Grossen der Welt sey, womit sie, mitten in der Ungnade, gnädig zu seyn pflegen, wuste der Herzog sehr wohl, allein der Zusammenfluß der Umstände nöthigte ihn hier eben so zu handeln, wie alle diejenigen, die dieses auch wissen, und es dennoch nicht wissen wollen oder dürfen.

Ein jäher Angrif und Gebrauch des kriegrischen Muths würde sehr unzeitig und gefährlich gewesen seyn. Mit den Waffen liessen sich itzo, bey der stärkern Macht der Feinde, und den dadurch nothwendig erregten Zorn

des

des Kaisers, keine wichtige Eroberungen erzwingen. Mehr noch konte man von einem gelegnen künftigen Zeitpuncte hoffen, wenn man ihn ruhig und klug erwartete. Die Vorbereitungen dazu schienen sich zu zeigen: das Ansehn des Kaisers bekam Feinde.

Der Pabst erregte dem Kaiser fast in jedem Vorschlage, in jeder Unternehmung so viel Schwierigkeiten, daß daraus keine gute Vorbedeutung gezogen werden konte. Der Erzbischof von Cöln unterstützte jeden Entwurf und Wunsch des Pabstes in Deutschland mit merklichem Erfolg, und vermehrte täglich die Feinde des Kaisers. Canut, der König von Dännemark, ließ die ihm unterwürfigen Slaven ihre Streifereyen und Feindseligkeiten immer fortsetzen, um dadurch Gelegenheit zu einem offenbaren Kriege zu bekommen. Verschiedne Fürsten unsers Vaterlandes selbst hielten sich von der Härte des Kaisers für beleidiget. An vielen Orten glimten die Funken der Empörungen und des Krieges unter der Furcht verdeckt; nur den Anfang wollte niemand wagen, sondern lauerte auf Anlaß.

Sehr bald entdeckte Friedrich diese seine gefährliche Stellung, und dachte auf Gegenmittel. Er hielt den Herzog Heinrich für die Hauptursache dieser Gefahren, und sein noch nicht gedämpfter Groll gegen denselben wurde durch diese Gedanken noch mehr erbittert. Je furchtbarer dieser Verdacht des Kaisers war, desto mehr sah sich unser Fürst zu einer ruhigen Stille gedrungen, und zu einem Leiden der Grosmuth. Heinrich, der vormals so mächtige, königliche Heinrich, war sehr unglücklich. Aus Furcht, den Kaiser zu beleidigen, wagte es niemand, öffentlich sein Freund zu seyn, und es gab

nieder=

niederträchtige genug, die bey den veränderten Schicksalen ihres Wohlthäters, jede Erkentlichkeit des Dankes vergassen, oder gar mit Undank lohnten.

Einer dieser Undankbaren war der Erzbischof zu Bremen, Hartwich, ein Mann, welcher einer der Vertrauten des Herzogs ehedem gewesen war, und den Weg zu seiner itzigen Höhe, in dessen Diensten, gefunden hatte. So bald Heinrich wiederum nach Deutschland gekommen war, freute er sich ungemein über die Erhöhung seines Freundes, und glaubte in ihm den Dankbaren zu finden. Er bot dem Erzbischofe daher eine Unterredung mit der offendsten Güte an; der Erzbischof aber wollte nicht kommen, und schlug dem Herzoge die gesuchte Unterredung ab. Die Empfindlichkeit des Herzogs darüber muste desto grösser seyn, weil sein ofnes unverstelltes Wesen von dem Laster des niederträchtigen Undanks ganz entfernt war. An andern aber dieses entehrende Laster zu sehen, hatte er nun häufige und traurige Gelegenheiten. Es gehört viel Grosmuth dazu, Verachtung von Leuten zu ertragen, die sonst von unserm Wink abhingen. Der Schmerz, der aus solcher Begegnung entsteht, muß für ein empfindliches, ehrliebendes Herz brennende Marter seyn.

Unter diesen Umständen lebte der Herzog einige Jahre, und, indem er schon eine glückliche Catastrophe erwartet, und sie nahe glaubt, siehe! so übertäubt ein neues Unglück! Die Ursache dazu gab ein neuer Creutzzug, welchen Friedrich, als eine damalige Modethorheit, unternahm. Man könte Friedrichen nicht den Vorwurf machen, eine Thorheit begangen zu haben, da er wieder nach Palästina ein deutsches Heer zum Untergang

gang führt, weil die dringenden Vorstellungen aus dem Orient, und vom Pabste, ihn dazu beynahe zwingen konten; — man könte ihm den Vorwurf der Thorheit nicht machen, wenn er nicht die Schwachheit gehabt hätte, von diesem Feldzuge grosse Vortheile im Oriente sich zu versprechen, und nicht die weitaussehendsten Entwürfe mit Hofnung gebildet hätte, da er doch vorhersehn konte, daß die Eroberungen in jenen Ländern aufs höchste Bälle werden musten, womit das Glück, wie es ihm gefiel, spielte. Genug, Friedrichs Klugheit verleugnete sich hier, und er führte sein Volk und sich selbst zum Tode.

Die Verwirrungen im Oriente, und die siegende, überschwemmende Wuth der Saracenen zeigten lauter Unmöglichkeiten zu überwinden, ehe etwas wichtiges ausgerichtet werden konte. Nach dem Tode Balduins des IV. hatten die Christen, mit blinder Raserey, alles zum völligen Untergange von sich selbst beygetragen. Der Sultan von Damascus hatte das christliche Heer völlig zernichtet, und Palästina erobert. Jerusalem war schon in den Händen der Saracenen; das christliche Königreich, welches 88 Jahr daselbst gestanden hatte, ward im Jahr 1187 ganz zu Grunde gerichtet. Die Ungläubigen waren Meister der christlichen Besitzungen. Die Wuth der Barbaren hatte die Christen beynahe ausgerottet. Man kam in eine neue Welt von Saracenen, wenn man Jerusalem wieder einnehmen wollte. Warum ging nun der Kaiser dahin? — Um das vergoßne Blut der Christen zu rächen, indem er noch neues dazu vergiessen ließ? oder, um neue Eroberungen zu machen, da, wo man das Eroberte nicht behalten konte?

Ehe Friedrich den Feldzug nach dem gelobten Lande antrat, war die Beruhigung Deutschlands und Sicherheit in Absicht der Angelegenheiten der Fürsten nöthig. Die vornehmste Aufmerksamkeit zog Heinrich der Löwe auf sich. Man hatte ihm bisher noch immer zweydeutige Hofnungen zur Wiedererlangung seiner Länder gegeben. Itzo konte man den Held, den man fürchtete, nicht bey zweifelhaften Aussichten lassen, ohne einem offenbaren Krieg, in der Abwesenheit des Kaisers, die Thüren zu öfnen. Friedrichs Zorn, oder vielmehr Groll, Verdacht und Eifersucht erwachten mit lebhafter Munterkeit, und zeigten sich als das, was sie waren, verführende, drückende Leidenschaften. Man foderte den Herzog Heinrich auf den Reichstag zu Goslar, 1188, unter dem Vorwande, seine Streitigkeiten, wegen des Herzogthums Sachsen, mit dem Herzog Bernhard beyzulegen; der wahren Absicht nach aber, ihm neue Ungerechtigkeiten zuzufügen.

Ob gleich Heinrich dieses vorher sehen konte, so nöthigten ihn doch seine itzigen Umstände, wenn er sich nicht noch grössern Gefahren aussetzen wollte, auf dem Reichstage zu Goslar zu erscheinen. Heinrich erscheint zu Goslar. Schon die Stadt selbst, eine alte Feindin, ist Mißvergnügen. Vormals hatte der Herzog mit einem Heere ihr Schrecken eingejagt; itzt komt er ohne allem demjenigen Gefolge, welches die Glücklichen bedient. Er erscheint itzt vor dem Kaiser, als einen furchtbaren Monarchen, dem er nicht widerstehen kan: und der Kaiser, dessen Härte und Grausamkeit sich auch nicht im hohen Alter milderte, zeigt hier alle diejenige Unbilligkeit, welche das Ansehn und die Macht allein aus-

auszuführen fähig ist. Weil man die Streitigkeiten und Forderungen des Herzogs ohnehin nicht befriedigen wollte, so war es leicht, sie als solche zu erklären, bey denen sich voritzt keine vollkomne Endigung finden ließ. — Aber der Kaiser, der nach Palästina gehen will, hält es nicht vor rathsam, einen erzürnten Held in Deutschland zu lassen. Die Härte der Ungerechtigkeit, die Heinrichs Sache zu untersuchen vorgab, schlägt drey Bedingungen, unserm Herzoge, vor. Er soll entweder auf alles, was ihm bisher die Ungerechtigkeit seiner Schicksale entrissen hatte, Verzicht leisten, oder, dem Feldzuge nach Palästina selbst beywohnen, und den Kaiser begleiten, oder, nebst seinem ältesten Prinzen, Heinrich, wiederum auf drey Jahr Deutschland verlassen. Der erste von diesen Vorschlägen war der Ehre des Herzogs, der zweyte seiner Gesundheit und Sicherheit nachtheilig. Er erwehlt also die letzte, unter drey, ihm vorgelegten, Grausamkeiten. Wer solchen Schicksalen, bey solch einem Manne, Mitleid, das aus Bewunderung fließt, versagen kan, der, deucht mir, ist schwerlich irgend eines Mitleids fähig.

Mit Gelassenheit und Ergebung Unrecht ertragen, wenn man sonst gewohnt war, das Schwerdt darwider zu zücken, ist Grosmuth. So wehlte Heinrich, unter drey ihm vorgeschlagenen Bedingungen — Elend.

Der Kaiser hatte unserm Herzoge versprochen, daß er alle seine Länder wiederum erhalten, und in sein voriges Glück wiederum eingesetzt werden sollte, wenn er den Kaiser persönlich nach Jerusalem begleiten wollte. Heinrich entschuldigte sich mit seinem Alter, dessen

Kräfte durch die bisherigen Uebel und Ermattungen völlig verringert waren. Allein, ob er gleich wirklich schon 60 Jahr alt war, so hielt ihn dennoch nicht sowohl seine Schwachheit, sondern die grosmüthige Gesinnung ab, nicht der erste Bediente seines stolzen Feindes in fremden fernen Ländern zu seyn. Allerdings kamen noch eine Zahl von Bewegungsgründen dazu, welche wir aber hier nicht weitläuftig erzehlen dürfen, wenn wir an die ganze Situation gedenken, in welcher sich itzo Heinrich befand; und an seinen Charakter, für welchem es Unmöglichkeit war, zu kriechen und zu schmeicheln. Wenn das Wetter des Unglücks den Held niederwarf, so lief sein gesetzter Geist nicht blindlings in unbezwingliches Verderben, sondern sah starr sein Geschick an, mit Gleichmuth oder Standhaftigkeit. Wenn er aber sich bis zu entehrenden Erniedrigungen herablassen sollte, so verweigerte der hohe Sinn, den er vom Vater geerbt hatte, die Erniedrigung. Einst fiel er dem Kaiser zu Füssen, weil es der Kaiser, ehedem, zuerst gethan hatte, itzo ging er nicht nach Palästina, weil es der Kaiser verlangte, sondern lieber ins Elend. Wenn man glaubt, er habe, bloß der Sicherheit seiner Länder wegen, nicht den Kaiser begleiten wollen, so irrt man, und bedenkt nicht, daß er sie doch meiden muste, und gewiß seinen ältesten Prinz würde haben in Deutschland bleiben lassen dürfen, wenn er selbst nur die Foderung des Kaisers erfüllt, und ihn nachher für seinen Prinz gebeten hätte.

Mit dem Frühling des Jahrs 1189 ging Friedrich, in Begleitung eines dichten, kriegrischen Schwarms, in eine neue Welt von Saracenen, aus welcher er nie wie-

wieder nach Deutschland zurück kommen sollte. Er sah, wie Moses, nicht einmal Canaan, sondern starb plötzlich 1190, zu Seleucien, im siebzigsten Jahr seines Alters. Der ganze Feldzug war, wie leicht zu erachten, fruchtlos: unzehliches Geld war verlohren, und Tausende von Deutschen, um die Thorheit desto trauriger zu machen, waren hingeopfert.

Wie sonderbar aber spielte das Glück mit Heinrich dem Löwen. Der Kaiser, Friedrich, zwingt ihn, Deutschland zu verlassen, und übt die gröste Ungerechtigkeit an ihm aus, weil er in ferne Länder mit Sicherheit ziehen will. Er geht dahin und stirbt, und sieht Deutschland selbst nicht wieder. Heinrich komt bald zurück, und erfährt, daß sein heftigster, mächtigster Feind, der ihn aus seinen Staaten zu gehen nöthigt, selbst nicht von seiner Reise zurück, in seine Staaten, kommen kan. Ehmals hatte Friedrich geglaubt, Heinrich würde von seiner Wallfahrt nach Jerusalem nicht wieder kommen, und hatte sich schon Heinrichs Länder im Voraus zu versichern gesucht. Itzo geht Friedrich selbst dahin, und kehrt nie wieder zurück.

Unser Fürst, Heinrich, war, seinem erzwungnen Versprechen gemäß, mit dem Frühling des Jahrs 1189, als eben Friedrich aus Deutschland, zog, nach England, zu seinem Schwiegervater, dem Könige, abgereiset. Seine edle, vortrefliche Gemahlin, Mathildis, hatte er zu Braunschweig zurück gelassen. Sie, die in der Geschichte unter den Nahmen der Tugendhaften, der Edelmüthigen glänzt, ereilte, indessen, sehr frühzeitig das Ziel der sterblichen Tage. Nach der erhaltnen Nachricht von dem Tode ihres Vaters, des Königs in

Engelland, verzehrte der Gram einer heftigen kindlichen Zärtlichkeit ihr Leben, welches sie am 28 Junius 1189 beschloß, nachdem sie drey und dreyßig Jahre, und also kaum die Blüthe des menschlichen Alters erreicht hatte. Der Religion war sie, nach dem Begriffe ihrer Zeit, ungemein ergeben; und die Wärme der Liebe, mit welcher sie ihren glorreichen, aber zuletzt so unglücklichen Gemahl liebte, trug ohnstreitig, durch den Antheil, den sie an seinen Schicksalen nahm, sehr viel zu ihrem frühzeitigen Tode bey.

Ihr Gemahl kehrte noch in demselbigen Jahre, um Michaelis, aus England in seine Staaten zurück; sein ältester Prinz war voran gegangen. Es ist wahr, er hatte dem Kaiser eine dreyjährige Abwesenheit versprechen müssen; allein dieser hatte ihm sowohl Sicherheit der gegenwärtigen Besitzungen, als auch Hofnung zur Erlangung der verlohrnen Länder gegeben. Kaum war der Herzog hinweg, als man nach Willkühr seine noch übrigen Länder angrif, verwüstete, und ihm zu entreissen suchte. Alle seine Güter waren der Raubsucht der Plünderung bloß gestellt. Man hatte den Vertrag gebrochen, den man ihm angelobt hatte, und dachte an keine Vertheidigung gegen seine Feinde, und Beschützung seiner Länder. Einfältig muste also der Herzog seyn, oder da man zuerst die versprochnen Bedingungen aufhob, ebenfals die seinigen aufheben. Er thats, und sandte seinen ältesten Prinz, Heinrich, eben so unvermuthet nach Deutschland, als er selbst in diesem Lande erschien.

Die Klugheit der Politic wieß itzo gute Gelegenheit, von den verlohrnen Gütern vieles wieder zu erobern.

obern. Friedrich, der Kaiser, war im Oriente, und es war unwahrscheinlich, daß ein Greis von 70 Jahren, bey so weitem angelegtem Plane in jenen Ländern, so bald, oder jemals zurück kehren würde, welches letztere auch geschah. Der Prinz des Kaisers, welcher die Regierung Deutschlands führte, ein rascher, grausamer und herrschsüchtiger Prinz von vier und zwanzig Jahren, erregte sich täglich, durch seine dem Vater unzeitig nachahmende Härte und ehrgeitzige Leidenschaften, immer mehr Feindschaft und Neid; der König von Dännemark, der Schwiegersohn unsers Herzogs, und der König von England, seiner Gemahlin Bruder, ermunterten noch mehr zur werkthätigen Rache gegen die Feinde, und zur schnellen Rückkehr nach Deutschland.

Unter so schmeichelhaften Anlagen, und daher fliessenden guten Aussichten, langte Heinrich in Stade, mit vollkomner Ueberraschung, an. Diese Stadt und Grafschaft, welche vormals dem Herzoge gehörte, war durch die Freygebigkeit des Kaiser Friedrichs von fremden Gütern, dem Erzbischofe von Bremen gegeben. Der damalige Erzbischof Hartwich, welcher durch die vorige undankbare Grobheit gegen den Herzog, seinen Zorn gereitzt zu haben glaubte, gerieth in bange Furcht. Er konte sich itzo nicht, bey der übereilenden Erscheinung des Herzogs, auf die Unterstützung des Kaisers verlassen, und suchte also die Gunst des Herzogs. Ja, seine eignen Umstände nöthigten ihn, nicht bloß die Gunst, sondern auch die Hülfe desselben gegen die Dithmarsen zu suchen, welche von ihm abgefallen waren, und sich der Herrschaft des Bischofs zu Schleswig, unterworfen hatten. Hartwich war nicht fähig, sie wiederum zum Ge-

horsam zu bringen; und da er es durch den Beystand des Herzogs zu seyn glaubte, so empfing er denselben, bey seiner Ankunft, mit freundschaftlicher Höflichkeit. Er merkte aber sehr zeitig, daß Heinrich itzo mehr als dieses verlangen möchte, und, damit er nicht nur das verlangte verlöhre, sondern die Herrschaft über die Dithmarsen dazu, so trat er dem Herzoge das Schloß und die Grafschaft Stade freywillig ab, und errichtete mit ihm ein Bündniß, woraus er Vortheile schöpfen konte. So ward Heinrich, gleich beym ersten Anblick von Deutschland, Herr von einem beträchlichen Theile seiner verlohrnen Staaten.

Wie viel auf einen ersten glücklichen Streich, bey zweifelhafter Erwartung von Dingen ankomme, erfuhr itzt Heinrich der Löwe. So bald er sich der Grafschaft Stade versichert hatte, und über die Elbe gegangen war, erregte das Beyspiel des Erzbischofs von Bremen, viele Nachfolger. Die Umstände des Herzogs begünstigte die Abwesenheit des Graf Adolphs von Hollstein, welcher mit dem Kaiser nach Palästina gegangen war. Die meisten hollsteinischen und stormarrischen Herren befürchteten die Verwüstung ihrer Güter, und ernährten noch das Andenken der vorigen Zeit, da der Herzog ihr Oberherr gewesen war; und so ergaben sie sich demselben. Ihr Schicksal bekam viel Hofnung, da der Herzog bekant machen ließ, daß er alle diejenigen zu belohnen wissen werde, welche itzo durch ihren Beystand seine Entwürfe unterstützen würden. Das ohnehin kriegrische Genie dieses Zeitalters gewann dadurch neue Stärke: wenn Hofnung der Lust schmeichelt, so sind die Wirkungen reissend: in kurzer Zeit

hatte

hatte Heinrich ein zahlreiches Heer beysammen. Er trieb die Besatzungen aus verschiednen festen Oertern, und nöthigte den Statthalter von Hollstein, den Graf Adolph von Daßle, daß er sich, mit seiner Familie nach Lübeck flüchten muste. Ueber dreyßig Schlösser und Befestigungen soll, in diesem ersten Anfalle, der alte kriegrische Heinrich erobert haben. Seine vorigen Freunde, die Grafen von Ratzeburg, Schwerin und Welpe, führten ihm Hülfsvölker zu, welche seine Armee ansehnlich machten, und dem Heldenmuthe Feuer einflößten.

Die Ueberraschung im Kriege macht jedes Heer, das sich ihrer zu bedienen weiß, wenigstens noch einmal so mächtig, als es wirklich ist, und äußert wundervolle Wirkungen. So ward itzt Heinrich angenommen, wo er hinkam, und ward, in weniger Zeit als vier Wochen, Meister von wichtigen, weiten Provinzen seiner vormaligen Herrschaft. Jede Stadt zitterte für den versuchten Krieger, der itzt seine Gerechtsame foderte. Nur die feste und stolze Stadt Bardewick verweigerte ihm Gehorsam. Heinrich, dessen Verdruß über den Aufenthalt, welche diese Verweigerung für seine weitere Unternehmungen machte, und dessen Grimm durch die grobe Art, mit welcher die Verweigerung geschahe, äuserst aufgebracht wurde, entschloß sich empfindlich zu rächen, und schwur im Zorn, die Stadt von Grund aus zu vernichten. Nie kan wohl der Schwur des Zorns pünctlicher, und zugleich schrecklicher in Erfüllung gehn, als hier geschah. Das mächtige Heer des Herzogs, welches aus der Grafschaft Stade, Hollstein, den Ländern der Stormarn und Polaben zu-

sammen gezogen, und von vielen Hülfsvölkern ansehnlich verstärkt war, erstürmte Bardewick mit der heftigsten Wuth, und überließ sich allen den Ausschweifungen, welche Folgen der Stürme sind. Die Einwohner wurden getödtet oder gefangen genommen, die Häuser geplündert, und dann angezündet, alle Wohnungen zerstört, und so die ganze Stadt in Asche und Staub verwandelt. Bardewick gehörte zu den ältesten Städten in Deutschland, und wollte ihr Alterthum noch über die Erbauung Roms hinauf führen. Eine der reichsten und mächtigsten Handelsstädte war sie bey dem Zeitpuncte ihrer Vernichtung. Die Geschichte erzehlt uns, daß sie ihre Waaren nach Magdeburg, Erfurt, Regensburg, in die vornehmsten Städte Deutschlands habe führen lassen. Ihre Grösse und Ansehn war eben auf den höchsten Gipfel gestiegen, da sie, durch Thorheit, Grösse, Ansehn und Daseyn verlohr. Der erzürnte Sieger hatte beschlossen, daß Bardewick in ein Dorf verwandelt, und nie wieder Stadt werden sollte. Eine hohe Strafe wurde denen bestimt, die es wagen würden, die Stadt wieder zu erbauen; und so blieb sie, bis auf itzt, alle Zeiten hindurch ein elender Flecken, den arme, dürftige bewohnen. Von allen Gebäuden der Stadt ließ die Zerstörung nichts, als einige Kirchen stehen, welche der Verzehrung der Zeit überlassen wurden. Noch steht bloß die Domkirche daselbst, über deren Thüre ein eherner Löwe aufgestellt ist, mit der Inschrift: vestigium Leonis: Der Fußtapfen des Löwen.

Wenn man die Art der Beleidigung, welche die Wohlanständigkeit hier zu erzehlen verbietet, mit welcher

die

die hochmüthigen und ganz unsinnigen Einwohner von Bardewick den Herzog entrüsteten, wenn man den Charakter des Herzogs, welcher Beschimpfungen, auch itzt des Beyspiels wegen, mit strengem Ernst ahnden muste, wenn man die rohe uncultivirte Denkungsart des Jahrhunderts, welche sich in den Waffen am meisten verleugnete, wenn man endlich die wilden Völker, aus welchen das Heer des Herzogs bestand, und die Natur der Stürme dazu, in Betrachtung zieht, so bedarf die Härte des Herzogs gegen die Empörer und rasenden Frechen weder Entschuldigung noch Rechtfertigung. Der Zusammenfluß von Umständen erzeugt Handlungen, und, das die Umstände kent, nur das Urtheil ist gerecht.

Es war nöthig, ein fürchterlich Beyspiel des Schreckens zu geben, da die Absicht des Herzogs, verschiednes von den verlohrnen Ländern wieder zu erobern, durch nichts so sehr, als aufhaltende Widerspenstigkeit, vereitelt werden konte. Man muste eilfertig siegen, wenn man viel gewinnen wollte; denn es war leicht vorher zu sehn, daß man bald gegen ansehnliche Heere von Feinden würde kämpfen müssen.

So bald also Bardewick zerstört war, eilte der Herzog, mit seiner Armee, über die Elbe nach Lübeck. Hier genoß er so gleich die Wirkungen der Furcht, die Bardewicks Aschenhaufen erweckt hatte. Lübeck ergab sich dem Sieger freywillig. Die gräfliche hollsteinische Familie und Hofstaat, welche dahin geflüchtet war, erhielt Sicherheit des freyen Abzugs; und Lübeck ward wieder, aus einer kaiserlichen freyen Stadt, was sie ehedem gewesen war, eine Fürstenstadt.

Auch von da eilte Heinrich zu neuen Eroberungen. Er theilte seine Völker; und ging auf Lauenburg zu, indeß sein Feldherr, Walther von Baldensile, das noch einzige Schloß, Siegeberg, welches noch Besatzung vom Grafen von Hollstein hatte, einnehmen sollte. Die Unternehmung des Herzogs begleitete Glück; das feste Schloß Lauenburg ward erobert. Allein seinen Feldherrn begünstigte kein Erfolg. Die Feinde reitzten einen Theil der hollsteinischen und stormarrischen Völker, woraus die Armee Walthers vorzüglich bestand, zum Abfalle. Durch die gewöhnlichen Mitteln bey solchen Fällen verliessen diese Hülfsvölker nach und nach den Feldherrn; worauf einer von den Hollsteinischen Vasallen, Eggon von Sturr, das Schloß Siegeberg entsetzte, und den General des Herzogs gefangen nahm. Unter solchen Umständen endigte sich dieser Feldzug des Jahrs 1189.

Aber der Prinz des Kaisers Friedrich, Heinrich der VI, welcher die Regierung unsers Vaterlandes in der Abwesenheit seines Vaters führte, und schon zu dessen Nachfolger auf dem Throne von Deutschland erwehlt war, gerieth in die seinem Alter und ungestümen Charakter gewöhnliche Hitze, und entbrante im Zorn, daß Heinrich der Löwe aus England, aus seinem Exil zurück gekommen war, und so um sich herum eroberte. Er hielt im Anfange des Novembers dieses Jahrs einen Reichstag zu Goslar, auf welchem er sich mit den versammelten Fürsten berathschlagte, wie man Heinrich den Löwen wieder aus dem Reiche schaffen möchte. Der Plan dazu fand verschiedne Schwierigkeiten, welche man in einer gleich darauf gehaltnen neuen Versam-

lung

lung der Reichsfürsten zu Merseburg beyzulegen suchte. Hier beschloß man einen Feldzug gegen den Herzog, so spät auch schon die Jahrszeit war. Bernhard, der anmassende Besitzer des Herzogthums Sachsen, und zwey geistliche Fürsten, der Erzbischof von Maynz und der Bischof von Hildesheim fachten den Eifer des jungen kaiserlichen Prinzen mit Hitze an, und schon freute man sich, daß man Heinrich dem Löwen seine Flucht recht beschwerlich machen würde, weil der Winter ihn drängen würde. Gleichsam als wenn es nur für ihren Feind Winter seyn sollte! Eben diese rauhe Jahrszeit vereitelte sehr bald den Erfolg ihres Feldzugs. Sie brachen zwar mit einem zahlreichen Heere in die braunschweigischen Staaten ein, aber die Wuth der Krieger schien, gleich im Anfange, mehr verheeren als erobern zu wollen, weil die Absicht der Eroberungen allezeit die Schonung der Länder erfodert.

Der Erzbischof von Maynz wird, von einem gleichzeitigen Schriftsteller und Augenzeugen dieser Vorfälle, als der heftigste Feind unsers Herzogs, und der wildeste Zerstörer seiner Besitzungen geschildert. Ihn hatte Heinrich am wenigsten beleidigt; allein die Ehre, dem jungen Regenten von Deutschland zu gefallen, trieb ihn zu diesen Ausschweifungen. Man bediente sich vorzüglich des Rathes des Erzbischofs; dieser, um der kaiserlichen Hoheit, worauf der Regent so eifersüchtig war, zu schmeicheln, hatte Hofnung gemacht, Heinrich, den Löwen, itzt ganz zu zertrümmern. Man wollte die Hofnung täglich nähren. Daher, wie Gerhard erzehlt, führte der Erzbischof von Maynz, in ganz kriegerischer Kleidung, immer die Plündernden an. Auf ei-

nem

nem feurigen Rosse schwärmte der Geistliche — itzt aber Soldat — mit ermunternder Grausamkeit dem Heere voran. Er folgt dem König von Deutschland nicht, sondern geht zuvor, er stillt nicht seinen Zorn, sondern entflamt ihn. Nicht ein Priester, sagt die Geschichte, sondern ein Räuber scheint er zu seyn. So weit verführte ihn der Wunsch — wie tausend andre Menschen — sich in Ansehn und Gunst, durch Erfüllung und Sättigung fremder Leidenschaften zu setzen.

Man belagerte Braunschweig. Der Prinz Heinrichs des Löwen vertheidigte die Stadt mit Tapferkeit; und hatte seine Besatzung zeitig mit Lebensmittel versorgt. Der Winter, welcher zum Verderben Heinrichs, unsers Herzogs hatte ausschlagen sollen, verhinderte die Belagerer itzo an jedem glücklichen Fortgange, und zwang sie so gar, die Belagerung aufzuheben. Mit äuserstem Verdruß, der aus Schimpf entsprang, ging das feindliche Heer von Braunschweig hinweg, und der wilde Unmuth streute Verwüstungen umher, wo es hinzog. Braunschweig war nun, so lange Heinrich der Löwe sein Herr war, dreymal belagert worden; von zwey Kaisern, Conrad und Friedrich, und eines Kaisers Sohne anitzt, jederzeit von mächtigen Heeren, und jederzeit vergeblich.

Vermuthlich wollten die Feinde, ehe sie selbst den Herzog angriffen, vorher einige feste Plätze zur Sicherheit haben: wenigstens handelten sie so. Allein auch diese Unternehmung war fruchtlos. Man belagerte das feste Schloß Limber bey Hannover umsonst, und muste so, wie von Braunschweig, abziehen. Die Rachsucht zündete, da sie einmal Befriedigung suchte, Han-

nover

nover an, und verwüstete weit und breit, auf dem Rückzuge. In der Drohung, bey einem künftigen Feldzuge des folgenden Jahrs mit stärker Macht wieder zu kommen, milderte man das eigne Mißvergnügen über eine schimpfliche vergebliche Unternehmung: der Prinz des Kaisers ging nach Goslar.

Eine Befriedigung seiner Absicht genoß er wenigstens, da er den Erzbischof von Bremen verjagen ließ, und nach England zu entfliehen nöthigte. Die Gründe, welche wir oben bemerkten, warum der Prälat unsern Herzog geneigt aufnahm, und ihm die Grafschaft Stade abtrat, waren von der besten Politic angegeben worden; und, wenn er ihnen nicht gefolgt wäre, so muste er von der Feindschaft Heinrichs vielen Verlust befürchten. Er wurde ihm von der andern Seiten itzo zugefügt, und konte sich mit dem Troste erheitern, daß er unter zwey Uebeln das geringste erwehlt habe. Bald auch kam er aus England zum Herzoge Heinrich wiederum zurück.

Dieser, unser Held, schien sich in ruhiger Verfassung auf die fernern Angriffe seiner Feinde bereit zu halten, ohne so gleich selbst etwas wichtiges zu unternehmen. Er sandte im May des folgenden Jahres, 1190, einige Völker unter den Befehlen der Grafen von Schwerin und Ratzeburg gegen den Graf von Daßle, welcher die Stadt Lübeck durch Streifereyen beunruhigte; allein nicht Eroberung oder Besiegung einer grossen Macht sollte der Endzweck seyn; bloß die Züchtigung des unruhigen Grafen. Dennoch erfolgte auch diese nicht, weil das Glück den Truppen der herzoglichen Heerführer den Rücken kehrte. Sie wurden geschlagen,

Graf

Graf von Schwerin gefangen, und die Flüchtigen zerstreuten sich. Ich würde diese, dem damaligen Zeitalter gewöhnliche Fehde kaum erzehlt haben, wenn einige Schriftsteller nicht dieselbe als eine Ursache zu dem Vergleiche des Herzogs mit dem Kaiser ansähen, an welcher Ehre sie keinen Antheil hat.

Noch drohten Heinrich dem Löwen schwere Gefahren, welche ihm der Haß seiner Feinde bereitete, als auf einmal von den Umständen, die immer den Menschen mehr regieren, als daß er sie regieren kan, alles verändert wurde. Eben sann man auf neue Rache, da die erweckte Nothwendigkeit der eignen Vertheidigung in andre Länder rief. Man wollte Heinrich den Löwen seiner Besitzungen berauben, und sah sich selbst seiner eignen, in Italien, beraubt.

Der Prinz des Kaisers, Heinrich, trat, nach erhaltner Nachricht von dem Tode seines Vaters, die kaiserliche Regierung unsers Vaterlandes, ohne Schwierigkeit, an, wozu er, schon im fünften Jahr seines Alters, war erwehlt worden. Weit mehr Schwierigkeit aber sah er in der Thronbesteigung von Sicilien vorher. Wilhelm, der König, starb, 1189, im November, ohne Erben. Der Kaiser Heinrich hatte das Recht der Nachfolge in Sicilien durch seine Gemahlin, Constantia, und die Erfüllung dieses Rechtes war ihm durch Huldigung versprochen worden. Dennoch erfuhr er den Tod des Königs und die Thronbesteigung eines andern, des Graf Tancreds, fast zu gleicher Zeit. Tancred war ein desto gefährlicher Nebenbuhler, weil er so wohl vom Pabste, als den Sicilianern selbst, die eine fremde, deutsche Herrschaft haßten, so wie der Pabst sie fürchtete, stark unterstützt

stützt wurde. Das Glück des neuen Königs Tancred gewann schnellen Fortgang: jederman wünschte lieber ihm, einem Nachkommen des Königs Rogerius, als einem deutschen Kaiser die Crone Siciliens. Noch ehe der Kaiser Heinrich nach Italien kommen konte, durfte es niemand mehr wagen, seiner Parthey öffentlich beyzutreten. Die vorangeschickten deutschen Völker hatten sich durch Plünderenen, deren sie bey den Privatkriegen in Deutschland gewohnt worden waren, allenthalben verhaßt gemacht, und alle diejenigen Unbequemlichkeiten, welche der Haß in fremden entfernten Ländern, wo man Krieg führt, erzeugt, zwangen sie so gar zum Rückzuge. Entweder muste der Kaiser Heinrich sehr eilfertig mit einem mächtigen Heere in Italien erscheinen, oder die Crone Siciliens war unwiederbringlich verlohren.

Diese drängende Nothwendigkeit lenkte den sonst so ungestümen Monarchen zu einem Vergleiche mit Heinrich dem Löwen. So lange Deutschland von diesem Helden und seinen Prinzen neue kriegrische Auftritte erwarten muste, konte es der Kaiser nicht ohne die grösten Gefahren wagen, mit der Macht Deutschlands nach Italien zu ziehen. Er wünschte also mit Heftigkeit eine Aussöhnung und Befriedigung Heinrichs des Löwen.

Ebenfals wünschte auch dieser ein und sechzigjährige Held einige Erhohlung und Ruhe. Seine Vorsichtigkeit sah die Unmöglichkeit ein, alle verlohrne Länder, mit den Waffen, sich itzt von neuen zu unterwerfen. Hoffen aber konte er, vielleicht durch den Nachdruck des kaiserlichen Ansehns, wo nicht alles, doch vieles

les wiederum zu erlangen. In dieser Absicht wandte er sich an die Erzbischöfe von Maynz und Cöln, deren Einfluß auf das Gemüth des Kaisers er kante. Da also beyde Fürsten, Kaiser und Herzog sich nach einem Vergleiche sehnten, so war er leicht zu treffen. Man bemühte sich, auf dem Reichstage zu Fulda, den streitigen Verwirrungen ein Ende zu setzen.

Die Standhaftigkeit und die gesetzte Strengigkeit Heinrichs verleugnete sich auch hier nicht. Noch immer konte sie, auch nach den Gesetzen des Landes alle vorige Besitzungen verlangen: Nur war itzt die vollkomne Uebergabe derselben nicht möglich, da die Fürsten, welche sich in Heinrichs Güter getheilt hatten, bey so zweifelhaften Umständen des Kaisers, zur Abtretung von Reichthümern, welche nur die äuserste Gefahr abzwingt, sich nicht willig finden lassen konten. Um den Gerechtsamen aber und den Ansprüchen des Muths nichts zu vergeben, handelte Heinrich hier so, wie ihn die Maasregeln der Klugheit leiteten, und ließ sich die Versicherung der Hofnung geben, daß er aller verlohrnen Güter und Ehre theilhaftig werden solle. Auf diesen Grund wurden die übrigen Bedingungen gebaut, bey welchen insgesamt der weise Herzog seinen Nachkommen nichts vergab, sondern bloß den Umständen wich, wie es die Aussichten für seine Prinzen erfoderte.

Der Herzog versprach, zum Unterpfande der Ruhe, während der Abwesenheit des Kaisers, und um dessen Gunst zu geniessen, seine zwey Prinzen, Heinrich und Lotharius, zu Geisseln zu geben, die Mauern von Braunschweig an vier Orten niederreissen, das Schloß

lauen-

Lauenburg schleifen zu lassen, die Hälfte von Lübeck dem Graf von Hollstein, nebst seinem ganzen, ihm entrißnen Lande, wieder zu geben.

Die letztern dieser Bedingungen erfüllte der Herzog nicht. Warum sollte er es? Gefährliche, verderbliche Bedingungen zuerst erfüllen ehe die gegenseitigen, welche das Gleichgewicht halten, oder noch höhere Vortheile erzeugen, in ihre Erfüllung gebracht worden, sich selbst demüthigen, ehe der Stolz der Feinde nachgibt, und ein schon geschwächtes Glück noch mehr schwächen, welcher Kluge handelt so? Heinrich erhob sich über alle gerechte Vorwürfe, da er denjenigen Punct des Vergleichs erfüllte, der für die Sicherheit des Kaisers der wichtigste, und für seine Grosmuth der edelste war. Die beyden Prinzen des Herzogs stellten sich, als Geisseln, bey dem Kaiser ein; der jüngere, Lotharius, starb schon zu Augsburg: Heinrich, der ältere, begleitete den Kaiser, nebst funfzig Rittern, nach Italien, wohin, im November dieses Jahrs 1190, der Kaiser, mit einem ansehnlichem Heere, abging.

Indessen theilte der Herzog, welcher sich meistentheils zu Braunschweig aufhielt, seine Aufmerksamkeit unter der Sorgfalt seiner noch übrigen Provinzen, und der Scharfsicht in den Zusammenhang der öffentlichen Weltverkettungen, um keine Gelegenheit zur Wiedererlangung der verlohrnen Staaten zu verabsäumen.

Eben diese Maasregeln, welchen sein Prinz Heinrich, der den Kaiser in Italien begleitete, auch folgte, erweckten nachher neue mißvergnügende Vorfälle. Der Prinz, der seines grossen Vaters würdig zu seyn sich bestrebte, zeigte Tapferkeit für den Kaiser, und Zärtlich-

keit für den Vater, im gleichen Glanze. Aufmerksam auf alles, was die Schicksale seines Hauses, und das Alter seines Vaters erheitern konte, gewann er zeitig die Gunst des neuen Pabsts, Coelestin des dritten, eines verschlagnen und sonst höchsteigennützigen Greises von fünf und achtzig Jahren, welcher sich einer Verwandschaft mit Heinrich dem Löwen rühmte, die von dem Marggraf Azo her ihren Ursprung nahm. Diese Verwandschaft nutzte der Prinz mit seiner Klugheit so sehr, daß der Kaiser, der am zweyten Osterfeyertage 1191 vom Pabst zum Kaiser, nach den damals gewöhnlichen Ceremonien, gecrönt wurde, nicht eher die Crone empfing, bis er, unter andern Bedingungen, auch versprochen hatte, „dem Herzoge Heinrich dem Löwen alle seine geraubten Provinzen wiederum zu verschaffen, und ihm seinen völligen ersten Glanz und Macht wieder zu geben.„

So geneigt sich der Kaiser zu diesem Versprechen finden ließ, so starken Verdruß erregte dennoch diese unangenehme Erzwingung in der stolzen, herrschsüchtigen Seele des Kaisers. Der Verdruß floß bald in einige Ausbrüche über, wodurch Prinz Heinrich von dem Kaiser ganz abgeneigt wurde. Er fochte zu seiner Seite, und legte allenthalben Proben des Eifers für den Monarchen ab, von dem er das Glück seines Vaters erwartete. So bald aber die Hofnung, die von der Gunst abhängen muß, nur irgendswo andre Aussichten für sich erblickt, die von der Gunst unabhängig sind, so ergreift sie die letzten gewiß, und verläßt die Ungewißheit, die die bloße Gunst zeigt. Je mehr Muth, je weniger schleicht man nach Gunst; je mehr Foderungen der Gerechtigkeit

rechtigkeit da sind, je mehr sucht der Muth sie zu nutzen. Der muntre Prinz hielt es itzt eben nicht mehr für so nöthig, durch kriechende Demuth die Gnade eines Kaisers für seinen Vater und sich zu suchen, da viele angenehmere Reitzungen dem Glücke seines Hauses Bahn zu machen schienen.

Der Kaiser eroberte zwar einige feste Plätze in Apulien, aber sein Gegner Tancred spielte dennoch den Meister, und der allgemeine Haß der Italiener, den die grausamste Härte des trotzigen Kaisers noch immer mehr entrüstete, schien einem siegreichen Erfolge unüberwindliche Hindernisse entgegen zu stellen. Der Pabst, höchst eifersüchtig auf jede neue Vermehrung der kaiserlichen Macht in Italien flößte dem Prinz Heinrch immer mehr Abneigung gegen den Kaiser ein. Der, der den Thron von Sicilien bestiegen hatte, ein unternehmender Fürst, und dem das Glück mit allen seinen Liebkosungen schmeichelte, Tancred trachtete begierig nach der Freundschaft des Prinz Heinrichs. Tancred hofte dadurch den Kaiser, wenn er das Gvelphische Haus empören könte, nach Deutschland zu treiben, und seiner Crone sich desto mehr zu versichern. Heinrich hofte, durch Verbindung mit Tancred, seinem Hause die schönsten Vortheile zu verschaffen, und den Kaiser zur Erfüllung aller Gerechtsame zu treiben. So legte das beyderseitige Interesse den Grund zu einem Bündnisse. Heinrich der Löwe, der den Kaiser als seinen offenbaren Feind kante, nahm die Gelegenheit zu neuen Planen mit Fröhlichkeit an, und sein Haus und Tancred, der König von Sicilien, errichteten ein geheimes Bündniß, oder suchten es wenigstens unter guten Bedingungen

zu errichten. Unter diesen Umständen fand sich noch die Pest bey der Armee des Kaisers ein, als er eben Neapel auf das heftigste bestürmte, und verdünnte die Soldaten täglich. Verschiedne fürstliche Personen waren schon eine Beute der Seuche geworden, der Erzbischof von Cöln Philipp, derjenige, welcher ehedem zuerst den Herzog Heinrich angegriffen hatte, der Herzog von Böhmen, der Marggraf von Mähren. Aus Furcht, diese im Tode zu begleiten, wozu, nach zweyer Scribenten Nachricht, noch die Furcht für die listigen Nachstellungen des Kaisers gekommen seyn soll, begab sich der Prinz Heinrichs des Löwen, insgeheim von der Armee des Kaisers hinweg, und entwich in die Stadt Neapel, oder wie andre erzehlen, nach Rom.

Die Nachrichten der Schriftsteller sind bey dieser Begebenheit widersprechend. Einige erzehlen, daß Prinz Heinrich, noch vor der Belagerung von Neapel, den Kaiser heimlich verlassen habe, andre behaupten das Gegentheil. Auch in Erzehlung der Mittel, durch welche der Prinz zu seinem Vater gekommen sey, stimmen die Geschichtschreiber nicht überein. Uns und dem Leser müssen diese Widersprüche, welche nicht den geringsten Einfluß auf die Schicksale unsers Helden haben, sehr gleichgültig seyn. Einstimmig benachrichtigen uns die Schriftsteller, daß der entwichne Prinz mit der grösten Gefahr des Lebens entkommen sey, daß der Kaiser auf ihn an verschiednen Orten habe lauern lassen, und daß er durch dessen Verlassung äuserst entrüstet worden sey, da der vom Vater dem Prinzen eingepflanzte Heldenmuth mit bewunderter Tapferkeit und dem wirksamsten Erfolge bisher gestritten, und den Fein-

den

den furchtbar gewesen war. Dieser Lobspruch der Zeitgenossen trägt um so viel weniger das Gepräge der Schmeicheley, da die Thaten dieses Prinzen in der Folge der Zeit seinen Ruhm in Palästina so sehr verherrlichten.

Unvermuthet erschien der Prinz bey seinem Vater, Heinrich dem Löwen, in Braunschweig. Freude über die glückliche Ankunft, und Rettung aus den Italienischen Gefahren, zugleich Furcht für den Zorn des erzürnten grausamen Kaisers mischten sich unter einander. Wirklich entbrante der Grim des Kaisers auch bis zum Entschlusse, das Gvelphische Haus ganz zu vertilgen; da doch die Vorsicht beschlossen hatte, daß in weniger als achtzig Jahren das Haus des Kaisers mit Schimpf untergehn, Heinrichs des Löwen Haus hingegen die Reihen der Jahrhunderte hindurch in ruhmreichem Glanze blühen sollte.

Umsonst suchte man die unbiegsame Härte des Kaisers zu besänftigen. Er hatte seine Gemahlin Constantia, diejenige eben, auf welche alle Ansprüche auf Sicilien beruhten, in den Händen der Feinde lassen müssen, die sie gefangen genommen hatten. Heinrich der Löwe erbot sich, diese kostbare Beute den Feinden zu entreissen, und sie von der Gefangenschaft befreyt dem Kaiser zu überliefern; aber der kaiserliche Wüterich wollte von keinem Vergleiche hören; und wenn die Macht seinen Ungestüm itzt hätte unterstützen können, und nicht auf andre Gestände wäre gelenkt worden, so würde die Wohlfahrt unsers Herzogs vielleicht nun völlig gescheitert seyn. Es war das Schicksal Heinrichs des Löwen, sein Leben lauter sonderbaren Revolutionen ausgesetzt zu

sehn, und, wenn ich so sagen darf, immer abwechselnd die Ebbe und Fluth des Glücks zu erfahren. Zwar empfinden sie die meisten der Sterblichen, allein das Sonderbare der Erscheinungen zeichnet die Merkwürdigkeiten der Leben der Menschen aus.

Unter den lachendsten Blicken der Zukunft bey dem Bündnisse mit dem König Tancred, der nicht allein selbst mächtig war, sondern auch mächtige Hülfe erhielt, und die der König von Engelland, der Schwager Heinrichs des Löwen zugleich unterstützte, zog sich das Ungewitter grösstentheils auf unsern Fürst. Unter der Furcht für die kommenden Vorfälle ließ die Härte des Schicksals wiederum nach.

Gleich nach der Rückkunft des Kaisers hatte Heinrich das Mißvergnügen, die Provinzen seines Onkels, des Herzogs Welf, nunmehr, 1192, in dem Besitze desjenigen Hauses zu sehen, welches durch die ungerechte Entreissung dieser Erbschaft den ersten Stof der nachherigen Feindschaft gewirkt hatte, und ihn itzt auf das heftigste verfolgte. Der Kaiser Heinrich nahm von den Ländern und Gütern des Herzogs Welf Besitz, indem er eben nach der völligen Vernichtung desjenigen durstete, welchem sein Vater, mit List, diese Erbschaft geraubt hatte. Herzog Heinrich empfand die Bitterkeit seines Schicksals desto lebhafter, da er sah, daß die Ungerechtigkeit sich nicht mit diesem neuen Raube sättigen konte, sondern auch nach dem völligen Untergange seiner Wohlfahrt strebte.

Den Unmuth des Herzogs vermehrten Empörer in seinem eignen Lande, und mit ihnen verbundne, benachbarte Fürsten. Sie breiteten öffentlich aus, daß

sie

sie auf Befehl des Kaisers den Herzog angriffen, und vom Kaiser selbst bald Hülfe erhalten würden. Angefeuert von ihm waren sie wenigstens, und wusten, daß sie seine Rachsucht vergnügten, wenn sie den Herzog die empfindlichsten Streiche spielen konten. Dietrich, der Bischof von Halberstadt, Berno, der Bischof von Hildesheim, Wittekind der Abt von Corvey, und eine gute Anzahl vom hohen Adel des Landes selbst, worunter der Inhaber von Wolfenbüttel der vornehmste war, weil ihn der Herzog wegen einiger Vergehungen vormals zur Rechenschaft gezogen hatte, brachen mit einem zahlreichen Heere in Heinrichs Land ein, und säeten nach der Gewohnheit dieser Zeiten, allenthalben Verwüstung um sich her.

Nicht diese Fehden selbst, welche ohne alle Wichtigkeit auf das Ganze sind, sondern die Wirkungen, welche sie auf das Gemüth des ehrwürdigen alten Helden haben musten, verdienen hier die Aufmerksamkeit des Biographen. Heinrich, aus weiten, königlichen Staaten, in ein kleines Gebiet eingeschränkt, sieht sich itzt, im Alter, welches seiner ernsten Denkungsart noch dunklere Farben der Vorstellung geben muste, auch in diesem eingeschränkten Bezirk, nicht der ruhigen Besitzung theilhaftig, er wird in Kriege gegen seine eigne Unterthanen verwickelt, und die aufrührerischen werden von benachbarten Fürsten, und der Gunst des Kaisers selbst, unterstützt. Wie kan er, bey solchen Umständen, hoffen, jemals mit der Ungerechtigkeit seiner Schicksale ausgesöhnt zu werden, und seine geraubten Länder wieder zu erlangen? Diese eben so gewissen, als traurigen Aussichten, verursachten nun, da kein ander Mittel

der Ruhe möglich war, einen Wunsch nach jeder Gelegenheit, den ungerechten, aber unbezwinglichen Kaiser zu besänftigen. Er muste der Macht der Gewaltthätigkeit, der der Heldenmuth allein nicht widerstehen kan, so wie viele grosse Männer der Welt, weichen.

Die kriegenden Rebellen erfuhren indessen dennoch seine Strafe. Er sandte unter den Befehlen seines Prinzen Heinrichs einige Völker gegen sie, welche sie zu paaren trieben, und Wolfenbüttel nach einer viertägigen Belagerung eroberten.

Indessen kam der Graf von Hollstein, Adolph, nach der erhaltnen Nachricht, daß Heinrich der Löwe sich seines Landes bemächtiget hätte, eilfertig 1192 nach Deutschland zurück. Hier begab er sich zuerst zum Kaiser, und bat ihm um Hülfe gegen den Herzog Heinrich, um sein Land desto geschwinder wieder zu erobern. Der Kaiser versprach ihm Hülfe, und ermunterte ihn. Adolph fand inzwischen die grösten Schwierigkeiten, um nach Hollstein kommen zu können, weil der Herzog Heinrich die vornehmsten Plätze an der Elbe inne hatte. Er begab sich also zum Herzog Bernhard, und dem Marggraf von Brandenburg Otto, welche beyde ihn mit einem ansehnlichen Heere nach Ertheneburg führten. Hier kam ihm der Graf von Daßle mit vielen Hollsteinern und Stormarn entgegen, und auch der junge Graf von Ratzeburg, ein Vasall des Herzogs, welchem dieser doch die grösten Wohlthaten erzeigt hatte; allein im Unglücke der Wohlthäter denken nur edle Seelen an das genoßne. Der Vater des jungen Grafen von Ratzeburg dachte so edel, und kam selbst

zum

zum Herzog Heinrich nach Braunschweig, wo er einige Zeit-blieb, aber bald hernach starb.

Adolph setzte seine Armee in Wirksamkeit. Das Glück begleitete, wie gewöhnlich, die starke Macht, und Adolph ward Meister von seinem Lande. Er belagerte hierauf Lübeck, wo er einigen Widerstand fand, aber dennoch bald die Besatzung des Herzogs zur Uebergabe nöthigte. Da die Völker Heinrichs, unter der Anführung seines ältesten Prinzen, nicht stark genug waren, so musten sie eine Schlacht vermeiden, und konten den Graf Adolph in seinen Eroberungen nicht hindern. Sie belagerten selbst einige Schlösser, aber vergeblich. Hingegen ergab sich Stade an den Graf Adolph freywillig. Lauenburg wurde von dem Herzoge von Sachsen, Bernhard, belagert, aber von Heinrichs Truppen entsetzet.

Zu eben der Zeit erhielt unser Herzog zwey neue Hofnungen sein Schicksal zu mildern, welche dennoch bald wieder verschwunden, weil man die Ausführung verzögerte. Waldemar der Bischof von Schleswig, ein Sohn des ehedem erschlagnen Königs von Dännemark, suchte den Thron dieses Landes mit den Waffen sich zu verschaffen, und hatte unter andern verbundnen Fürsten auch den Graf Adolph von Hollstein auf seine Seite gezogen. Da der Bischof aber, so wie er verdiente, gefangen wurde, und sich der König von Dännemark an seinem Bundsgenossen, dem Graf Adolph rächen wollte, auch wirklich mit einem Heere in dessen Land brach, so konte unser Herzog Heinrich davon viele Vortheile erwarten. Der Graf aber kam dieser Hofnung durch Demüthigung für den König von Dännemark

zuvor, und erkaufte sich den Frieden. Es scheint nicht, als wenn auch Heinrich der Löwe diese Hofnung sehr zuversichtlich gehabt, sondern vielmehr von einer andern Seite her Unterstützung erwartet hätte.

Streitigkeiten wegen der Bischofswahl zu Lüttich, die in eben diesem Jahre 1192 sich ereigneten, erweckten eine neue Hofnung. Der von einigen Domherrn erwehlte, und von dem Kaiser abgesetzte Bischof Albrecht, ein Bruder des Herzogs von Braband, war nach Rom gegangen, und hatte daselbst vom Pabste sich aufs neue im Bißthume bestätigen lassen. Als er aber schon auf der Rückreise vom Erzbischofe zu Rheims geweiht worden, und im Begrif war, nach Lüttich zu gehn, wurde er von Meuchelmördern getödtet. Der Kaiser kam in Verdacht, an diesem Morde einigen Antheil zu haben, und reitzte dadurch den Abscheu verschiedner Fürsten. Es verbanden sich so gar nunmehr wieder ihn die Herzoge von Brabant und Limburg, der Erzbischof von Cöln, und viele andre Fürsten. Diesem Bündniß trat Heinrich der Löwe selbst auch bey, und es konte von fruchtbaren Folgen seyn, wenn nicht der Kaiser einiger maassen den frühen Ausbruch der ersten Hitze zu hindern gewust hätte, indem er die Meuchelmörder des Bischofs aus dem Reiche jagte, und dem Herzoge von Braband die Erlaubniß gab, selbst, mit Zuziehung des Domkapitels zu Lüttich, einen neuen Bischof daselbst zu wehlen.

Indessen trug sich eine andre sonderbare Begebenheit zu, welche auf unsern Herzog Einfluß hatte. Sein Schwager, der König von England, Richard, hatte das Unglück, daß er, auf seiner Rückreise aus Pa-

läſtina, bey Wien, in der verſtellten Kleidung erkant, und von dem Herzoge Leopold gefangen genommen wurde. Leopold gab vor, von dem Könige, im Oriente, nach der Eroberung von Ptolemais, empfindlich beleidigt worden zu ſeyn. So ſehr ſich itzt auch der gefangne König wegen der Beſchuldigungen zu rechtfertigen ſuchte, ſo wenig achtete man darauf. Als der Kaiſer die Gefangenſchaft des Königs Richard erfuhr, ſo verlangte ſeine Härte die Auslieferung des Königs an ihm, welche auch, nach vorher abgeredtem Vergleiche, erfolgte. Allerdings iſt die Gefangennehmung eines durchreiſenden Königs für uns itzo eine ſeltſame Sache; noch mehr iſt es die Auslieferung an den Kaiſer. Allein das damalige rauhe Seculum verwunderte ſich weniger darüber, als es unſer itziges verfeinertes thun würde, und dann, was fragt der freche Eigennutz nach dem Vorwurfe der Seltſamkeit? Der Kaiſer bedurfte zu ſeinem bevorſtehenden Kriege in Sicilien Geld, welches ein gefangner König, um befreyt zu ſeyn, geben muſte. Zugleich ſollte der König für ſeinen Schwager, unſern Herzog Heinrich, verſchiedne Bedingungen verſprechen, unter denen der völlige Verzicht auf die Mathildiniſchen und Welphiſchen Erbgüter geweſen ſeyn ſoll. Man ſuchte den König auch noch auf vielfache Art zur Einſtimmung des Untergangs ſeines Schwagers, des Herzogs Heinrichs zu bewegen. Dieſe vorgelegte und andre Bedingungen verweigerte aber die Grosmuth Richards mit vieler Standhaftigkeit. Der dadurch in ſeinen ungerechten Hofnungen betrogne Kaiſer verzögerte die Loslaſſung Richards auf das längſte. Umſonſt brachte die Gemahlin des Königs hundert tau-

send Mark Silbers, und vielleicht hätte man, wegen der grossen Anerbietungen des Königs von Frankreichs, der in Richards Abwesenheit von seinen Besitzungen in Frankreich, was er konte, hinweg nahm, noch längere Verzögerung gemacht, wenn die Fürsten unsers Vaterlandes nicht Vorstellungen mit Drohungen verbunden hätten, um endlich den grossen Gefangnen frey zu lassen. Nachdem Richard vom Palmsonntage 1193 bis im Anfang des Februar 1194 in der kaiserlichen Gefangenschaft gewesen war, erhielt er endlich seine Freyheit.

Er hatte an statt den Foderungen Gehör zu geben, noch während der Gefangenschaft, vielmehr für den verfolgten Heinrich beym Kaiser verschiedne mal Fürsprache gethan, und einige Scribenten erzehlen, daß der Kaiser versprochen habe, dem Herzoge in einer vollkomnen Aussöhnung, Hollstein, die Stormarn, Wagrien, und die Slavischen Provinzen insgesamt, völlig zu überlassen. Wenigstens sandte unser Herzog, auf die gegebne Versicherung einer Aussöhnung und verschiedner angebotner Vortheile seinen ältesten Prinz an den Kaiser. Allein der Prinz konte, ohnerachtet seines beständigen Anhaltens, die Erfüllung der kaiserlichen Versprechungen nicht erhalten, und begab sich von dem Kaiser unverrichteter Sache hinweg.

Itzt führte der Prinz einen glücklichen Streich aus, der endlich den Grund zur Ruhe legte, oder wenigstens sehr viel dazu beytrug. Eine fürstliche Schöne gab dazu Anlaß. Noch zu der Zeit, da Heinrich der Löwe des Kaisers Friedrichs Liebling war, hatte ihm Friedrich seines Stiefbruders, des Pfalzgrafens am Rhein Conrads einzige Prinzeßin Agnes, zur Gemahlin für seinen

älte-

ältesten Prinz versprochen. Die nachher entstandnen Revolutionen hinderten die Erfüllung dieser Zusage, welche, wie man erzehlt, so gar eidlich geschehen seyn soll. Um diese Zeit, als noch der König von England in des Kaisers Gefangenschaft war, und der König von Frankreich seine Verbindung mit dem Kaiser so fest als möglich zu machen trachtete, hielt Philipp der König von Frankreich um die Prinzeßin Agnes beym Kaiser an. Dieser versprach ihm auch die gesuchte. Ihr Vater, der Pfalzgraf Conrad willigte ebenfals in diese Vermählung, und sie schien schon sehr nahe zu seyn, als sie plötzlich vereitelt wurde.

So wohl die Braut, als ihre Mutter haßten die Verbindung mit dem Könige in Frankreich. Besonders hatte die Prinzeßin Agnes die gröste Abneigung für den König, und die gröste Ergebenheit und Liebe für den tapfern, wohlgebildeten, ruhmvollen Sohn Heinrichs des Löwen. Eben befand sich der Pfalzgraf an dem Hofe des Kaisers, als der Prinz Heinrich, der Sohn Heinrichs des Löwen den Kaiser voll Unmuth über das fruchtlose Anhalten für einen Vergleich mit seinem Vater, verließ. Der Unmuth wurde auf eine sehr angenehme Art gemildert, als er von den Prinzeßinnen an den Hof des Pfalzgrafen eingeladen wurde, um daselbst insgeheim eine Geliebte zu finden. Der Prinz reißte, mit der grösten Gefahr, die ein Liebhaber niemals scheut, und gemeiniglich überwindet, an den bestimten Ort, wo er glücklich in der Abenddämmerung ankam. Die wechselseitige Freude wetteifert, und die Absichten werden schnell erfüllt. Der Prinz Heinrich, der eine Geliebte, und eine wohlwollende Mutter findet, läßt sich

noch,

noch, diesen Abend, in der Stille, mit seiner Braut, von einem getreuen Priester einsegnen und wird Gemahl der Agnes. Sie war die einzige Erbin der Länder ihres Vaters.

Ohnstreitig war diesem das Geheimniß so wohl, als Heinrich dem Löwen bewußt, allein die Politik erfoderte Verstellung. Gleich nach der Vermählung wurde der Pfalzgraf Conrad vom Kaiser zu seiner Gemahlin gerufen, und er billigte froh ihre List, weil er deren Ausführung schon gewünscht hatte, ob er gleich gegen den Kaiser die Verbindung mit dem Könige in Frankreich als wünschenswürdig vorzugeben verstanden hatte. Man kan nicht sagen, daß Conrad bey der Vermählung seiner Tochter mit dem Prinz Heinrich Staatsinteresse gehabt hätte. Er wollte bloß die Neigung seiner Tochter nicht zwingen, sondern sie glücklich, und also lieber mit einem geliebten, als einem Könige vermählt sehn.

Conrad begab sich nunmehr selbst zum Kaiser, um ihm die Nachricht von dem Streiche zu überbringen, welchen seine Gemahlin und Tochter ihm gespielt hatten. Der Kaiser entrüstete sich mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit, welche durchaus die Aufhebung dieser Vermählung verlangte, wodurch die ansehnlichen pfälzischen Länder an das gvelphische, ihm verhaßte, Haus kamen, und der König von Frankreich sich nothwendig beleidigt finden muste. Allein, das geschehne war nicht zu ändern, und die Vermählung der Prinzeßin Agnes konte nicht ohne Beschimpfung ihres ganzen Hauses, und des Kaisers selbst, als des nächsten Verwandten, getrent werden. Conrad bewog endlich durch wieder-

hohlte

hohlte Bitten und Vorstellungen, seinen Vetter, den Kaiser, zur Genehmigung dieser so klug angelegten und glücklich vollbrachten Vermählung.

Von einer Gunst lenkte der Pfalzgraf Conrad, welcher über das sonst so ungestüme Gemüth des Kaisers viel vermochte, denselben auch zur andern. Gemeiniglich pflegen Personen von hitzigen wilden Temperamente sich vorzüglich von einem oder zwey Lieblingen, auf eine besondre Art regieren und lenken zu lassen. Auser dieser Springfeder trieb noch eine andre, die Sorge für Kriege in Sicilien, den Kaiser zum Wunsche einer völligen Ruhe in Deutschland, und also auch zur Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen.

Der König von Sicilien Tancred, welcher sich dieses Reichs bemächtiget hatte, starb im Februar des Jahrs 1194, nachdem sein ältester Prinz, Rogerius, schon vorher gestorben war. Der Kaiser muste also nothwendig nach Sicilien, ehe ein neuer Usurpator etwa aufstand. Seine daselbst zurückgelaßne Armee war nicht fähig, die Absichten auf den nunmehr erledigten Thron mit gehörigem Nachdruck auszuführen. Der Gewinn einer Crone war wichtiger als die Stillung der Rache gegen unsern Herzog, welcher aber dennoch in der Abwesenheit des Kaisers, wenn kein völliger Friede gestiftet wurde, Gefahren der Unruhe drohte. Durch diese Bewegungsgründe geleitet, gab der Kaiser den Vorstellungen seines Vetters Conrads Gehör, und machte ihm die sichersten Hofnungen, sich völlig mit Heinrich dem Löwen auszusöhnen.

Der Pfalzgraf Conrad reisete selbst zu dem alten ehrwürdigen Herzoge nach Braunschweig. Er zeigte

ihm

ihm die unverstellte Willfährigkeit des Kaisers zu einem vollkomnen Vergleiche, und beredte ihn, selbst persönlich den Kaiser zu sprechen, von dem er verschiedne Vortheile vorläufig anbieten konte. Zwar traute der Herzog der ungerechten Gemüthsart des Kaisers nicht völlig; um aber nicht neue Gelegenheit des Zorns zu geben, willigte er endlich in eine persönliche Zusammenkunft. Sie wurde zu Salfeld bestimt. Auf der Reise dahin aber hatte der Herzog den Unfall, vom Pferde zu stürzen, und konte, wegen Unpäßlichkeit nicht an dem bestimten Ort erscheinen. Es kostete Mühe den aus Stolz argwöhnischen Kaiser zu überreden, daß die Unpäßlichkeit des Herzogs nicht erdichtet sey. Man bestimte hierauf einen zweyten Ort der Zusammenkunft zu Dullethe bey Kelbra im Schwarzburgischen.

Hier wurde nun endlich zwischen dem Kaiser und Herzog, in Gegenwart vieler Fürsten Deutschlands, ein Vergleich und vollkomne Aussöhnung zu Stande gebracht. Die meisten Geschichtschreiber erzehlen uns, daß der Kaiser dem Herzoge sehr vortheilhafte Versprechungen gegeben habe; nur bestimmen sie dieselben nicht. Daß Heinrich der Löwe auf seine verlohrne Herzogthümer Verzicht geleistet habe, findet man nirgends. Es ist dieses auch von einem klugen Fürsten, welcher wenigstens seinen Prinzen nicht Gerechtsame vergeben konte, zu deren Ausführung künftige Gelegenheiten sich darbieten konten, keinesweges wahrscheinlich. Wenn man die schwankenden Ausdrücke der gleichzeitigen Schriftsteller mit dem Zusammenfluß der Umstände verbindet, und darnach urtheilt, so scheint der Vergleich zu Dullethe, von der Seite des Kaisers bloß die Sicherheit sei-

seines bevorstehenden Italienischen Feldzuges, und von der Seite des Herzogs die Ruhe des matten Alters, wornach der Held sich sehnte, zum Grunde zu haben. Indessen gab der älteste Prinz Heinrichs so gleich selbst das Unterpfand der Sicherheit, und begleitete den Kaiser auf seinem Feldzug nach Italien, wohin sich derselbe, mit einem zahlreichen Heere noch im Sommer dieses Jahrs, 1194, begab.

Heinrich der Löwe genoß nunmehr die Ruhe in Braunschweig. Er liebte diese Stadt besonders, und verschönerte sie mit freygebiger Sorgfalt. Sie hat ihre itzige Grösse dieser Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu danken, indem der Herzog den so genanten Hagen mit der Stadt verband. Er erbaute auch die Stiftskirche St. Blasius von neuem, richtete das Capitel daselbst völlig ein, und gab den Canonicis verschiedne Freyheiten und Vorzüge. Wir könten noch einige Seiten wenigstens mit Erzehlungen von aufgerichteten Gebäuden, verbesserten und verschönerten Kirchen, und andern Einrichtungen des Herzogs, mit Bequemlichkeit füllen; aber wir würden dadurch weder das Lob des ruhmvollen Fürsten vermehren, noch das Interesse des Lesers unterhalten, noch die Pflichten der Biographie beobachten.

Merkwürdiger war die Neigung, welche Heinrich der Löwe, vorzüglich in der letztern Zeit seines Lebens, der Geschichte gönnte. Schon von den Beschwerlichkeiten fünf und sechzig schicksalreicher Jahre abgemattet und entkräftet, suchte er in dem Lesen der alten Chronicken Erhohlung. Man muste auf seinen Befehl alle alte Chronicken aufsuchen, und von neuem abschreiben. Dieses wäre nun freylich noch kein Lob,

welches über das Gemeine sich erhübe. Aber Heinrich ging so weit in seiner Liebe zur Geschichte, daß er alle diese Chronicken der Vorwelt, welche man nur finden konte, sich selbst vorlesen ließ, und oft ganze schlaflose Nächte in dieser angenehmen Unterhaltung zubrachte. So ward dieser in seinem Jahrhunderte über alle Zeitgenossen seines Standes erhabne Fürst, auch noch in einer neuen Gattung grösser als sein Zeitalter. Die Schicksale, welche Heinrichs Leben erfuhr, waren kaum so sonderbar als dieses Studium damals, welches einen Krieger und Fürsten ergötzte. Es ist aber den Männern von auserordentlichen Verdiensten und Talenten, eigen, Nahrung für ihren Geist in der Geschichte zu suchen, wenn sie der Ruhe geniessen können. Ihre edlere Seele scheint unter den Zeitgenossen gleichsam zu wenige ähnliche zu finden, und suchet sie also unter den schon verstorbnen auf. Besonders empfindet derjenige in den Begebenheiten der Welt sehr viel anzüglichen Reitz, welcher entweder durch einen ungewöhnlichen Charakter, oder ungewöhnliche Schicksale sich vor andern auszeichnet.

So ergab sich Heinrich dem Vergnügen, diejenigen Brüder der Unsterblichkeit, welche nun schon die Geschichte verewigt hatte, und denen er selbst bald beygefügt zu werden hoffen konte, näher kennen zu lernen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Gerhard von Stedernburg, auf den Anlaß des Herzogs, diejenige Chronick verfertiget habe, welche wir noch besitzen.

Die glückliche Ruhe, welche der Herzog genoß, wurde unter diese itzt genante Beschäftigungen und den strengsten Religionsübungen getheilt. Auch im Alter,

in

in keiner der erkanten Pflichten verließ unsern Fürst die Strengigkeit der Denkungsart, mit welcher er Krieg führte, belohnte, bestrafte, GOtt und den Menschen diente. Das Nachdenken über seine Handlungen und Schicksale muste ihn itzt ein traurigsüsses Vergnügen gewähren, da er durch so mannichfaltige Scenen des Lebens hindurch so ganz verschiedne Rollen gespielt, und indem er seinen eignen Leidenschaften nie nachgegeben hatte, sich von den Leidenschaften andrer mit Heftigkeit verfolgt gesehen hatte. Auch dieß Geschick war sonderbar.

Unser Fürst hatte nie lange Ruhe genossen. Die letzte seines Lebens war ebenfals von kurzer Dauer. Sie wurde, in der Woche vor Ostern, im Jahr 1195 von einer beschwerlichen Krankheit aufgehoben, welche ihn mit fast nie aufhörenden Schmerzen bis an seinen Tod begleitete, der am sechsten August dieses Jahrs 1195 im 66 Jahre seines Alters erfolgte. Sein Ende war seinem Leben gleich: standhaft, der Religion geweiht, ohne Zagen bey den heftigsten Schmerzen verließ er, umgeben von der Geistlichkeit, den Schauplatz einer Welt, wo er viel Ungerechtigkeiten erlitten, und dennoch die Aufmerksamkeit seines Jahrhunderts auf sich gezogen hatte. Er würde gewiß nicht den ganz auserordentlichen Ruf, der ihn über alle Fürsten Deutschlands, die vor ihm lebten, und über die meisten der nachfolgenden erhob, erlangt haben, wenn er beständig glücklich, und nicht von der Grausamkeit der Gewalt verfolgt worden wäre. Es ist vielleicht ein seltsamer Gedanke, aber mich deucht doch — es sey zuweilen schon der Mühe werth, unglücklich zu seyn. — —

Hier würde der Geschichtschreiber aufhören, wenn es nicht Heinrich der Löwe wäre, dessen Leben er beschrieben hat. Die Sorgfalt, mit welcher auch geringfügige Umstände von diesem merkwürdigen Fürsten aufgezeichnet worden sind, ist ein Beweis von dem Ansehn, in welchem er stand. Sie nöthigt aber zugleich zu der Auswahl des interessanten für die Leser. Vielleicht werden einige es tadeln, daß unter denen hinweggelaßnen Nachrichten nicht auch die Beschreibung der körperlichen Bildung unsers Helden ist, aber für diese soll sie auch nicht hier stehen. Andere werden sich hier vielleicht an die Gewohnheit der Griechen und Römer erinnern, und diese Schilderung also billigen. Noch andre, glaube ich, werden von der Neugierde getrieben, mit welcher man auserordentliche grosse Männer betrachtet, gern wissen wollen, welche Gestalt Heinrich der Löwe gehabt habe.

Die Seele dieses Fürsten wohnte in einem nicht grossen, aber wohlgebildeten und starken Körper, dessen breites und blasses Gesicht, und schwarze, grosse Augen eine gewisse ehrwürdige gesetzte Lebhaftigkeit verriethen. Sie selbst aber dachte und handelte mit einer gewissen, catonianischen Strengigkeit, Ernst und Hoheit des Sinnes. So hat sein Leben ihn uns schon gezeigt. Heinrich wollte die Gerechtigkeit immer aufs höchste treiben, und dadurch machte er sich verschiedne von seinen Vasallen abgeneigt, die, bey der Verfolgung des Geschicks, nachher die ersten Feinde wurden. Sein Beyspiel macht den feinen Unterschied zwischen Standhaftigkeit und Störrigkeit, Hoheit des Sinns und Stolz, sinnlich. Er kämpfte, wie ein Held, mit dem Unglücke:

er

er lief nicht, wie ein unbiegsamer Trotziger, blindlings in das Verderben. Als er sich für den stolzen Friedrich demüthigte, so geschah es, weil es das einzige noch übrige Mittel zur Errettung war. Zwischen dieser Demüthigung, und dem völligen Untergange, gab es kein drittes.

Die ganz verschwenderische Gunst Friedrichs gegen ihn, und die überwiegende Macht, welche er nach Bezwingung der Slaven und dem erlangten Besitze des Herzogthums Bayern, in seinen Händen hatte, machten ihn allen Fürsten Deutschlands fürchterlich. Von der Furcht ist der Uebergang zum Hasse ein kleiner Schritt, und wenn Eifersucht leitet, thut man diesen Schritt selbst unbemerkt. Auf diese Art entstand die grosse Menge der Feinde, die unsern Fürst angriffen. Hätte sein hoher Sinn sich verleugnen, und schmeicheln können, so würden vielleicht verschiedne Fürsten seine Freunde und Bundsgenossen geworden seyn, ob gleich die Furcht für den Kaiser Friedrich sie schrecken konte. Hätte die edle Seele Heinrichs dasjenige gekant, was Niederträchtigkeit heißt, so wäre es vielleicht in einem so aufrührerischem, fehdereichen Zeitalter nicht so gar schwer gewesen, durch gute Versprechungen, selbst gegen den Kaiser eine Empörung verschiedner mißvergnügter Fürsten zu erregen, wozu der Erzbischof von Cöln recht gute Gelegenheit an die Hand gab. Aber Heinrich verletzte nie Pflichten, die er als solche erkante. Daher floß jene Ergebenheit gegen die Päbste, und die Genauigkeit, mit welcher er der Religion alle Opfer mit freygebiger Hand darbrachte, die man nach den Lehren und Grundsätzen seiner Zeit, schuldig war. Die Be-

kehrung der Slaven, die Ermahnung an den Sultan, ein Christ zu werden, selbst die zwey unternommenen Wallfahrten nach Jerusalem und Compostell, die Demüthigung für den Bischof Ulrich, als er ihn in den Bann gethan hatte, waren Früchte dieser Denkungsart. Der Ernst einer unwandelbaren strengen Standhaftigkeit breitete sich über seine Gesinnungen und Handlungen aus, und aus diesem Gesichtspuncte sieht man unsern Fürst in wahrem Lichte.

Die von allem leichtem, frohmuntern Wesen entfernte strenge Ernsthaftigkeit stärkte die Herzhaftigkeit und den Heldenmuth, und Heinrich hatte völlig diejenige römische Seele, welche die Schriftsteller dieser Nation so oft, mit so vielem Enthusiasmus über eine bloß menschliche zu erheben wusten. Wäre Heinrich ein Römer gewesen, so hätte man ihn, wie Heineccius richtig urtheilte, mit lobredenden Schmucke vergöttert. Der Deutsche verehrt ihn.

Wollte man die Lobsprüche sammeln, welche ihm so viele Scribenten an so vielen Orten geben, die fast wetteifernde Bemühung zu seinem Ruhme herzehlen, so würde man sich in Verwunderung gesetzt sehen. So wohl seine Zeitgenossen, als eine fast unnennbare Reihe der spätern Schriftsteller, haben des Charakters, der Begebenheiten, des Ruhmes Heinrichs des Löwen gedacht. Da die ungerechte gewaltthätige Entreissung seiner Länder fast die ganze Gestalt unsers Vaterlandes veränderte, und beynahe der dritte Theil desselben sich mit seiner Beute bereicherte, so war diese öftere Erwähnung nothwendig.

Wir

Wir wollen nicht mit verschiednen andern in die Geheimnisse der Rathschlüsse der Vorsehung dringen, und nachher erfolgte Begebenheiten der Rache derselben zuschreiben. Allein der Bemerkung ist es werth, daß eben dasjenige Haus, deren Prinzen eifrig nach dem Untergange Heinrichs des Löwen strebten, sehr zeitig selbst, auf eine höchst tragische Art unterging. Von Friedrich dem ersten, dem Feinde Heinrichs an, starben die Fürsten des Gibellinischen Geschlechts, alle, eines gewaltsamen Todes, und Conradin, der letzte dieses Stammes, wurde zu Neapel 1268 öffentlich enthauptet. Die Nachkommen Heinrichs des Löwen hingegen blühten fort, und verschönerten ihren Ruhm die Reihen der Jahrhunderte hindurch. Groß, tapfer und gut verewigten sie sich. So genießt itzt, nach sechs Jahrhunderten, Carl der liebenswürdige, und seine erhabnen Prinzen, den Nachruhm der Unsterblichkeit.

* * *

Ich würde sehr weitläuftig seyn müssen, und dabey zweifeln, ob der gröste Theil meiner Leser mir Beyfall geben möchte, wenn ich hier mich in eine critische Beschreibung und Beurtheilung aller derjenigen Schriftsteller einlassen wollte, welche ich zu der Biographie Heinrichs des Löwen brauchte, und aus denen ich oft nur einzelne Stellen nutzen konte. Da so eine ungewöhnliche Anzahl von Scribenten meines Helden gedachten, muste ich ebenfals ein ungewöhnliches Nachsuchen anstellen, um jederzeit das einzige, beste, zu finden und richtig anzugeben. Die Vergleichung verschiedner Widersprüche, und ein aufmerksames Auge

auf den Zusammenstos der Umstände, und des Genies der Zeiten leitete mich. Oft untersuchte ich weitläuftig, und erzehlte kurz. So kurz, als möglich, will ich hier auch die Quellen und Hülfsmittel meiner Arbeit angeben.

Fast alle diejenigen Scribenten, welche ich im ersten Theile dieser Biographie, bey dem Leben Heinrichs des Großmüthigen, anführte, müste ich ebenfals auch hier, bey seinem glorreichen Sohne, anführen. Ich kan aber auch, aus demselbigen Grunde die Weitschweifigkeit vermeiden.

Das Urtheil, welches ich, an dem angeführten Orte, über die vom Hrn. Scheid herausgegebnen Origines Guelphicas fällte, muß ich hier nothwendig, nicht bloß bestätigen, sondern auch erweitern. Man würde Unrecht thun, wenn man die ausgebreiteste Weitläuftigkeit in einem Werke von dieser Art tadeln wollte, allein die Ausführung und Behandlung konte allerdings viel genauer seyn. Scheid tadelt und verbessert den Hrn. Eccard nur immer in Kleinigkeiten, und — wie es leider! Mode ist, bey Kleinigkeiten — mit einer wichtigen Mine, und Bitterkeit, welche auffält. Berichtigungen grösserer Fehler, Verbesserungen der eigentlichen Erzehlungen selbst findet man selten, oder gar nicht. Zuweilen gibt es auch, für den critischen Prüfer, in den Jahren und Vorfällen, Verwirrungen. Keine Schoepflinianische Arbeit ist dieses Werk überhaupt nicht: und die Guelphische Geschichte kan eine solche Arbeit dennoch vorzüglich fodern.

Unter den Quellen meiner Lebensbeschreibung verdient Helmold, und sein Fortsetzer, der Abt Arnold, den ersten Platz. Beyde geben die genauesten und ausführlichsten Nachrichten von dem Herzoge Heinrich, besonders, in so fern die Schicksale Einfluß auf die slavischen Provinzen haben. Die Schreibart ist, wie man sie von ihrem Zeitalter erwarten kan, ob sie gleich beyde sich über den blossen Compilator erheben, zuweilen auch einige, nur aber verunglückte, Gedanken und Maximen anzubringen suchen. Die Absicht, umständlich zu erzehlen, verführt diese Schriftsteller in eine ekelhafte Weitschweifigkeit, denn von Auswahl und Stellung der Begebenheiten wissen sie nichts. Ihr Ruhm ist die Beobachtung der ersten Pflicht des Geschichtschreibers, Treue und Wahrheit.

Die Stedernburgische Chronik, welche der erste Theil der Leibnitzischen Sammlung von der 849 S. an enthält, hat verschiedne Merkwürdigkeiten Heinrichs aufgezeichnet, besonders solche, die die letzte Zeit seines Lebens betreffen. So kurz, mangelhaft und trocken auch die Erzehlung selbst ist, so wenig kann man sie entbehren.

Beynahe ist es eben dieses Urtheil, welches den Werth von dem Auszuge bestimt, der aus dem Rogerius Hoveden, im ersteu Theile der leibnitzischen Sammlung Scriptt. Rer. Brunsvic. S. 876 u. ff. befindlich ist. Nur pflegt Hoveden, aus Begünstigung für den Herzog Heinrich, einige mal die Sachen anders zu erzehlen, als sie sich wirklich verhielten, besonders in den angegebnen Bedingungen der Vergleiche.

Diejenigen Schriftsteller, aus Leibnitzens Sammlung, welche ich nur in einzelnen Stellen nutzen konte, als die Historiam de Guelphis, ingleichen den Vitus Arenpeck, das Wenigartenische Chronikon, und andre darf ich hier nur im Vorbeygehn anmerken.

Dahin gehört ebenfals der Auszug *ex Historia* Godeschalci Msc. welchen Leibnitz dem ersten Theile seiner Scriptt. Brunsvic. von S. 870 u. f. einverleibt hat. Das Manuscript davon befindet sich hier, zu Helmstädt, auf unsrer Universitätsbibliothek. Wie nachläßig dasselbe aber von Hrn. Leibnitz geliefert, vieles weggelassen, übersehn, oder hinzugesetzt sey, hat schon Herr Hofrath Häberlin gezeigt. Z. B. bey der Erzehlung von der schnellen Rückkunft Heinrichs des Löwen aus England im Jahr 1189 sind die Worte hinzu kommen: cum pacta sibi non seruari videret; davon nicht die geringste Spur in unserm Manuscripte ist. Vergl. überhaupt Illustr. Haeberlini Analecta medii Aevi. Norimbergae et Lipsiae: imp. Felleckeri. In praefat. pl. d. 8. et in ipso libro pag. 569 sequ.

Günther, ein Zeitgenosse des Kaisers Friedrich, welcher sich an seinem Hofe aufhielt, und ein weitläuftiges Gedicht auf diesen Fürst verfertiget hat, gibt, das Dichterische der Lobsprüche abgerechnet, an verschiednen Orten dem critischen Leser Gelegenheit, die Züge des Charakters von seinem Helden zu bemerken. Ohnstreitig übertrift er alle Dichter, und die meisten Schriftsteller seines Jahrhunderts. Man sieht seine

grosse

grosse Bekantschaft mit den besten Mustern des Alterthums fast auf allen Seiten. Auch hat die Schreibart, für seine Zeit, ungemein viel Eleganz. Des Herzogs Heinrich gedenkt er an verschiednen Orten, und rühmt seine erhabne Eigenschaften. Ich habe auf diesen Schriftsteller einige mal Rücksicht genommen, und ihn genutzt; so wie er in Reuberi Vett. Script. Ed. Ioannis a pag. 407 etc. mit genauem Fleisse abgedruckt und erklärt ist.

Weit genauere Sorgfalt muste der Biograph des Herzogs Heinrichs, welcher sich bemühte, pragmatisch zu schreiben, auf die Geschichte des Bischofs Otto von Freisingen de Gestis Friderici I. (in Collectione *Vrstisii* German. Histor. Illustr. p. 1. sequ.) mit Aufmerksamkeit verwenden. Wer den Bischof für ganz unpartheyisch hält, und glaubt, daß er die Wahrheit höher als die nahe Verwandschaft mit dem Kaiser Friedrich geschätzt habe, muß, wenigstens, mit einem Vorurtheil der Liebe für ihn eingenommen seyn. Aus der Vergleichung seiner Urtheile mit andern Schriftstellern, sieht man sehr leicht, daß ihn eine gewisse zärtliche Neigung für seinen Friedrich belebt. Die Begebenheiten selbst aber erzehlt er mit Treue und Aufrichtigkeit, ohne etwas hinzu zu setzen. Der seltsame Geschmack seines Zeitalters, dessen Vorurtheile, Meynungen, und die damit vermischte bischöfliche Denkungsart, geben seinem Stile einen damals gewöhnlichen Anstrich.

Radevich bemüht sich, in der fortgesetzten Geschichte des Kaisers Friedrich, zuweilen den Stil der

Alten

Alten nachzuahmen. Man findet aber daher Stellen, wo er ganz fremde Züge entlehnt, und sie seinem Helden beylegt; auch wohl bloß abschreibt, ohne Genauigkeit der Beobachtung. Dem Ruhme Heinrichs des Löwen ist er sehr geneigt, und stellt seine vortrefliche Eigenschaften ins Licht. Er vergleicht den Herzog mit dem Römischen Cato, und hier muß man gestehen, wenn man die ernste Strengigkeit der Denkungsart betrachtet, die die Triebfeder der meisten Handlungen bey beyden unsterblichen grossen Männern war, daß Radevich sich nicht geirrt habe.

Abgeneigter gegen den Herzog ist der so genante Albertus Stadensis. Ich will ihn aber hier, da er gar kein Hauptautor meiner Geschichte war, bloß nennen. Brauchbarer ist die Chronik des so genanten Abbatis Vrspergens. wo man verschiedne gefundne Urtheile, freylich unter vielem unnöthigen Wuste, in einem zusammenhängenden Stile antrift, und Vorzüglichkeiten in der Erzehlung, welche dem Buche einen auszeichnenden Werth geben. Ich stimme grösstentheils dem Urtheile bey, welches Herr Schumacher in seinen Beyträgen zur Reichshistorie: von ihm fällt.

Ausser diesen Quellen, und angegebnen Scribenten, kan ich hier nicht verschiedne Hülfsmittel übergehen, deren ich mich, bey meiner Lebensbeschreibung, mit Nutzen, habe bedienen müssen.

Die Geschichte des Kaisers Friedrich, welche der Herr Graf von Bünau verfertiget hat, verdient den Titel, den sie an ihrer Stirn führt, einer — genauen

und

und umständlichen deutschen Kaiser- und Reichshistorie, und enthält alle Merkwürdigkeiten unsers Vaterlandes, während der Regierung Friedrichs. Heinrich der Löwe spielt eine schimmernde Rolle, und der unpartheyische Schriftsteller ertheilt ihm häufige und gerechte Lobsprüche. Besonders werden die Gründe der Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und Herzog, und der Unrechtmäßigkeit der Reichsacht, gut aus einander gesetzt. Oft habe ich dennoch den Vorstellungen der Begebenheiten nicht folgen können, weil die Kritic es mir verbot.

Unter den übrigen genutzten Schriftstellern muß ich hier besonders diejenigen nennen, welche entweder die Braunschweigische Geschichte, oder insbesondre Heinrich den Löwen selbst zum Gegenstande haben. Fellers genealogisch historisch Werk ist, bey dieser Lebensbeschreibung Heinrichs, kaum zu nennen. Es enthält nur einige der erheblichsten Puncte. Herr Kochs Versuch einer pragmatischen Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Braunschweig und Lüneburg berichtiget einige Dinge, und ist mit vieler Belesenheit und wahrer Gelehrsamkeit, critisch, aber mit zu grosser Kürze verfertiget, als daß sie einem Biographen wichtige Dienste leisten könte. Rethmeiers Chronik aber erzehlt in einem Stile, der immer noch besser ist, als derjenige, worinnen die schöne Magellone pranget; in so einem Stile erzehlt sie uns doch meistentheils Wahrheiten. Alles aber wird durchgehends von einer falschen Seite gezeigt, und wenn der Verfasser urtheilen will, so schielt er.

Schmids

Schmids Dissertatio Historico-Geographica, exponens Henrici Leonis Iter Hierosolymitanum. Helmst. 1711. ersäuft die hinreichenden Nachrichten des Arnold von dieser Reise, in einer Wasserfluth von Citaten, davon die meisten so wohl, als die ganze Weitläuftigkeit der Ausführung, zu nichts weiter dient, als die Belesenheit des Verfassers zu zeigen. Für den Geschichtschreiber Heinrichs war sie um desto weniger brauchbar.

Schurzfleisch hat ebenfals eine Disputationem ad Ligurini VII, 100, de Henrico Leone Wittenb. 1675 hinterlassen, welche, zu seinen Zeiten, immer grossen Beyfall verdiente. Itzt, hat der Fleiß unsrer Geschichtschreiber, welche die vaterländische Historie in ein weit helleres Licht gesetzt haben, diese kleine Schrift überflüßig gemacht. Sie enthält die bekantesten Vorfälle des Herzogs Heinrich, welche nunmehr besser aufgeklärt sind.

Mit vielem Fleisse und Belesenheit zeigt folgende Schrift die vorzüglichen Rechte, und die Macht Heinrichs des Löwen, in geistlichen Dingen: Henrici Leonis auctoritas circa sacra in constituendis atque confirmandis Episcopis, a Tobia Eckhardo. Guelpherbyti 1732. Auser dem, was der Titel verspricht, sind, aus den bewährtesten Schriftstellern, die vornehmsten Begebenheiten des Herzogs, zusammen gesammelt, und kurz angegeben.

Die Ungerechtigkeiten in dem Verfahren des Kaisers gegen den Herzog untersucht und zeigt sehr gründlich Schertzii ICti Commentatio, Friderici I.

Imp.

Imp. judicium de Henrico Leone Sax. et Bavar. Duce, considerans; welche Abhandlung nebst einer andern, von demselbigen Verfasser, de Duellis Principum zu Leipzig bey Langenheim, 1749, wieder aufgelegt erschienen ist. In dem ersten Theile der Abhandlung wird die Sache historisch vorgetragen, in dem zweyten geprüft, und nach Gesetzen und Rechten bewiesen, wie unbillig man gegen Heinrich den Löwen verfahren habe.

Vielleicht würde Herr Prof. Schumacher, in seinen 1770 herausgegebnen Beyträgen zur deutschen Reichshistorie, verschiednes auf eine andre Art beurtheilt haben, wenn die angeführte Abhandlung des Herrn Scherzes bey der Hand gewesen wäre. Wenigstens kan ich die Urtheile des Herrn Schumachers nicht unterschreiben. Ich gebe es zu, daß der Haß der Reichsfürsten den Kaiser zur Heftigkeit seiner Rache angereitzet habe, und daß er zuletzt, eben deßwegen, nicht, wie er wollte, handeln konte. Allein wie ist es möglich, den Kaiser Friedrich überhaupt zu entschuldigen? Wie offenbar ist die Entwendung der Welphischen Erbgüter! Wie ungerecht die vorläufig eingenommene Huldigung der sächsischen Stände, während der Abwesenheit des Herzogs, im Jahr 1171. Und wollte man auch zugeben, daß der letztere Punct nicht ganz auser allen Zweifel gesetzt wäre, so müste man doch Heinrich dem Löwen, auf eine wunderbare Art, Unrecht thun, wenn man nicht die ersten Beleidigungen des Kaisers einsehen wollte, und die ersten Angriffe. Heinrich versagt nicht Hülfe, sondern nur seine Person. Friedrich beraubt

ihn

ihn seiner Staaten. — Meine Erzehlung selbst enthält die weitere Ausführung, und ich versichre heilig, bloß der prüfenden Treue dabey geopfert zu haben.

In dem vierten Theile der Werke des Hrn. Joh. Elias Schlegels, ist eine Abhandlung über Heinrich den Löwen befindlich, welche ich ungemein brauchbar gefunden, und gut genutzt habe. Besonders ist der Charakter des Helden treffend geschildert, und in sein wahres Licht gesetzt. Ich finde die Schreibart nur etwas zu weitschweifig, und begreife daher leicht, wie Schlegel den Vorsatz fassen konte, die Geschichte Heinrichs des Löwen in zwey Bänden, zu beschreiben. Mir würde dieses Unternehmen unausführlich scheinen, wenn ich eine Biographie nach meinen Begriffen davon, mir denke. Ich schmeichle mir, in dem von mir beschriebnem Leben dieses Fürsten, nichts übergangen zu haben, was merkwürdig ist, und zur vollkomnen Kentniß desselben gehört. Vielleicht habe ich einigen so gar noch zu viel gesagt, und dadurch ihren Tadel erweckt. Davon aber hier zu reden, möchte nicht vortheilhaft seyn, und ich breche also eilfertig ab.

Leben des Churfürsten von Sachsen, Moriz.

Man wird hier das Leben eines Fürsten lesen, der den mächtigsten, unbesiegten Kaiser besiegte, der ein ungeheures Gebäude, an dessen Aufführung Gewalt, Politic und furchtbare Hoheit auf das äuserste gearbeitet hatte, schnell übern Haufen warf, der unser Vaterland wider die unumschränkte Macht Carls des fünften beschützte, und der die Sicherheit der protestantischen Religion gründete.

Viele von meinen Lesern werden schon so viel vom Churfürst Moriz wissen, daß ihre Neubegierde nicht gereitzt werden darf. In einer Biographie der Deutschen verdient er einen der ersten Plätze, zumal, da sein Leben noch nicht mit derjenigen Sorgfalt zeither beschrieben worden ist, mit welcher grosse Männer der Welt betrachtet werden müssen.

Robertson, welcher in der Geschichte Carls des fünften dieses Fürsten an verschiednen Orten gedenkt, entwirft folgende Schilderung von ihm, die hier der Lebensbeschreibung vorangehn mag. „Unter allen, den grossen Personen, die in der Geschichte dieses thätigen Zeitraums auf den Schauplatz getreten sind, wo grosse Vorfälle und plötzliche Revolutionen auserordentliche Talente ans Licht zogen, und eine vortheilhafte Gelegenheit

gaben, dieselben zu zeigen, darf man Moritzen, mit Recht, als einen der merkwürdigsten ansehn. Läßt seine übertriebne Ehrfurcht, seine tiefe Verstellung, seine unverzeihliche Ungerechtigkeit, mit der er in den Besitz der Würden und der Herrschaften seines Vetters trat, nicht zu, daß man ihm den Ruhm eines rechtschafnen Mannes gäbe; so erlaubt ihm doch seine Klugheit in der Verknüpfung seiner Maasregeln, seine Lebhaftigkeit in der Ausführung derselben, und das einförmige Glück, womit sie begleitet waren, einen gerechten Anspruch auf die Benennung eines grossen Fürsten.„ — Die aufrichtige und unpartheyische Erzehlung seiner Begebenheiten wird am deutlichsten zeigen, ob, und in wie weit dieses Bild dem Originale der Wahrheit entspreche. Wir wollen nach Handlungen, und deren Triebfedern den Churfürst Moritz näher kennen lernen.

Er wurde am 21 Merz des Jahrs 1521, zu Freyberg, in Sachsen gebohren. Die geringen Besitzungen seines Vaters, des Herzogs Heinrich, schienen ihn einmal zu einen ganz unbedeutenden Fürsten zu machen. Allein diese erste Einschränkung war bey ihm, wie bey allen denenjenigen, deren Geist sich über die eingeschloßnen Grenzen erweitert, eine Wohlthätigkeit des Geschicks, wodurch sein Leben, und dessen Ruhm nur mehr Merkwürdigkeit erlangte. Derjenige erhält in der Geschichte den Nahmen des grossen Geistes, der sein Geschick zu verschönern, und seine Stellung in der Welt glänzender zu machen weiß.

Sehr frühzeitig bewieß Moriz auserordentliche Talente. Die erste Bildung empfingen sie an dem Hofe seines Vaters, eines frommen Fürsten, den aber

keine auserordentliche Gaben des Geistes auszeichneten, und den Vorstellungen von andern meistentheils lenkten. Der kleine Hof des Vaters, und der Mangel an Gelegenheit zur vollkomnen Ausbildung hoher Eigenschaften nöthigte den jungen Prinz Moriz, an einen grössern Hof sich zu begeben. Die Wahl war leicht. Der ältere Bruder seines Vaters, Herzog Georg, besaß ein weitläuftigeres Gebiet, welches den gröften Theil des itzigen Churfürstenthums Sachsen ausmachte, und sein Hof war glänzend. Georg übertraf seinen jüngern Bruder an Verstand und Klugheit eben so sehr, als an Reichthum und Umfang des Gebietes.

So bald Moriz an den Hof seines Onkels zu Dresden angelangt war, erweckten die vorzüglichen Eigenschaften desselben ihm allgemeine Zuneigung. Besonders entdeckte Georgens Scharfsinnigkeit sehr zeitig Morizens Talente, und die Empfindung darüber wurde durch den Abstand vermehrt, den dieser junge Vetter mit seinen zwey Prinzen hatte. Johannes und Friedrich, die zwey Söhne des Herzog Georgens, schienen so wenig Geist zu besitzen, daß man sie beynahe für untüchtig zur Regierung hielt. Moriz hingegen, den schon beym ersten Anblick eine wohlgebildete Freundlichkeit empfahl, glich in vielen Neigungen dem altem Herzoge selbst. Das kühne Feuer der Jugend trieb ihn zu ritterlichen Uebungen, und zur Liebhaberey der Jagd, welcher Georg selbst ergeben war. Man bemerkte an Morizen, bey aller Flüchtigkeit der Jugend, mehr männlichen Verstand, als man von seinem noch zarten Alter erwartete.

Georg urtheilte von seinem jungen Vetter, je mehr sich dessen Geist an seinem Hofe entwickelte, daß er einmal künftig sehr unternehmend seyn möchte. Als der Graf von Leißnig, Hugo, ohne Erben gestorben war, und Moriz um dessen Gebiete bat, welches dem Herzog Georg, als dem Oberherrn zufiel; so schlug der Herzog die Bitte zwar nicht schlechthin ab, sagte sie aber auch nicht zu, sondern suchte den muntern Jüngling durch Hofnung aufzuhalten. Er soll, bey der angebrachten Bitte des jungen Moriz gen Himmel gesehn, und seufzend gesagt haben: „O Moriz, Moriz, es scheint, als wenn ganz Sachsen dir ähnlich sehe.“

Bald nach dieser abschläglichen Bitte und bedeutendem Urtheile verließ Moriz den Hof seines Vetters. Ein Schriftsteller erzehlt, daß das Mißvergnügen über die Verweigerung der Grafschaft Leißnig die vornehmste Ursache der Abreise gewesen sey: allein nicht so wohl dieses, sondern die Absichten seines Vaters, der itzt, auf Anrathen verschiedner Fürsten, Moriz von dem Hofe Georgens entfernt zu sehen wünschte, verursachten, daß Moriz von seinem Vetter Abschied nahm. Georg verbarg unter der Mine der Gleichgültigkeit seine Unzufriedenheit über seinen Bruder Heinrich, welche itzo täglich wuchs, da die Verschiedenheit ihrer beyderseitigen Meynungen öffentliche Ausbrüche nahm.

Noch, ehe dieses geschah, begab sich Prinz Moriz, so bald er den Hof zu Dresden verlassen hatte, zu dem Churfürst von Maynz, Albrecht, dessen Hof durch Verschwendung und Freygebigkeit der prächtigste in Deutschland war, er blieb aber sehr kurze Zeit daselbst: die

Aus-

Ausschweifungen der Unsittlichkeit, und die den hohen geistlichen Stand ganz entehrende Unart des Erzbischofs trieb Morizen bald von diesem Hofe weg, wo er wenig Geschmack fand. Herzog Heinrich beschleunigte die Abreise seines Prinzen, weil ein Zusammenfluß von Umständen es nöthig machte, daß Moriz der Einladung des Churfürstens von Sachsen, Johann Friedrich, folgte, und sich zu demselben begab.

Die vornehmste Absicht des Churfürsten war den jungen Prinz von sechszehn Jahren in derjenigen Religion auf das bequemste unterrichten zu lassen, deren Lehrsätze vom Luther ausgebreitet, bald zwanzig Jahr hindurch von den reissendsten, weitesten Folgen gewesen, und von dem Churfürst in den eifrigsten und nachdrücklichsten Schutz genommen waren.

Es ist hier der Ort nicht, eine umständliche Beschreibung von der Veränderung in Absicht der Religion zu geben, welche in diesem Zeitraume erfolgte: allein, da sie den grösten Einfluß auf das Leben unsers Fürsten hatte, da er selbst seine gröste Ehre in der Geschichte durch die Beschützung und verschafte Sicherheit derselben sich erworben hat, so ist eine kurze Vorstellung davon nothwendig, bey welcher wir den besten Schriftstellern folgen.

Indeß Moriz seine Jugend bildete, sah er in den Ländern um sich herum das ganze System des Gottesdienstes eine neue Gestalt annehmen. Martin Luther, Professor zu Wittenberg, hatte 1517 eine theologische Streitigkeit hauptsächlich über das Verdienst des Ablasses erregt; und die göttliche Vorsicht wollte, daß sie der Grund zu der grösten Revolution der Christen seyn

sollte, welche seit der ersten Predigt unsrer geheiligten Religion erfolgt war. Luther, welcher Ungestüm mit Ernsthaftigkeit, und Feuer mit unüberwindlicher Standhaftigkeit verband, der das, was er für wahr erkante, mit einem fast unglaublichem Heldenmuthe vertheidigte, und dessen Dreistigkeit, wie bey lebhaften Geistern gewöhnlich, durch Widerspruch erhitzt, und durch keine Drohungen der schrecklichsten Gefahren erschüttert werden konte, ging von einem kühnen Schritt immer zum andern fort, bis dasjenige System des Glaubens völlig entworfen ward, welches, bis itzt noch blühend, von ihm den Nahmen führt. Der Fortgang seiner Lehrsätze, wodurch er die Gewalt des Pabstes aufhub, blos die h. Schrift zum Grunde des Glaubens annahm, und die Vorurtheile vieler Jahrhunderte, welche Macht, List, und alle Kunstgriffe des menschlichen Verstandes beschützt und erhalten hatte, mit Eifer vertrieb; der Fortgang solcher Lehrsätze, die die Welt in Erstaunen setzten, breitete sich allenthalben aus. Man wuste nicht, ob man sich mehr über diese Lehrsätze, oder ihr Glück verwundern sollte. Wer aber mit dem Geiste der damaligen Zeiten bekant ist, findet so viele Triebfedern zu dem glücklichsten Erfolge von Luthers Sätzen, daß der Erfolg selbst sehr natürlich erscheint. Die Vorsicht hatte alles für Luthern zubereitet, um dem menschlichen Geschlechte durch ihn eine neue, hohe Wohlthat zu erzeigen.

Der allgemeine Abscheu, welchen man an den Lastern der Geistlichkeit durchgehends hatte, die verrätherischen Vorfälle auf den Concilien zu Pisa, Costniz und Basel, das noch lebhafte Andenken an Hussen, der allmählig

mählig aufgeklärte Verstand durch die wieder empor kommenden Künste und Wissenschaften, die leichte Gelegenheit, durch die erfundne Buchdruckerkunst Luthers Schriften in ganz Europa herum zu streuen, die überhaupt schwankende Staatsverfassung Deutschlands, das seltsame Betragen des Pabstes gegen Luthern, der seine erste Streitigkeit für unnützes Schulgefechte hielt, dann aber zu streng war, und dann wieder zu nachgebend, um bey der Wahl eines neuen Kaisers, nach dem Tode Maximilians, politisch zu seyn, die Delicatesse, mit welcher der neue Kaiser Carl der fünfte die protestantischen Fürsten behandeln muste, theils wegen der türkischen Anfälle, theils wegen des so beschwerlichen und dauerhaften Krieges mit seinem Nebenbuhler dem Könige in Frankreich; der heftige Neid über die grossen Güter der Geistlichkeit, ein gerechter, aber eifriger Unwille der meisten Fürsten über das durch die Ablaßkrämerey entwandte Geld; die auserordentlichen Vortheile, welche die neuen Grundsätze und Lehren den weltlichen Fürsten gaben, die Einziehung vieler Reichthümer, die die Höfe nutzen konten, der neue Zuwachs, welchen die weltliche Autorität dadurch empfing — die Periode würde zu lang werden, wenn ich die Ursachen alle nur nennen wollte, die die Verbesserung der bisherigen Religion beförderten, und, da sie zusammen wirkten, den Zeitpunct so bildeten, daß er der einzige wurde, in welchem die wichtige Begebenheit, die die Reformation heißt, möglich und auch leicht wurde. Alle Springfedern aber wurden von einer einzigen getrieben. Der Eigennutz verkettete die Maschine des Ganzen so unter einander, daß jeder seinen Vortheil suchte, und dadurch

durch den Vortheil der Religion befördern muste. — Wie anbetungswürdig wird dem pragmatischen Forscher merkwürdiger, grosser Revolutionen, der höchste Regier der Weltbegebenheiten! —

Ein neuer, besondrer Grund trieb den Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, zur Unterstützung und Gunst gegen Luthern. Der neue Reformator war sein Unterthan, und wenn er ihn nicht eines vorzüglichen Schutzes und Ermunterung würdigte, so war diese ganze so heilsame Bewegung in Deutschland in ihrer Geburt auf einmal erstickt. Vielleicht mischte sich ein kleiner und unschuldiger Ehrgeitz, der erste fürstliche Beschützer Luthers und seiner Wahrheiten zu seyn, mit in den Eifer; denn auch liebenswürdige Herzen — ein solches besaß Johann Friedrich — fühlen öfters den Trieb des Ehrgeitzes, der aus Edelmuth hervor quillt. Den grösten Antheil aber an der Unterstützung der evangelischen Wahrheiten hatte bey diesem Fürst die völlige Ueberzeugung von ihrem hohen Werthe. Johann Friedrich war in Rathschlägen und Maasregeln sehr langsam, und, zu seinem grösten Unglücke nachher, schwankend, aber wenn er einmal seine Gesinnungen gefaßt und etwas beschlossen hatte, glich auch nicht leicht eine Standhaftigkeit des Eifers der seinigen. Für die Ausbreitung der Lehren Luthers sorgte er mit der lebhaftesten Thätigkeit.

Er hatte den Herzog Heinrich, den Vater unsers Prinzen, schon öfters zur Annehmung der lutherischen Wahrheiten gereitzt, aber den furchtsamen, wankenden Sinn nicht zum vollkomnen Entschlusse bewegen können. Heinrich schwebte aus Furcht zwischen Finsterniß

niß und Licht. Sein mächtiger Bruder, der Herzog Georg, an dessen Hofe wir oben den jungen Moriz gesehn haben, verfolgte Luthern mit dem bittersten Hasse. Theils bewog Georgen die Vorsichtigkeit dazu, um nicht den Kaiser zu beleidigen, theils aber mochten die Vorstellungen seiner Hofleute vieles auch beytragen, und die Bigotterie, die öfters sich auch der Staatsklugen bemächtiget, trieb ihn so gar zu einer Art der unanständigsten Wuth gegen Luthern, welchen er gern getödtet hätte. Man kan zu diesen Bewegungsgründen noch die alte eingewurzelte Eifersucht der Ernestinischen und Albertinischen Linie des sächsischen Hauses rechnen; von deren letztern Georg das Haupt war, und den Neid, der von der ersten Theilung zu Leipzig angefacht worden war, so fortpflanzte, daß ihm keine Unternehmung der Ernestinischen Linie gleichgültig war.

Persönliche Abneigung, die unter brüderlichen contrastirenden Charaktern sehr gewöhnlich ist, streute schon längst zwischen den Herzogen Georg und Heinrich ein Mißvergnügen aus. Der unmächtigere Heinrich aber sah sich genöthigt, der Furcht zuweilen Opfer zu bringen; und deßwegen wagte er es auch nicht, seiner Erkentniß und Neigung zu folgen, und Luthers Wahrheiten öffentlich anzunehmen. Er war ihnen zugethan. Schon im Jahr 1521 ließ er diese Neigung blicken, unterdrückte sie aber, weil Georg heftig dagegen war, so sehr, daß er auch Luthers Schriften an seinem Hofe zu lesen verbot, und 1523 jagte er wirklich einige Hofdamen weg, die diese Schriften gelesen hatten. Nach und nach aber wurde seine Neigung für die Wahrheit befestigt, und sein Entschluß durch den

Churfürst Johann Friedrich, ermuntert. Dieser zeigte, daß Georg über das Freybergische Gebiete nur die metallene Herrschaft habe, die die Bergwerke anginge. Zur grössern Sicherheit nahmen die protestantischen Fürsten den Herzog Heinrich in das Schmalkaldische Bündniß auf, vermöge welches sie sich unter einander gegen jeden, der sie angreifen würde, zu vertheidigen beschlossen hatten. Nun führte endlich, im Jahr 1537, Heinrich die protestantische Religion in seinem kleinen Lande ein, nachdem schon im vorhergehenden Jahre ein Theologe, Schenk, so wenig er auch geschickt war, an einem Hofe Reformator zu seyn, die ganz geneigten Gemüther genungsam unterrichtet hatte.

Indem, noch unter mannichfaltigen Schwierigkeiten, die neue Religion Luthers in Heinrichs Gebiete eingeführt wurde, befand sich dessen Prinz, Moriz, an dem Hofe des Churfürsten von Sachsen, und erhielt selbst die vollkomne Bildung nach diesen Lehren. Der Churfürst erkante sehr bald die hohen Talente seines Vetters, und schätzte ihn ganz ungemein hoch. Moriz genoß die ganze Zuneigung des aufrichtigen, guten Johann Friedrichs, dessen gröster Fehler beständig, und auch hier, dieser war, daß er zu sehr traute. Er beurtheilte, wie gutgeartete liebreiche Charaktere pflegen, immer die andern Menschen zu sehr nach sich. Ohne Argwohn liebte er denjenigen Prinz, der ihm hernach sein Land nahm.

Luther, dessen Scharfsichtigkeit so auserordentlich, wie sein Charakter, war, soll einmal bey der Tafel vom Churfürst, in Gegenwart des Prinzen Moriz, gefragt worden seyn, was er von diesem seinem Vetter hielte?

Luther

Luther antwortet: „der Churfürst solle zusehn, daß er sich nicht einen jungen Löwen auferzöge.„ — Ich hoffe das Beste, — sprach da der Churfürst. Er empfand zeitig, wie gefährlich es sey, immer das Beste zu hoffen.

Während dem Aufenthalte Morizens an des Churfürsten Hofe, wo er durch eine lebhafte Thätigkeit viele Gelegenheiten zu solchen Muthmassungen gab, wie Luther hatte, erhielten die väterlichen Besitzungen desselben eine eben so unvermuthete als beträchtliche Vermehrung. Sein Onkel, der Herzog Georg, verlohr seine beyden Prinzen in kurzer Zeit hinter einander, und mit ihnen alle Hofnungen, seinen Haß gegen Luthern, und dessen Anhänger, wirksam zu machen. Mit dem heftigsten Unmuthe sah er vorher, daß nun sein Land, nach seinem Tode, die Herrschaft seines Bruders Heinrich erweitern sollte, und unter einem von ihm gehaßten Fürsten, eben so verhaßte Meynungen in der Religion annehmen würde. Seit dem Heinrich in den Schmalkaldischen Bund war aufgenommen worden, stieg der brüderliche Groll Georgens bis aufs höchste. Er bemühte sich so gar, dem römischen Könige Ferdinand die Nachfolge in seinen Ländern zuwege zu bringen. Der Plan war entworfen, und wurde eben bearbeitet, als der Gram über den Tod seiner Prinzen die schwachen Lebenskräfte des alten abgematteten Herzogs aufrieben. Georg starb am 24 April 1539. Sein weitläuftiges Gebiet fiel dem Herzoge Heinrich, dem Vater unsers Fürsten zu.

Der Churfürst zeigte bey dieser Erbschaft seine besondre Treue und Aufrichtigkeit. Er begleitete den

Her-

Herzog Heinrich in die Hauptstädte der Provinzen, wo er die Huldigung einnahm. Nicht so wohl die Beförderung der Unterwerfung von den neuen Unterthanen, sondern der Eifer des Churfürsten, unter seinen Augen ein Land, dessen Fürst noch vor kurzem der abgesagte Feind Luthers und seiner Lehren gewesen war, reformirt zu sehen, bewog ihn zu dieser Begleitung. Man fing an mit gleicher Hitze, mit welcher man das Alte geliebt hatte, die alten Ceremonien und Gebräuche abzuschaffen. Luther selbst kam nach Leipzig. Die Reformation gewann, im Angesichte der zwey sächsischen Fürsten, den schnellsten Fortgang. Das alte System des Gottesdienstes verwandelte sich in ein neues. In wenig Wochen stand der Ketzer Luther an der Stelle der Heiligen, die man gegen ihn angerufen hatte.

Der römische König Ferdinand blieb bey diesen Vorfällen nicht gleichgültig. Er stellte in einem besondern Schreiben dem Herzoge Heinrich vor, daß, nach den ausdrücklichen Bestimmungen des verstorbnen Herzog Georgs durchaus in der Religion keine Veränderung vorgenommen werden müste. Allein Heinrich, von den Zuredungen seiner Minister, und dem Churfürst selbst ermuntert, achtete diese Vorstellungen nicht, sondern beantwortete sie nur mit den besten Gründen. Die Bischöfe von Merseburg und Meissen widersetzten sich ebenfals ohne die geringste Wirkung. Die Mönche wurden verjagt, die geistlichen Pfründen eingezogen, die Messen abgeschaft, die Güter der Klöster weltlich gemacht, und die freyen Uebungen der gereinigten Religion allgemein eingeführt. Nicht wenig erleichterte diese Revolution die Nähe der protestantischen Länder.

Die

Die Einwohner hatten schon längst insgeheim diejenigen Lehrsätze gebilligt, welche sie nun öffentlich bekennen durften, und ein ausgebreiteter Beyfall unterstützte diese Veränderung.

So sah Moriz seine künftige Länder allgemein diejenigen Religionsmeynungen annehmen, zu welchen er sich selbst bekante. Seine Freude aber über die erweiterten Staaten wurde sehr durch den innern Zustand seines väterlichen Hofes vermindert. Sein alter und schon sehr schwächlicher Vater ließ sich von ungetreuen Ministern regieren, deren gröste Sorgfalt war, sich selbst zu bereichern. So gar schien er über seine allzu freygebige und gutthätige Mutter nicht ganz zufrieden zu seyn, welcher, bey der anhaltenden Unpäßlichkeit ihres Gemahls, der gröste Theil der Regierung anvertraut war. Der thätige und lebhafte Geist eines jungen Prinzen, wie Moriz war, sah ungern andre herrschen.

Er machte sich also eine eigne Beschäftigung, und begab sich, von dem Hofe seines Vaters, zu dem landgraf von Hessen, Philipp. Dieser Fürst hatte viel Züge, die ihn dem Charakter des Prinzen Moriz ähnlich machten. Beyde waren unternehmend, munter, oft ungestüm, und ob gleich Philipp den Meynungen Luthers, und der reinern Religion eifrig ergeben war, so verkante er dennoch nicht die Klugheit einer feinen Politic. Moriz schien hier einen Mann für sich gefunden zu haben; und, da gleiche Charaktere sich immer sehr bald lieb gewinnen, so geschahe es auch hier. Die Freundschaft wurde durch eine nähere Verbindung befestigt: Moriz vermählte sich, ganz unvermuthet, am eilften Jenner 1541 mit der ältesten Prinzeßin des Landgrafens.

grafens. Der Ruf verbreitete verschiedne Muthmassungen darüber. Man glaubte so gar, daß der Vater des Prinzen Moriz, über seine Vermählung nicht vollkommen zufrieden wäre. Indessen war es der Neuvermählte vollkommen, und seine Neigung gegen den Landgrafen blieb immer in Wärme, wenn die Schlauheit der Staatsklugheit sie nicht abkühlte.

Bald nach seiner Vermählung sah sich unser Fürst auf den öffentlichen Schauplatz der Welt gestellt. Sein Vater starb noch in eben diesem Jahre 1541 am 18 August. Moriz nahm mit aller Eilfertigkeit die Huldigung in den vornehmsten Städten ein, und suchte sich bey seinen neuen Unterthanen durch Freygebigkeit und Milde, die eine persönliche Anmuth verschönerte, beliebt zu machen. Besonders genoß die Universität zu Leipzig der Wohlthätigkeit ihres Herrn. Unter vielen andern Freyheiten und Gnadenbezeugungen schenkte er ihr das Paulinerkloster mit guten, reichen Einkünften.

Von diesen ersten Geschäften wandte sich seine Aufmerksamkeit auf seine Minister. Er fand es für sehr nöthig, seine Hofstaat zu reformiren, da man das Alter und die Schwachheiten seines Vaters so sehr gemißbraucht hatte. Man muste itzt Rechnung ablegen; denn von einem grossen Schatze, den Herzog Georg noch verlassen, war nichts mehr da. Unter denen, welche in den grösten Verdacht der Untreue kamen, befand sich ein gewisser Anton von Schoenberg, den der Herzog gefangen nehmen ließ. Nach einer genauern Untersuchung soll, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller, von bewährter Aufrichtigkeit, erzehlt, die Hauptursache

der

der üblen Oekonomie und des entflohnen Geldes eine Person gewesen seyn, an der sich Moriz, weder rächen, noch sie bestrafen konte. Er nahm aber itzt viele Personen und Ministers des verstorbnen Herzog Georgens an. Diese kanten das Land, und Moriz vielleicht sie, von seinem vorigen Aufenthalte an diesem Hofe. Ueberdieß machte das Urtheil und die Neigung des staatsklugen Georgs seine Lieblinge einem solchen Fürsten, wie der unsrige war, werth und hofnungsvoll.

Man pflegt insgemein Streitigkeiten, Haß und Feindschaft zwischen nahen Verwandten als etwas unnatürliches und ungerechtes anzusehn. Dennoch ist nichts natürlicher, und oft, nichts gerechter, wenn man die menschliche Natur und Leidenschaften kent. Die Verbindungen der Verwandschaften bilden ein so verwickeltes zartes Gewebe, daß die Faden desselben leicht zerrissen werden können, so bald der Eigennutz sie anrührt. Nirgends findet sich so leicht Gelegenheit, als hier, zu Streitigkeiten. Wenn eine gewisse Eifersucht, die schon Wurzeln gefaßt hat, wie zwischen der Ernestinischen und Albertinischen Linie des sächsischen Hauses, dazu komt, und der Anlaß, Ansprüche zu machen, reitzt, so sind die Wirkungen des Streites unausbleiblich. Wir wollen dem gutgearteten Churfürst, Johann Friedrich, nicht den Vorwurf machen, daß er aus einer persönlichen Eifersucht Morizens anwachsende Macht beneidet habe; allein dennoch grif Friedrich zu den Waffen, um die Stadt Wurzen, an der Mulda, drey Meilen von Leipzig einzunehmen, auf welches Gebiet er Ansprüche machte. Moriz brachte in Eil einige Völker zusammen, zog gegen den neuen Feind, und war entschlossen

mit

mit seinem Vetter zu schlagen, an dessen Hofe er vor ein paar Jahren erzogen worden war. Noch trat Luther ins Mittel, dessen Nachdruck in allen Vorstellungen, besonders beym Churfürst, ein ganz auserordentliches Gewicht hatte. Mit den Ermahnungen Luthers verbanden sich die Unterhandlungen des Landgrafs von Hessen, des Schwiegervater Morizens; und so wurde diese Streitigkeit, ehe sie Blut kostete, durch Verträge versöhnt.

Moriz war zwanzig Jahr alt, da er die Regierung seiner Länder antrat; aber dieses junge Alter, wo viele Prinzen noch nicht zu leben anfangen, verherrlichten altkluge Grundsätze, und die verschlagendste Politic. Ohnstreitig hatten die Ministers des Herzog Georgens, die seine Vertraute wurden, anfänglich vielen Antheil daran. Man bemerkt dieses auch aus einem Schreiben des Landgrafs von Hessen an Carlewitz vom 8 Februar 1543, worinnen der Minister ersucht wird, seinen Fürst zum Beytritte in das Schmalkaldische Bündniß zu bewegen, und welches der Staatsmann fast eben so beantwortet, wie Moriz selbst jede Auffoderung zu diesem Bunde abgewiesen hatte.

Die Lage, in welcher unser Fürst die Staatsangelegenheiten von Deutschland betrachtete, gab seiner Klugheit die Maasregeln an die Hand, nach welchen er handelte. Ein Krieg zwischen dem Kaiser und den schmalkaldischen Bundsgenossen schien doch am Ende, so sehr auch itzt Carl abgehalten wurde, unvermeidlich. Es war leicht vorher zu sehen, welche Parthey vermuthlich Sieger seyn würde. Wenigstens wagte Moriz für seinen politischen Wohlstand auf der Seite des Kaisers

alle-

allemal weniger, als auf der Seite seiner nächsten Anverwandten. Er konte mit Grunde hoffen, daß Carl seine Dienste ansehnlich belohnen würde, ob er gleich itzo an diejenigen Belohnungen nicht denken konte, welche nachher erfolgten. Auf der Seite der schmalkaldischen Bundesgenossen sah er aufs höchste nichts weiter, als daß er, nach verlohrnen Kräften, Geld und Volk, eben so ruhig würde leben können, wie er itzt schon konte. Es war aber nicht einmal wahrscheinlich, daß sein Schicksal so gut seyn würde. Die schlechten Anstalten der Verbundnen, der widersprechende Charakter des Churfürst und Landgrafens, der beyden Häupter der protestantischen Ligue, und die kleinern schon entstandnen Uneinigkeiten waren Vorbedeutungen genug von dem künftigen Ausgange der schmalkaldischen oft wiederhohlten, und oft schon unnützen, Verbindungen.

Die Entwürfe des Kaisers, auf dem Grabe der Protestantischen Religion, die Souveranität seiner Macht aufzurichten, entgingen nicht dem scharfsichtigen Blicke unsers Fürsten. Allein er verstellte sich völlig, und nahm die ernsthafteste Mine des Zutrauens und der Furchtlosigkeit an. Er suchte den Argwohn der andern Fürsten zu widerlegen, und ihnen zu zeigen, daß der Kaiser auf nichts weniger, als die Unterdrückung der Religionsmeynungen denke. Der Krieg gegen Frankreich, und die raschen Eroberungen der Türken in Ungarn brachten auch wirklich den Kaiser zu einer nachgebenden Gelindigkeit gegen die innern Feinde in Deutschland, und bestärkten die Vorstellungen Morizens. Dieser aber erhöhte sein Verdienst um den Kaiser desto mehr, und beeiferte sich, nach den genauesten Maasre-

geln und durch alle mögliche Gefälligkeiten, ganz der Gunst Carls und Ferdinands versichert zu werden.

Dem ohnerachtet war er der Religion mit Treue ergeben, zu welcher er sich bekante. Die Kunst aber war der Verwunderung werth, womit er sich zu verstellen wuste. Er war entschlossen das lutherische System, aber nicht dessen Fürsten zu beschützen. Er suchte die Vortheile, welche er bey diesem System, als Regent hatte, mit denen zu verbinden, die er hoffen konte, wenn er wider die Vertheidiger dieses Systems stritte. Den Einladungen zu den Versamlungen der schmalkaldischen Bundesgenossen gab er zur Antwort, daß er der Reinigkeit der Religon getreu bliebe, mit den politischen Absichten aber sich nicht verwirren wollte: und bey diesem Entwurfe blieb er beständig. Er handelte lieber für sich, als mit andern. Theologen war er bereit zu schicken, wenn sie die schmalkaldischen Fürsten verlangten, aber nicht geheime Räthe.

Um seinen Plan gehörig auszuführen, und sich durch jedes Mittel die Gunst des Kaisers und des römischen Königs Ferdinand, immer mehr und mehr zu befestigen, stand er, im Jahr 1543, indessen sich die übrigen Protestantischen Fürsten weigerten, oder schlechte Hülfe gaben, Ferdinanden in dem Kriege gegen die Türken eifrig bey. Er ging persönlich mit seinen Völkern nach Ungarn, und zeigte für Ferdinanden den lebhaftesten Eifer. Seine Herzhaftigkeit erwarb ihm glänzenden Ruhm, und den Nahmen des Helden: die Kühnheit aber, die jungen Helden eigen ist, stürzte ihn in die augenscheinlichste Gefahr des Todes. Der Marggraf Joachim, welcher das Heer gegen die Türken

ken als Oberfeldherr anführte, schien seiner jugendlichen Hitze zu schläfrig. Als sich daher einmal ein grosser Haufen Türken, gleich vor dem Lager, im Felde sehen ließ, konte Moriz diesen Uebermuth der Feinde nicht vertragen, sondern ergrif mit rascher Hitze die Waffen, und befahl seinen Völkern, sie sollten ihm ohne Verzug nachfolgen. Da er zu schnell voran ritt, und seine Truppen nicht erwartete, gerieth er, ehe er es sich versahe, indem er einigen Flüchtlingen nachjagte, mitten unter die Feinde. Ein einziger Ritter war bey ihm. Moriz stritt tapfer gegen eine umringende Schaar, sein Pferd aber wurde ihm getödtet, und er fiel mit darnieder. Der Tod schien unvermeidlich. Indem aber die Feinde mit Eröfnung seines künstlichen Helms emsig bemüht waren, um zu erkennen, wer er wäre, hieb der begleitende Ritter auf die Feinde ein, und wendete den Tod dadurch von dem Herzoge auf sich selbst. Indessen kam ein neuer nacheilender Haufen von seinen Völkern zu Hülfe, und errettete ihn aus den Händen der Türken. Ein Freudengeschrey bewillkomte ihn, als er wieder in dem Lager ankam, wo ihn jederman längst für todt gehalten hatte. Der Feldzug war dennoch ohne grosse Folgen: die Kaltsinnigkeit der Verbundnen hemte jede grosse Unternehmung. Moriz trug den vornehmsten Ruhm der kühnsten Tapferkeit allein davon, und ging, zufrieden mit sich selbst, in sein Land zurück.

Hier theilte er seine Zeit unter Vorbereitungen auf vermuthete künftige Vorfälle, und Einrichtungen verschiedner Landesangelegenheiten, von welcher letztern Beschäftigung die itzo noch blühenden sächsischen Pro-

vinzialschulen, zu Pforta, Meissen und Grimme, welche er anlegte, und mit fürstlicher Wohlthätigkeit beschenkte, ein dauernder Beweiß sind. Zu den Vorbereitungen auf die Zukunft gehörten die sorgfältigen Befestigungen der Städte Pirna, Dresden und Leipzig. Moriz machte, wie weise Helden pflegen, den Frieden zu einer Hülfe des Krieges; weil er vorhersahe, daß die gegenwärtige Gährung in seinem Deutschland einen Krieg verursachen muste. Da sein Ehrgeiz und Interesse die fortgesetzte Freundschaft mit dem Kaiser erforderte, so waren Gränzfestungen sehr nöthig.

Das kühne Betragen der protestantischen Fürsten, welche sich dem Kaiser immer muthiger widersetzten, und aus einem sehr harten Tone sprachen, reitzte den Zorn, welcher bloß itzo, wegen der furchtbaren Drohungen des Krieges mit den Türken und mit Frankreich zugleich sich unter der gewöhnlichen Verstellung Carls verbarg. Auf dem Reichstag zu Speyer sah sich Carl gezwungen die grösten Vortheile den protestantischen Fürsten zuzustehen, um seine Endzwecke voritzt zu erlangen. Seine List gelang ihm, da das ganze Reich insgesamt den Krieg gegen den König in Frankreich erklärte, und auch Hülfe gegen die Türken versprach. Carl, dessen Verschlagenheit nur seinen Zorn gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen aufschob, gab gern zu, was er einst mit den Waffen wiedernehmen wollte; und Moriz fuhr fort, seine Gunst zu erschmeicheln.

Wo er hoffen konte, den Kaiser nicht zu beleidigen, stand er den Protestantischen Fürsten um so viel eifriger bey, weil er sich dadurch auch einiger maassen

auf

auf ihrer Parthey zeigen konte. Aus diesem Grunde der schlauen Politic unternahm er selbst, im Jahr 1545, mit seinem Schwiegervater, dem Landgraf von Hessen, einen Feldzug gegen den Herzog von Braunschweig, Heinrich; dieser Fürst war schon vor einigen Jahren, von den Schmalkaldischen Bundesgenossen, mit denen er Händel hatte, bekriegt, und seiner Länder beraubt worden. Der Kaiser hatte seine Länder, nach dem Schlusse des Reichstages Regensburg, in Sequestration genommen. Heinrich, der von dem Intriguengeiste des sechszehnten Jahrhundertes ebenfals belebt wurde, sann auf Mittel, wiederum sein Gebiet zu erobern. Der König in Frankreich führte eben mit England einen heftigen Krieg, und trug dem Herzoge Heinrich auf, um seine Armee zu verstärken, Hülfstruppen in Deutschland für ihn anzuwerben. Heinrich warb mit dem französischen Gelde, welches er richtig erhielt, eine beträchtliche Anzahl Truppen. An statt aber dieselben nach Frankreich zu führen, drang er, an ihrer Spitze, plötzlich in seine Länder, um sich derselben, in schneller Ueberraschung, zu bemächtigen.

Der Landgraf von Hessen, ging mit einer Anzahl Truppen, in grosser Geschwindigkeit dem unbesonnenen Herzoge Heinrich entgegen. Moriz kam selbst dem Landgrafen mit einigen Völkern zu Hülfe, um den Feind der protestantischen Fürsten zu züchtigen und wegzujagen. Weil der Kaiser dessen Länder in Sequestration genommen hatte, so war er sicher, auch diesen nicht dadurch zu beleidigen. Als Heinrich sahe, daß er der Gewalt nicht widerstehen könte, da seine ungeübten Völker, mehr zu plündern, als zu fechten verstunden, so

suchte er Friedensunterhandlungen, und wendete sich an Morizen, weil des Landgrafens Hitze zu gefährlich war. Moriz ließ sich in diese Unterhandlungen ein, und sprach endlich selbst den Herzog Heinrich mündlich. Philipp, der Landgraf, wollte von keinen andern Bedingungen hören, als der Gefangenschaft, und setzte den feindlichen Völkern indessen heftig zu. Heinrich sah sich endlich gezwungen, auf die gegebnen Versprechungen des Herzogs Moriz, daß er die allergelindesten Begegnungen beym Landgraf und dem Churfürst von Sachsen für ihm auszuwirken suchen wolle, sich nebst seinem ältesten Sohne zu ergeben. Er wurde in der Gefangenschaft behalten, worinnen er bis auf einen neuen Zeitpunct bleiben muste. Weil Moriz allein gar nicht fähig war, ihn in Freyheit zu setzen, sondern dieses mehr dem Landgraf und Churfürst überlassen muste, so nahm daher die alte geschworne Feindin grosser Männer, die Verläumdung, Gelegenheit vom Herzog Moriz auszubreiten, daß er durch betrügerische Künste der Zuredungen und List Heinrichen in die Gefangenschaft gebracht, und unglücklich gemacht habe. Die Verläumdung verfolgte überhaupt unsern Fürst sehr; denn seine politische Schlauheit kam ihr immer in den Weg.

Er bemühte sich dennoch, so viel ihm möglich war, das Schicksal des Gefangnen zu erleichtern, und ladete deßwegen den erzürnten Churfürst, Johann Friedrich, zu einer persönlichen Unterredung nach Schellenberg ein. Die Folgen dieser Zusammenkunft waren für Heinrichen nicht wichtig; aber für unsern Fürst zeichneten sie die Grenze einer sehr mäßigen Lebensart. Bey einem Gastmahle voller Pracht und Ueberfluß, verletzte

letzte man durch die Heftigkeit des Trinkens die Gesundheit. — Ein gleichzeitiger Schriftsteller erzehlt, „daß „der Pokal und Gläserkrieg hier zu stattlich seinen Fortgang gehabt habe.„ — Verschiedne von dieser Gesellschaft fielen in gefährliche Krankheiten, und Moriz selbst wurde mit grosser Mühe der geschicktesten Aerzte errettet. Von dieser Zeit an beobachtete er beständig die gröste Mäßigkeit.

Nunmehro aber fingen die Quellen der deutschen Zwietracht an sich zu ergiessen, und führten einen bürgerlichen Krieg in unser Vaterland. Hier ist es nöthig die Verkettung der Vorfälle und Absichten zu beschreiben, damit man die wahre Lage unsers Fürsten sieht.

Carl, dieser ehrgeitzigste und arglistigste der Monarchen, bemühte sich nun den gelegnen Zeitpunct zu nutzen, und seinen Plan auszuführen, den er schon längst erdacht hatte. Schon längst haßte er die Protestanten, nicht so wohl, weil ihre Meynungen von den allgemeinen Meynungen der Kirche verschieden waren, denn Bigotterie und Aberglaube war gewiß nicht sein Fehler, sondern weil er anfänglich durch ihre Unterdrückung den Pabst sich in seinem Kriege mit Franz, dem Könige in Frankreich, verbindlich machen wollte, und nachher, da diese Unterdrückung, wegen eben dieses Krieges, nicht leicht möglich war, und er sie dennoch entrüstet hatte, er selbst, als Kaiser von ihnen beständige Widersprüche und Hemmungen seiner ehrgeitzigen Absichten erlitten hatte. Die kühnen Schritte, welche die Protestanten gegen die kaiserliche Autorität wagten, kamen dazu. Den schmalkaldischen Bund, der seit 1530 öfters wiederhohlt, und mit neuem Feuer belebt wurde, konte Carl als eine

gefährliche Ligue betrachten, die den kaiserlichen Ehrgeitz, nach Gefallen, einschränken wollte; und vielleicht der so genannten heiligen Junta nachahmen würde, die die schrecklichsten Empörungen in Spanien angezettelt hatte. Vielleicht liesse sich, dachte er, in Deutschland auch endlich von ihm das nachahmen, was er gegen die heilige Junta in Spanien gethan hatte, und wie herrlich war der Plan für einen Carl den fünften — eine unumschränkte kaiserliche Herrschaft in Deutschland zu errichten. — Konte er die protestantischen Fürsten unterdrücken, so gab der übrige Theil des deutschen Reichs aus Furcht für den Sieger, dessen Macht ohnehin die gewaltigste war, leicht nach, oder wurde leichter besiegt. So war alsdenn ein Theil von Italien, die Niederlande, Spanien, Böhmen nebst Schlesien, Ungarn, Oesterreich und ganz Deutschland der unumschränkten Herrschaft seines Hauses unterthan. Welch eine Macht!

Diesen Plan aber, für Deutschland, auszuführen, und vorerst die schmalkaldischen Bundesverwandten zu vertilgen, verboten die heftigen Kriege mit Frankreich, und dem türkischen Sultan Solyman. Nachdem aber der Friede zu Crespy am 18 September 1544 mit dem Könige von Frankreich geschlossen war, und man auch endlich 1545 einen fünfjährigen Waffenstillstand mit den Türken errichtet hatte, der Pabst selbst auch sich sehr gefällig bezeigte, so glaubte die tiefe Politic Carls, daß es nunmehr der rechte Zeitpunct sey, die Feindseligkeiten gegen die Protestanten anzufangen. Dennoch aber war es der schlauen Argliſt Carls gemäß, so lange, als es nur seyn konte, sich zu verstellen, und

einige dieser Parthey selbst auf seine Seite zu ziehen. Der junge feurige Herzog Moriz, für dessen Muth sich der Kaiser am meisten fürchten mochte, war leicht zu gewinnen, wenn man nur die Springfeder seines Interesse in Bewegung setzte; und diesen Kunstgrif vergaß man nicht. Carl schmeichelte ihm, da er selbst diesen Monarch zu seinen Gönner zu machen suchte, und von diesem Wohlwollen seine weitern Entwürfe nährte.

Die Unterhandlungen mit dem Pabste bestätigten Carls hohe Absichten. Man schritt nunmehro zu einem, schon lange beschloßnem, Concilio; und dieses ward 1546 am 18 Januar zu Trident eröfnet. Dieser Schritt gegen die Protestanten war eben so wichtig als furchtbar. In den Niederlanden wurden Völker geworben, der Pabst selbst versprach Hülfstruppen zu senden, welche auch endlich ankamen.

Nothwendig konten weder diese Vorbereitungen, noch ihre Absichten, den schmalkaldischen Bundesgenossen verborgen bleiben. Die Zärtlichkeit für ihre Religionsmeynungen und Sicherheit machte sie ohnehin sehr aufmerksam und furchtsam, so wie die menschliche Natur bey jedem Gegenstande, den eine Person heftig liebt, zu seyn pflegt. Ihr brünstiger Eifer für die angenommene reinere Religion muste durch die abscheulichen laster der hohen Catholischen Geistlichkeit vermehrt werden, die mit der unbesonnensten Unbedachtsamkeit ausgeübt worden. — Indeß das Concilium die Mißbräuche und laster der Geistlichkeit abschaffen will, gibt der oberste Priester, der häßliche Pabst Paul, seinem unehrlichen Sohne die Herzogthümer Parma und Piazenza — dieser Sohn eines Pabstes war noch dazu

ein fluchwürdiger, verabscheuungswürdiger Mensch. Wer sollte nicht da sich entsetzen? —

Wäre die Einigkeit der schmalkaldischen Bundesverwandten fester gewesen; allein, bey mehrern verbundnen Fürsten ist Einförmigkeit der Gesinnungen fast niemals gewesen, weil sie nicht leicht seyn kan; so würde der Erfolg für den Kaiser, ohnerachtet aller seiner Verschlagenheit und Staatsklugheit, gewiß traurig geworden seyn. Die zwey Häupter der protestantischen Ligue bildeten einen Widerspruch von Charakteren. Philipp der Landgraf von Hessen war thätig, feurig, entschlossen, und verband Politie mit Wärme für die Wahrheiten seiner Religion. Der Churfürst Johann Friedrich war läßig, unentschlossen, und wollte aus einer gewissen frommen Bigotterie, die auf ein liebenswürdiges Herz sich gründete, den Regeln der weisen Politie nicht folgen. Daher entstand eine Art von Mißverstand in der Verbindung der Protestantischen Fürsten, welche nichts gutes weissagte. Morizen bewog die Einsicht in diesen Zusammenhang der Umstände, daß er sich damit gar nicht verwirren wollte. Johann Friedrich, der Churfürst, dessen, vielleicht übertriebne, Liebe für Luthern ihn zur Nachahmung aller seiner Züge reitzte, hatte durch Heftigkeit, und deren Ausdrücke den Kaiser Carl persönlich beleidigt *). Er schien nicht zu wissen, daß die Handlungen und Reden eines Fürsten und eines Privatgelehrten sehr verschieden seyn müssen. — Durch die Unbedachtsamkeit bey seinem, gewiß redlichen, Eifer, hatte

*) Er pflegte ihn zuweilen bloß, Carl von Gent zu nennen, und äuserte solche Gesinnungen, als wenn er ihn gar nicht für einen Kaiser erkennen wollte.

hatte er sich die Rachsucht Carls ganz vorzüglich erweckt, und eine tückische Hitze sich zugezogen. Ihn suchte Carl ganz vorzüglich zu stürzen, und seine Religionsverwandten, mit den gewöhnlichen Kunstgriffen, von ihm abwendig zu machen. Beym Moriz, einem Fürst der eifersüchtigen Albertinischen sächsischen Linie, der auserdem hohen Ehrgeitz besaß, war diese Versuchung ungemein leicht.

Man kent aber weder den Zusammenfluß der Umstände, noch besitzt man eine pragmatische Einsicht dieser Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts, wenn man glauben will, daß der Landgraf von Hessen, Philipp, gegen den Churfürst, Johann Friedrich, vom Kaiser, zur Untreue und Verrätherey bewogen worden sey. Der Kaiser haßte aus Furcht den Landgraf ebenfals, und war viel zu klug, um das zweyte Haupt der protestantischen Ligue zu seinem vertrauten und geheimen Freunde zu machen. Würde denn Philipp, welchen Carl nachher selbst auf die boshafteste Art der Arglist gefangen nahm, wenigstens, nach der Befreyung aus der Gefangenschaft, gar nichts davon bekant gemacht haben? Da er unter hundertfachem Vorwande die so genante Untreue hätte verdecken, beschönigen, und den Kaiser äuserst verhaßt machen können? Würde Philipp, der sein eigen Interesse am wenigsten vernachläßigte, nicht, so wie Moriz, einige Belohnung, sich bedungen haben? Würde der Kaiser wohl den Landgraf selbst in die Acht erklärt haben? — Kurz, man betrachtet die Begebenheiten mit schielenden Augen, wenn man sich nur einfallen läßt, daß Philipp wirklich, aus Verrätherey, insgeheim auf die Seite des Kaisers getreten, und ein geheimer

Feind

Feind Johann Friedrichs geworden sey. Ein einziger Razeberger, der überhaupt von den Triebfedern seiner Zeiten schlecht unterrichtet ist, und Muthmassungen der unverständigen Eiferer, die ein schwaches Gerücht der Verläumdung verursachten, aufschrieb, verdient keinen Glauben, wenn er, ohne Kentniß der zusammen verwebten Umstände, erzehlt. Die Wahrheit ist diese, wozu ächte Kenner, schon vor uns, die einzelnen Bestandtheile aufzeichneten.

Philipp, der Landgraf von Hessen, dessen geschäftiger Geist immer gute und schnelle Maasregeln ergreifen wollte, und nur durch andre daran gehindert wurde, hatte auf alle Bewegungen des Kaisers die gröste Aufmerksamkeit, und da er die List Carls kante, auch immer den grösten Argwohn. Er ließ denselben besonders auf dem Reichstag zu Speyer, 1544, sehr deutlich merken. Carl, der zu eben dieser Zeit von den deutschen Fürsten Beystand gegen Frankreich verlangte, und die innerlichen Unruhen in diesem Reiche nothwendig zu hemmen suchen muste, schmeichelte den protestantischen Fürsten mit der geflissendsten Sorgfalt. Besonders suchte er den gefürchteten ungestümen Charakter des Landgrafs von Hessen zu besänftigen. Hätte Carl es damals gewagt, dem Landgraf ein Bündniß gegen Johann Friedrich anzutragen, so hätte der ohnehin argwöhnische Landgraf gewiß so gleich daraus die Absicht des Kaisers vermuthet, eine Religion zu stürzen, für deren Vertheidigung er die Waffen ergriffen hatte, und das äuserste zu wagen entschlossen war. Carl hätte durch einen Antrag von der Art, wie sich Razeberger einbildet, seinen ganzen Charakter und alle Klugheit ver-

verleugnet. Die reinere Geschichte erzehlt uns, daß der Kaiser, nicht bloß dem Landgrafen Philipp, sondern auch dem Churfürst von Sachsen, und allen Protestanten schmeichelhafte Gunstbezeugungen, und selbst wichtige Vorzüge erwieß. Durch diese Politic wurden die schmalkaldischen Bundesgenossen damals, wo nicht eingeschläfert, dennoch einiger maassen beruhigt. Philipp, der Landgraf von Hessen, war der erste unter ihnen, welcher neuen Argwohn faßte, so bald der Friede zu Crespy mit Frankreich, und nachher auch der Waffenstillstand mit den Türken geschlossen war. Er vermuthete, daß der Kaiser diesen Zeitraum von auswärtiger Ruhe zur Unterdrückung des schmalkaldischen Bundes nutzen würde. Einen sichern Beweiß, daß ihn Treue mit diesem Bunde verknüpfte, gab er durch die Rathschläge in der Versamlung zu Frankfurth. Wenn man ihnen mit unternehmendem Eifer gefolgt wäre, so hätten die Schicksale Deutschlands einen ganz andern Gang genommen. Da aber keine Eintracht unter den Verbundnen war, und besonders der Churfürst dem Landgrafen oft widersprach, so überraschte endlich die List des Kaisers die Unentschloßnen, die zu wenig handelten. Das System der Verbundnen wankte, und da jeder seine besondre Meynung hatte, fehlte der Nachdruck, den ihnen eine Einförmigkeit des Plans hätte geben können.

Philipps Besorgniß wurde durch jeden Umstand vermehrt, der nur bedenklich scheinen konte, und sie wurde es um so viel mehr, da er über die Gesinnung, welche der Churfürst hatte, insgeheim unzufrieden war. Der Churfürst verließ sich zu sehr auf die Heiligkeit seiner

ner Sache, und achtete viele Maasregeln der feinsten Klugheit nicht. Philipp war nicht so kurzsichtig. Als der Kaiser Zurüstungen in den Niederlanden machen ließ, und man leicht die bevorstehende Gefahren vorher sehen konte, so wendete sich der Landgraf an den Granvella, dem, wie er wuste, alle Entwürfe seines Herrn bekant waren, und erkundigte sich mit Ernst um die Ursache der Zubereitungen. Granvella gab starke Versicherungen, daß der Kaiser an nichts weniger dächte, als die Ruhe in Deutschland zu stören. So wurde der Landgraf selbst hintergangen. Wie unbillig ist man, wenn man denjenigen der Verrätherey beschuldigen will, der eben am hitzigsten für das Wohl seiner Bundesverwandten arbeitete!

Unter diesen zweydeutigen Aussichten, bey welchen die protestantischen Fürsten nicht ruhig blieben, sondern nun anfingen ihre Schicksale zu muthmassen, hielt der Kaiser einen Reichstag zu Regensburg, 1546. Das Mißtrauen der schmalkaldischen Bundesgenossen hielt sie von der persönlichen Erscheinung auf diesem Reichstage ab. Es war gewiß, daß nunmehro sich das Feuer des Krieges entzünden würde.

Moriz blieb seinem Plane, bey diesen Vorfällen, getreu. Er begab sich selbst im May, nach Regensburg, und pflog mit dem Kaiser Unterredungen; von dessen Gunst sein Ehrgeitz hohe Entwürfe der Zukunft erwartete. Hier war es nun, wo Moriz einen Schritt that, welcher ihm Vorwürfe von dem grösten Theile seiner Zeitgenossen, und der Nachkommen zugezogen hat.

Moriz läßt sich zu Regensburg in ein geheimes Bündniß mit dem Kaiser ein. Er verbindet sich mit dem Kaiser wider seinen Vetter, und erhält die Versicherung, die Churwürde und das damit verbundne Land seines Vetters zu erhalten.

Die Gerechtigkeit, sagt man, die stärksten Grundsätze der menschlichen Gesellschaft, und Treue, und Rechtschaffenheit ist durch dieses Bündniß vom Herzog Moriz beleidigt worden. — Sein Biograph befindet sich bey diesem Vorwurfe in Verlegenheit. Er befürchtet, daß man ihn für partheyisch halten möchte, wenn er die Handlung des Fürsten, dessen Leben er schildert, vertheidigt. Man kan jede Sache von zwey Seiten betrachten; nachdem man den Standort annimt, verändert sich die Vorstellung der Dinge. Es wäre hier nicht schwer, eine weitläuftige Vertheidigung für Moriz herzusetzen, und reiche Betrachtungen anzustellen. Allein der Geschichtschreiber soll bloß pragmatisch erzehlen, und der Leser wird urtheilen.

Der Herzog Moriz sah, als ein Kenner der Staatsklugheit, und weiser Fürst, den Ausgang des Schmalkaldischen Bundes und das Unglück seines Vetters, des Churfürsten, vorher. Der mächtige Carl, der Franzen besiegt, die Spanier gedemüthigt, dem türkischen Sultan Furcht eingeprägt hatte, war ja wohl fähig, einen Churfürst zu überwinden. Und nach der Ueberwindung dieses Churfürsten sah Moriz Carln mit Hitze dürsten, weil er ihn als den Urheber der deutschen Unruhen betrachtete. Es war sicher, daß Johann Friedrich den grösten Theil seiner Länder verliehren würde. Und nun muste es unserm Fürst doch lieber seyn,

daß

daß er sie selbst, als ein andrer bekam. — Sollte er auf die Seite seines Vetters treten, und ihn vertheidigen helfen? — So verlohr nicht nur Johann Friedrich, sondern er selbst auch sein Land. Denn bey den schlechten, ganz unklugen Anstalten der schmalkaldischen Bundesgenossen konte mit aller Politic, und Tapferkeit, dennoch nichts grosses ausgerichtet werden. Ueberdem betrachtete Johann Friedrich unsern jungen Fürst immer noch als seinen Zögling, der ihm gehorchen müsse; und doch übersah der Zögling seinen Lehrmeister vollkommen. Wenn man fühlt, daß man jemanden übertrift, und ihn ganz übersieht, dieser aber sich dennoch eine Autorität anmassen will; so entsteht ein Widerwille und Abneigung, der leicht, beym Reitze der Gelegenheit, in Beleidigung übergeht. Aus diesem Grunde entstand die persönliche Abneigung Morizens vom Churfürsten. Unser Fürst wuste, daß es noch nicht gleich um die Religion geschehen wäre, wenn auch Johann Friedrich gedemüthigt würde, und seine tiefe Einsicht in das Staatssystem von Europa zeigte ihm auch die Schwierigkeiten einer unumschränkten kaiserlichen Gewalt. Die Schmeicheleyen des Kaisers, der ihn öfters seinen Sohn zu nennen pflegte, die Furcht für diesen Monarchen, und die Hofnung, die dieser gab, alles ihm zu schenken, was man dem Churfürst abnehmen würde; — die stärksten Springfedern der selbstischen Leidenschaften in Bewegung durch die Maasregeln der Klugheit gebracht — wie viele Ursachen trieben unsern Fürst, die Parthey des Kaisers zu ergreifen! Wer fähig ist, sich in das ganze System der Umstände zu versetzen, in welchem sich Moriz befand, der frage sich selbst, was er hier

gethan

gethan haben würde? — Wenn man nicht aus diesem Gesichtspuncte sieht, kan man nicht richtig urtheilen.

Da aber nun einmal Moriz auf die Seite des Kaisers getreten war, so erfoderte auch die Kunst einer listigen Weisheit, diesen Vertrag mit dem Kaiser so geheim als möglich zu halten. Als ein Meister der Verstellung wuste unser Fürst sich immer noch einiges Zutrauen bey den schmalkaldischen Bundesgenossen zu erhalten, welche wenigstens glaubten, daß er einen blossen Zuschauer beym bevorstehenden Kriege abgeben wolle.

Um jeden Kunstgrif dabey in Bewegung zu setzen, berief Moriz, gleich, nach seiner Rückkunft von Regensburg, seine Landstände zusammen, und fragte um ihren Rath bey dem Kriege zwischen dem Schmalkaldischen Bunde und dem Kaiser. Die Landesstände gaben just denjenigen Rath, den Moriz wollte, und glaubten, daß es unschicklich seyn möchte, wider den Kaiser sich in einen Krieg einzulassen. Man wird leicht einsehen, daß der Fürst seine Ursachen hatte, so zu verfahren. Er bot hierauf mit der grösten Verschlagenheit seine Vermittlung zwischen den Erzürnten an, und that dadurch dem Kaiser einen grossen Gefallen, weil er diese Zwischenzeit zu neuen Zurüstungen nöthig hatte.

Indessen brach das Feuer aus. Auf eine von den verbundnen Fürsten an den Kaiser ergangne Erklärung wegen ihrer Sicherheit und Religionsfreyheit antwortete der Kaiser, den 20 Julius desselbigen Jahrs, 1546 mit der Reichsacht; womit er den Churfürst von Sachsen, den Landgraf von Hessen, und alle Anführer

des Bündnisses bestrafte. Die Verbundnen kündigten nun dem Kaiser den Krieg an, und unser Vaterland sah wichtigen Auftritten entgegen.

Der Churfürst von Sachsen reißt zur Armee der protestantischen Bundsgenossen ab, und empfiehlt sein Land dem Herzog Moriz in Schutz; so sehr hatte der Herzog seine geheime Unterhandlungen mit dem Kaiser zu verbergen gewußt. Aber die Abreise des Churfürsten gab dem Geheimniß sein Ziel, und dem verdeckten Plane seine Ausführung. Und wenn auch itzt Moriz seinen Plan hätte verändern, und des Churfürsten Länder beschützen wollen, so war es nun zu spät. Auf der einen Seite schwebte ihm die Gefahr des verderblichsten Krieges vor Augen, und der Grimm des Kaisers, wenn er nicht Versprechung erfüllte: auf der andern ein neues Land, die Churwürde, und Gunst des Kaisers. Was sollte Moriz wehlen? Er wehlte, was man vorher sehn kan, wenn man die menschliche Natur nur etwas kent: er beschloß das Land des Churfürsten, in seiner Abwesenheit, zu erobern.

Es hätte zu offenbaren Abscheu erweckt, wenn er, ohne Umstände, Länder, die ihm so zu sagen anvertraut waren, so gleich hinweg genommen hätte. Die Schlauheit der Vorsicht wollte, daß er dazu vor den Augen der Welt gezwungen würde. Er begab sich daher nach Böhmen, und unterredete sich mit dem römischen Könige Ferdinand. Dieser ließ hierauf verschiedne von seinen Völkern in die Länder des Churfürsten einrücken, und drohte sie völlig in Besitz zu nehmen. Nun war Moriz sich selbst der nächste, und wollte lieber ein Land, das sonst ein Fremder wegnahm, für sich selbst erobern.

Die-

Diese Nothwendigkeit war noch nicht hinreichend, zur guten Entschuldigung. Der Kaiser Carl sendete also unserm Fürst die Reichsacht des Churfürsten zu, und „befahl ihm, als Kaiser, die Treue und Pflicht, die er dem Oberhaupte des deutschen Reichs schuldig wäre, zu beobachten, sich der Länder des geächteten Churfürsten, diesem Befehl zufolge, so gleich zu bemächtigen, und dieselben zu behalten.„ Dem Befehle wurden Drohungen beygefügt, wenn er nicht erfüllt würde: man wollte den Herzog Moriz als einen Mitschuldigen derer in die Reichsacht erklärten Fürsten ansehn, und ihn auf gleiche Art strafen, wenn er nicht Gehorsam leistete.

Kan wohl jemand, der gern, aus Politic, gezwungen seyn will, etwas zu thun, mehr gezwungen werden, als unser Fürst anitzt? Nun schien zwischen seinem völligem Verderben, und der Eroberung des Churfürstenthums Sachsen, kein Mittelweg zu seyn. Er muste seinem Vetter sein Land wegnehmen, oder die schon eingerückte Ungarische Armee Ferdinands nahm es weg, und fiel nachher in sein eigen Land ein. Nichts schien weiter übrig zu seyn, als so gleich Johann Friedrichs Besitzungen zu erobern.

Dennoch berief vorher Moriz nochmals seine Landesstände, und hörte ihre Rathschläge, bey so bedenklichen Umständen, in einer Versamlung zu Freyberg an. Nachdem man ihnen die grosse Verlegenheit, in welcher sich ihr Fürst befand, sehr weitläuftig gezeigt hatte, so unterstützten sie, mit Bitten und Vorstellungen die Gesinnung des Herzogs, und drangen in ihm, das Churfürstenthum Sachsen, wozu er nun der nächste war,

nicht in fremde Hände kommen zu lassen. Ja selbst, in ihren Nahmen zugleich, meldeten sie, mit ihrem Herzoge Moriz, dem abwesenden Churfürst den gefaßten Entschluß.

Man trug dem Churfürst an, daß Herzog Moriz seine Länder indessen in Besitz nehmen wolle, damit keine fremde Herrschaft sich ihrer bemächtigte, und diese Eroberungen sollten, so bald der Kaiser seine Einwilligung dazu geben würde, wiederum abgetreten werden. Es war natürlich, daß der Churfürst diesen Vorschlag mit Verachtung verwarf. Der Landgraf machte seinem Schwiegersohne nunmehr selbst die heftigsten Vorwürfe, und beschuldigte ihn der Verrätherey, und der schnödesten Undankbarkeit. Nicht bloß aber diese protestantischen Fürsten, sondern die ganze bey Ingolstadt gegen den Kaiser stehende Armee wurde von dem hitzigsten Hasse gegen Moriz entzündet. Man nante ihn den Verräther der Religion, den Beleidiger der Gerechtigkeit, und alles, was Abscheu und bittrer Haß erfinden konte, brach gegen ihn aus. Von der Wuth beeifert sang jener Schimpflieder auf ihn, dieser breitete Satyren aus; die Prediger polterten auf der Kanzel gegen ihn, die Schriftsteller bewafneten ihren Witz, der gemeine Mann fluchte, und der Haß ergoß sich allgemein.

Weil ein heftiger Haß gar zu leicht von dem Hauptgegenstande auf alle diejenigen, die mit demselben in genauer Verbindung stehen, unbemerkt überfließt, so gerieth der Landgraf Philipp, weil er der Schwiegervater Morizens war, selbst in den Verdacht, daß er den Antheil des Bewußtseyns an dem Plane des Herzogs

zogs

zogs Moriz habe. Dennoch war es eben Philipp, der mit Lebhaftigkeit behauptete, als man, am 29 August das kaiserliche Lager bey Ingolstadt sehr schlecht befestiget fand, daß man von diesem Vortheile Gebrauch machen, und den Kaiser, der ohnehin noch schwach war, und erst Verstärkungen von Niederländischen Truppen erwartete, angreifen müsse. Als man diesen klugen Rathschlag verwarf, der einen sehr wahrscheinlichen Sieg versprach, so mehrte sich die Unzufriedenheit Philipps, und der schlechte Erfolg dieses Feldzugs war die Wirkung von den Fehlern der Verbundnen.

Es war schon der Herbst eingetreten, als Moriz aufbrach, und dem Feldzuge des Kaisers und der verbundnen Protestanten den Ausschlag gab. Noch war zwischen den kriegenden Heeren nichts wichtiges vorgefallen. Unser Herzog zog schnell seine Völker zusammen, welche wohlgeübt, munter, und durch die immer genau erhaltne Löhnung, wider die Gewohnheit dieser Zeiten, auch treu gemacht worden waren. Sein Heer bestand aus zwölf Regimentern zu Fuß, und 600 zu Pferde. Bey Leißnig, einem kleinem Städtchen in dem Gebiete Johann Friedrichs, stieß eine beträchtliche Anzahl von Völkern des römischen Königs zu ihm, und setzte ihn in den Stand, mit Lebhaftigkeit und Nachdruck die Waffen zu gebrauchen. So bald er hierauf vor Zwickau gerückt war, machte er öffentlich bekant, daß er nicht aus Feindschaft in die Länder seines Vetters, des Churfürsten, eingefallen wäre, sondern dieselben „bloß in Besitz nehmen wolle, bis zum „Austrag des itzigen Kriegs:„ man könne nun zwischen ihm und dem König Ferdinand wählen; einen

von beyden müsse das Churfürstenthum für seinen Herrn erkennen.

Die Macht ertheilte, wie immer, der Erklärung Nachdruck, und den Unterthanen Entschluß, sich zu ergeben. Mit wenigem Widerstande eroberte Moriz die vornehmsten Städte, und schlug die zurückgelaßnen Völker des Churfürsten vor sich hinweg. Alles ergab sich dem Drohenden, den eine starke Armee begleitete. Der Erobrer ging nach der Einnahme von Torgau auf Wittenberg, und setzte diese Stadt in Schrecken, von dem sie sich aber bald wieder erhohlte, und tapfer vertheidigte. Die Wuth des Zorns, in welchem die Bürger gegen den Herzog branten, und den sie durch Schimpf und Lästerungen bewiesen, machte die Eroberung dieser festen Stadt, bey der späten Jahreszeit unmöglich. Moriz muste die Belagerung aufheben. Wittenberg, Eisenach und Gotha blieben die Reste von den Besitzungen des Churfürsten; der übrige Theil des landes war ein Eigenthum unsers Moriz. Er ließ seine Völker die Winterquartiere beziehn, doch mit derjenigen Vorsicht, welche nöthig war, um bey jedem Vorfalle von neuem im Felde zu erscheinen, weil man die Rückkunft des Churfürsten mit einem Heere befürchtete.

Gleich bey der ersten Nachricht von den reissend schnellen Eroberungen Morizens wollte der Churfürst in sein Land zurückgehn, und dem Feinde Einhalt thun. Nur mit Mühe erhielt man ihn bey der Armee der Verbundnen; dennoch nicht lange. Da die Klagen seiner Unterthanen zunahmen, und er sein Land besonders von der ausschweifenden zügellosen Barbarey der Ungarischen Völker verwüsten sah, so ließ er nicht ab, bis man in

die Theilung der Armee gewilliget hatte, und er brach mit einem starken Heere nach Sachsen auf.

Diese Theilung der protestantischen mächtigen Armee, die sich weit über siebzigtausend Mann belief, war das Ende alles Glücks, so wie sie der gröste Fehler der Fürsten war. So bald der Churfürst von Sachsen nach seinem Lande, mit einem sehr starken Heere, hinweg gezogen war, ging der gröste Theil der übrigen Armee, unter seinen Anführern, auch in sein Land zurück. So zerfloß die Macht, für welche allein sich der Kaiser noch fürchten konte, und in wenig Wochen sahen sich die meisten Fürsten des Bundes, einzeln genöthigt, des stolzen Carls Gnade zu suchen, welche er ihnen sehr theuer verkaufte; und unbedingten Gehorsam verlangte.

Noch war der Kaiser mit diesen Demüthigungen beschäftigt, und brauchte seine Völker dazu, als sein Bundesgenoß Moriz, dessen Unternehmung auf Sachsen die Trennung der feindlichen Armee, und das ganze Glück des Feldzugs erschaffen hatte, in die dringendsten Gefahren gerieth. Moriz hatte seine Völker schon in die Winterquartiere verlegt, als der Ruf plötzlich verbreitete: der Churfürst Johann Friedrich komme, um sein Land wieder zu erobern. Unser Herzog wollte dem Gerüchte keinen Glauben geben, weil er Nachricht bekommen hatte, daß der Kaiser über das verbundne Heer schon beträchtliche Vortheile erhalten hätte. Er konte sich nicht einbilden, daß man einen so groben Fehler begehen, und die gesamte Macht trennen würde. So war es aber; und der Churfürst eilte so plötzlich, so schnell, und weil er seine Völker in einzelnen Haufen gehen ließ, so unbemerkt nach Sachsen, daß seine An-

kunft die gröste Ueberraschung war. In Fulda versammelte sich das Churfürstliche Heer, welches an Macht dem Heere Morizens weit überlegen war, und drang von da eilfertig auf Moriz loß.

Die Sicherheit dieses Fürsten, ein gemeiner Fehler seiner Zeit, kostete ihm nun die gröste Unruhe. Er wurde über den Einbruch des Churfürsten, dem er sich nicht gewachsen fühlte, so bestürzt, daß er einen Courier über den andern an den Kaiser schickte, und Hülfe suchte, die dennoch nicht erfolgte, weil der Kaiser seine Armee nicht schwächen wollte. Er zog indessen von seinen Völkern, so viel, als er konte, zusammen, und ging vorerst selbst nach Leipzig, um diese wichtige Handelsstadt in Vertheidigungsstand zu setzen, weil er vorher sah, daß nicht nur seine Eroberungen verlohren gehen würden, sondern sein eigen Land in Gefahr stünde. Eben befand er sich noch zu Leipzig, ermunterte die Bürger zur Treue, und ordnete die Vertheidigung der Stadt an, als die Churfürstlichen Völker schon auf dieselbe anrückten. Die Herzoglichen Truppen hatten sich kaum mit der Flucht von Naumburg erretten können. So nahe war der Churfürst, der sich nach Halle wendete, und seine Soldaten daselbst die grösten Unordnungen und Verwüstungen ausüben ließ. Moriz ließ die Vorstädte von Leipzig abbrennen, und war anfänglich entschlossen, selbst in dieser Stadt den Feind zu erwarten. Da es aber zu gefährlich war, sich einer Belagerung zu überlassen, so ging der Herzog, nachdem Leipzig mit guter Besatzung war versehen worden, so schnell als er konte, nach Grimma, weil die Churfürstlichen Vortruppen sich schon in der Nähe von Leipzig blicken liessen.

Von

Von Grimma eilte Moriz flüchtig nach Dresden, indessen seine Völker Chemniz und Zwickau besetzen musten. Die Gefahr seiner andern Städte nöthigte ihn aber, bald Dresden zu verlassen. Er ging mit seinen schwachen Völkern nach Chemniz, und hier blieb er, um sich gegen sein Geschick zu vertheidigen. Freyberg, Annaberg und Grossenhayn wurden zu Waffenplätzen und Versamlungsörtern für neue Völker bestimt, und da Chemniz von Leipzig nur 8 Meilen entfernt ist, so konte die Aufmerksamkeit, welche er auf Leipzig richtete, täglich mit Nachrichten unterhalten werden.

Indessen war der Churfürst vor Leipzig gerückt, und bestürmt: diese Stadt heftig. Die Wuth seiner Soldaten machte die Belagerung fürchterlich. Sie hoften in der Plünderung dieser reichen Stadt die Belohnung für ihre Beschwerlichkeiten; und freuten sich schon, „daß sie die seidnen Waaren der Kaufleute an „ihren Lanzen einander würden zumessen können.„ Ueberhaupt ergoß sich die Erbitterung von dem Fürsten bis auf die gemeinen Soldaten herab, und ließ sich in alle diejenigen grimmigen Wirkungen aus, welche Feindschaften unter nahen Verwandten für andern Feindschaften auszeichnen.

Die Schwierigkeiten bey der Belagerung, welche mitten in dem härtesten Winter unternommen worden war, und der standhafte Eifer der Belagerten, um ihrem völligen Untergange zu entgehen, zwang endlich den Churfürsten, die Belagerung, so muthig sie auch ausgeführt war worden, aufzuheben, und seinen Soldaten die Ruhe der Winterquartiere zu geben, die aber von kurzer Dauer war. Die beyden feindlichen Heere lagen vier

Meilen von einander. Moriz blieb mit seinen Völkern zu Chemniz, und der Churfürst zu Altenburg.

Itzo lächelten die schönsten Aussichten dem Churfürsten, und der Kaiser sah, nebst Morizen, neuen unangenehmen Vorfällen entgegen. Der gröste Theil von Europa schien sich wider den Kaiser zu verbinden. Der alte eifersüchtige Feind Carls, der König von Frankreich, blieb bey der einzelnen Unterwerfung der protestantischen Fürsten an den Kaiser, und seinem anscheinendem Glücke in Deutschland, nichts weniger als gleichgültig. Er warb Truppen an, und ließ sich in schriftliche Unterhandlungen mit den Protestanten ein. Er wiegelte den ehrsüchtigen Sultan, Solyman auf; suchte den Pabst selbst auf Carls überwiegende Macht eifersüchtig zu machen, und reitzte die Könige von Dännemark und England zum Beytritte eines furchtbaren Bundes gegen den Kaiser Carl. Dieser fing an zu zittern.

Unter den trüben Blicken in die Zukunft, die ein Zusammenfluß von üblen Zubereitungen verfinsterte, schickte Carl, um den Herzog Moriz nicht ein Raub der Feinde werden zu lassen, demselben den Marggraf von Brandenburg, Albrecht, mit dreytausend Mann zu Hülfe. So bald Albrecht beym Herzog zu Chemniz angelangt war, sann man auf neue Unternehmungen gegen den Churfürst. Albrecht war ein hitziger, verwegner Krieger, der im kühnen, oft abendtheuerlichen Wagen seine Ergötzung fand. Ein Theil seines Heeres bestand aus eben so verwegnen Leuten, wie ihr Anführer selbst war. Beynahe hätte Moriz, solcher Unsinnigen wegen, sein Leben verlohren; als unvermuthet zwischen einigen betrunknen Ungarn und einigen von Albrechts

Soldaten ein Streit entstanden war, der in einen gegenseitigen Aufruhr ausbrach. Die Ungarn foderten die ihrigen zur Rache gegen Albrechts Soldaten auf, und da es diese ebenfals thaten, zogen zwey streitbare Haufen vor das Thor von Chemniz. Der Herzog begab sich unter sie, und wollte die Empörung stillen; als er aber einen frechen Ungarn, der ihn beschimpfte, aus übereilter Hitze verwundete, so wäre er selbst von der Wuth umgebracht worden, wenn ihn nicht einige von seiner Begleitung errettet hätten. — Die Erbitterung zwischen den Ungarn und Albrechts Soldaten dauerte fort, und gab Gelegenheit, daß der Marggraf etwas eignes auszuführen suchte.

Die Härte des Winters, welchen man in den Waffen zugebracht hatte, fing an sich zu mildern, und den Kriegern Freyheit zu geben. Beyde feindliche Armeen, die beynahe einander im Angesichte lagen, brannten für Begierde zu fechten. Beyde, Protestantische Krieger, haßten sich so, wie nimmermehr der Grimm des Religionszwists hassen kan. Denn Eigennutz beseelte die Feindschaft. — Der Marggraf Albrecht, den Hitze und Ungestüm trieb, beschloß, den Feind aufzusuchen. Er brach den 6 Merz 1547 auf, um mit einem Theile des Heeres Rochliz, ein Städtchen an der Mulda, zu besetzen, und dadurch in der Mitte zwischen dem Herzog Moriz und der Stadt Leipzig zu seyn, und sich so wohl mit jenem, als der Besatzung von Leipzig, nach Ereignung der Umstände, vereinigen zu können. Ein weiser Anschlag, der Leipzig deckte, und dem Herzog Moriz Gelegenheit, zu neuen Unternehmen, darbot. Albrecht kam glücklich in Rochliz an. —

Liebe, diese allmächtige Beherrscherin der Menschheit, die, wenn sie romantisch wird, die Weisen lächerlich, und Helden unglücklich macht, vereitelte itzo den klugen Plan. Ein Krieger, der sich dieser Verführerin, bey wichtigen Unternehmungen, überläßt, verdient doppelte Strafe, und Albrecht von Brandenburg erhielt sie auch. Die Geliebte war ihm nicht treu, und er selbst ward unglücklich.

Rochliz und das Gebiet herum gehörte der Wittwe des Herzogs Johann, des Prinzen von Herzoge George, dessen Land Moriz geerbt hatte. Diese fürstliche Wittwe war dem Churfürst Friedrich sehr ergeben; übrigens aber hatte man sie in dem Verdacht, daß sie ihren Leidenschaften ziemliche Freyheit, und der Liebe Gewalt liesse. Moriz kante den Charakter dieser Prinzeßin, welche die Schwester seines Schwiegervaters, des Landgrafs von Hessen war, ganz vollkommen, und auch die Neigung für das Interesse des Churfürsten. Er warnte also seinen Freund, den Marggraf Albrecht, als er nach Rochliz aufbrach, weil ihm der ausschweifende Sinn Albrechts Furcht erweckte — „Wenn du ja willst mein Schwager werden, sagte er, so siehe ja zu, daß es nicht mit unserm Schaden geschieht„ — Der Marggraf antwortete: Wenn ich zu ihr komme, so will ich schon daran denken.

Als er aber angekommen war, dachte er nicht dran. Die Reitze der Fürstin nahmen ein. Er überließ sich ihnen, und den Ergötzungen der Gastmähler und des Tanzens, vier Tage hindurch. Eh der fünfte erschien, ward er im Schlafe, vom Vergnügen berauscht, überfallen. Die Fürstin hatte ihren Gast nebst seinen

Völ-

Völkern an Johann Friedrich verrathen, welcher in der Nacht den Sorglosen überraschte, seine Völker angrif, und den Marggraf selbst, der in aller Eil sich auserhalb der Stadt zu seinen umher liegenden Soldaten begeben wollte, gefangen nahm. Die Ueberwindung und Niederlage der Marggräflichen Truppen folgte unmittelbar auf diese Gefangenschaft. — Die Verrätherey verschafte dem Churfürst Sieg und einen hohen Gefangnen; in wenig Wochen verwandelte eben dieselbe sein Schicksal in das Schicksal des Marggrafen.

Die Vortheile dieses wichtigen Sieges konten von vielen Folgen seyn, wenn man sie mehr genutzt hätte. Die Bestürzung bemächtigte sich, bey der Nachricht davon, der Völker des Herzogs Moriz. Er befürchtete so gar einen Aufstand, und ging mit seinem Heere von Chemniz nach Freyberg, um einige Verstärkungen von dem römischen Könige an sich zu ziehen. Allein auch hier hielt er sich nicht für sicher, und zog sich nach Dresden zurück.

Hätte der Churfürst seine Vortheile zu nutzen verstanden, und wäre, an statt im Circel herum Städte einzunehmen, selbst plötzlich auf Moriz losgegangen, so schien dessen Untergang unvermeidlich. Aber Johann Friedrich war nie geschäftig und entschlossen genug. Seine Seele zeigte sich öfters dem dicken, schwerfälligen Körper ähnlich, den sie bewohnte. Johann Friedrich war ein Held im Glauben, aber nicht im Kriege.

Man würde ihm Unrecht thun, wenn man ihm persönliche Tapferkeit, Muth und Eifer absprechen wollte, aber der Umfang der Eigenschaften, die den kriegrischen Helden machen, besonders die Entschlossenheit in

Rath-

Rathschlägen, fehlte ihm. Er bewieß dieses eben itzt, mitten unter Eroberungen. Moriz, der sich für verlohren hielt, wenn der Churfürst fortführe, seine Waffen gegen ihn zu gebrauchen, nahm seine letzte Zuflucht zu der Kunst, worinnen er seinem Vetter überlegen war, und schlug, mit schlauer List, eine Unterhandlung vor. Sie wurde ihm bewilliget, und er bekam dadurch einen kleinen Stillestand, den er allein wünschte. So bald die Unterhandlung abgebrochen war, und er befürchten muste, ganz von der kaiserlichen Armee abgeschnitten zu werden, eilte er von Dresden nicht ohne den größten Beschwerlichkeiten und schweren Gefahren, da eben Böhmen ganz in Aufruhr gegen seinen König war, nach Eger, wo der römische König Ferdinand sich mit einem geringen Heere aufhielt. Beyde Fürsten erwarteten mit Ungeduld den Kaiser.

Indessen eroberte der Churfürst die noch übrigen Städte des Herzogs Moriz, bis auf Dresden, Leipzig und Pirna. Er würde gewiß auch eine von diesen Festungen haben einnehmen können, ehe Hülfe angekommen wäre, wenn er nicht einen Theil seiner Armee, sehr unbedächtig, den rebellischen Böhmen zu Hülfe gesandt, und dadurch sich geschwächt hätte. Dennoch blieb er allenthalben, wo er hinzog, in Sachsen Sieger, und unterwarf sich dieses Land. Nur die Unbeständigkeit des Glücks ließ ihn nicht lange den Genuß der Herrschaft.

Carl pflegte fast immer späte im Felde zu erscheinen, weil seine Anstalten mit einer spanischen Schwerfälligkeit gemacht wurden. Itzt hinderte ihn diese Schwierigkeit nicht. Seine Völker waren, auser den päbstlichen und Niederländischen Truppen, noch vom

vorigen Feldzuge beysammen. Allein die Klugheit rieth ihm, einer andern Ursache wegen, noch etwas zu zaudern. Die Zurüstungen des Königs in Frankreich schreckten ihn von einem Kriege in Deutschland ab, dem er nicht den gehörigen Nachdruck geben konte, so bald Franz loßbrach. Sein Glück wollte es aber, daß Franz, mitten unter Zurüstungen, dahin starb, und Carln von aller Furcht befreyte.

Noch war er zwischen Furcht und Hofnung, als er nach Eger kam, und durch seine unvermuthete, obgleich sehnlich gewünschte, Ankunft unsern Herzog Moriz, und den römischen König Ferdinand, erfreute. Hier erfuhr er im April (des Jahrs 1547) die Nachricht von dem Tode des Königs in Frankreich, Franz des ersten, seines grossen Nebenbuhlers, der eben itzt neue Anstalten zu einem verderblichen Kriege gemacht hatte. So bald er diesen wichtigen Tod erfuhr, der ihn von einer Menge Sorgen befreyte, beschloß er den Feldzug selbst in Person gegen den Churfürst zu eröfnen, und brach in Sachsen ein. Wenn die ganze Armee des Churfürsten beysammen, und nicht so einzeln vertheilt gewesen wäre, so hätte ihre Anzahl die kaiserlichen Völker weit überwogen. Allein es herrschte bey jener überdem noch eine auserordentliche Unthätigkeit, und bey dieser desto mehr Eifer und Geschäftigkeit. Der Kaiser wurde von einem ergrimten Ehrgeitze angetrieben, sich an Johann Friedrich zu rächen, und einen Fürst zu demüthigen, der sich gegen ihn aufgelehnt hatte. Johann Friedrich hingegen, den die Eroberungen der Länder Morizens milder gemacht hatten, suchte sich nur im Vertheidigungsstande zu erhalten, und hatte seine kriegri-

sche Hitze im vorigen glücklichen Feldzuge gleichsam verrauchen lassen.

Er befand sich mit seinem Heere zu Meissen, als der Kaiser die von ihm eroberten Oerter in Sachsen einnahm, und allenthalben, ohne viel Widerstand, Sieger wurde. Er zog sich hierauf an dem Ufer der Elbe bis nach Mühlberg hin. Bey Mühlberg lagerte er sich, und schien den Feind erwarten zu wollen, welcher mit starken Schritten herbey eilte.

Man hat sehr umständliche Beschreibungen der Vorfälle, welche sich nunmehr hierauf ereigneten. Wir wollen hier aber nur dasjenige erzehlen, was mit dem Fürst, dessen Leben wir kennen lernen wollen, in genauerer Verbindung steht, und ihn selbst uns auf dem Schauplatze zeigt.

Wenn es auch völlig klar wäre, daß der Churfürst von seinen eignen Freunden verrathen worden sey, so bleibt doch immer noch der grosse Vorwurf für ihn, daß es einem General nicht eben anständig und rühmlich ist, sich auf solche Art, wie Johann Friedrich, verrathen zu lassen. Zu sicher war er allerdings, und ließ sich zu sehr von dem Gerüchte hintergehen, daß nicht der Kaiser selbst, sondern Herzog Moriz es wäre, welcher mit einem Haufen Volks sich itzo ihm gegen über gelagert habe.

Die Elbe trente beyde Heere bey Mühlberg, und dieser Fluß schien ihm Sicherheit für einem Ueberfalle zu geben. Der Fluß war in dieser Gegend dreyhundert Schritt breit, sein Strom reissend, und das Ufer, wo die Sachsen stunden, höher, als das, wo die kaiserliche

liche Armee sich befand. Am drey und zwanzigsten April gegen Abend kam hier der Kaiser, der römische König, und Herzog Moriz mit der Armee an. Noch diesen Abend beschloß der Kaiser, am morgenden Tage den Uebergang über die Elbe zu wagen. Herzog Moriz widerrieth diese Verwegenheit, und wurde hernach doch selbst der vornehmste Anführer. Als nehmlich der Kaiser schon alle Befehle gegeben hatte, den Uebergang über den Strom zu wagen, und schon einige verwegne Soldaten sich in den Strom gestürzt, und auf das gegenseitige Ufer zu feuern angefangen hatten, so führte unser Herzog Moriz die Reuterey durch den Fluß. Ein Bauer, welchem die Churfürstlichen Völker seine Pferde genommen hatten, und der sich itzo dafür rächen wollte, wandte sich an Moriz, und versprach eine sichre Furth an einem gewissen Orte zu zeigen, wo man, ohne Schaden, durch den Fluß hindurch kommen könte. Moriz ließ diesen Bauer hierauf voran gehn, und so bald sich dieser zuerst in den Fluß begeben hatte, folgte Moriz mit einem Haufen seiner Cavallerie nach, und ließ dem Kaiser so gleich davon Nachricht geben, welcher auf einem spanischen Hengste, prächtig angezogen mit dem Spieß in der Hand, selbst nachfolgte, und seine ganze Reuterey. Jeder Reuter hatte einen Fußknecht hinten auf. Während dieses Schauspiels fing man an eine Schiffsbrücke für die Fußvölker zu schlagen, indessen einige kühne, wilde Spanier durch den Fluß schwommen, den Degen in den Mund faßten, und wütend an das feindliche Ufer drangen. Ehe noch das ganze Heer über den Fluß war, grif Carl, der die erste Hitze seiner Truppen nutzen wollte, so gleich die Sachsen an.

Schrecken, Furcht und Tumult durchirrte bey diesem Vorfalle das Lager des Churfürsten, und erwarb dem Kaiser, fast ohne Mühe, den Sieg. Der Churfürst selbst sahe den Kaiser, ehe er es hatte glauben wollen, daß er da wäre, vor seinem Angesichte. Man schreibt die Bethörung desselben der Verrätherey seiner ersten Bedienten zu, welche ihn beständig überredet hätten, daß nicht der Kaiser selbst, sondern nur ein Theil seiner Armee, unter den Befehlen des Herzogs Moriz, das jenseitige Ufer der Elbe besetzt habe. Diejenigen aber, welche dieses dem Churfürst überredeten, scheinen es selbst geglaubt zu haben: denn Carl war so eilfertig marschirt, und hatte durch Ungarische leichte Reuter, die alle Wege zum Churfürstlichen Lager besetzt halten musten, alle Zugänge der Nachrichten so zu verwehren gesucht, daß seine Ankunft gar leicht überraschend und unbemerkt seyn konte. Mehr also den Kunstgriffen des listigen Kaisers, als der Betrügerey verräthrischer Diener muß man dieses Unglück des Churfürsten zuschreiben. Selbst als man diesem Nachricht brachte, daß sich eine Menge Reuter über die Elbe wagten, und in so starker Anzahl, daß es die kaiserliche Armee zu seyn schiene, befürchtete er noch keine Gefahr, und sagte: „es ist der Kaiser nicht, sondern es sind Herzogs Moriz Völker, für denen ich „mich gar nicht fürchte.„ So sicher glaubte sich Johann Friedrich.

Desto entsetzlicher aber war auch bey seinen Truppen insgesamt die Verwirrung, da man den Irthum und sein Verhängniß einsahe. Jederman lief herum, denn man hatte nicht Zeit die gehörigen Anstalten zu tref-

treffen. Den Churfürst allein verließ bey diesem entscheidenden Augenblicke die Gegenwart des Geistes nicht. Er stellte sein Heer, so gut er in der Geschwindigkeit konte, ob gleich ein Theil des Fußvolks nicht so gleich herbey gezogen werden konte, in Schlachtordnung. Allein die Wuth der muntern Feinde, die in dem Angesichte des Kaisers fochten, überwältigte sehr bald die furchtsamen, überraschten Sachsen, und die Flucht ward allgemein. Der Churfürst, welcher, wegen seines dicken und schweren Cörpers sich eines Wagens bedienen muste, konte kaum mit einem geringen Haufen bis in ein nahes Gehölz kommen, als ihn die nachjagenden Ungarn mit ihren schnellen Pferden ereilten. Weil er den Ungarn sehr gram war, so wollte er sich nicht ihnen ergeben, sondern vertheidigte sich mit seinen Begleitern herzhaft, und wurde von einem Ungar in den linken Backen gehauen. Indessen kam ein treuer Freund des Herzogs Moriz, Tilo von Trottau, dazu, und ermahnte ihn, sich zu ergeben, da kein Rettungsmittel da wäre. Hierauf wich der ermattete Churfürst der Gewalt, und ergab sich gefangen. Tilo von Trottau suchte seinen vornehmen Gefangnen zum Herzog Moriz zu bringen, konte aber durch die Menge nicht kommen, und übergab ihm also dem Herzog von Alba, den er eben antraf. Dieser führte ihn zum Kaiser unmittelbar, bey dem der römische König Ferdinand stand.

Der Ehrgeitz Carls war durch diese Demüthigung des Churfürsten noch nicht gesättigt. Er redte den Gefangnen, Verwundeten hart an, und gab ihn dem Herzoge von Alba zur Bewahrung. Wir wollen

hoffen, daß Moriz hier, bey der Grausamkeit, mit welchem der Kaiser seinem Vetter Vorwürfe machte, gerührt wurde; aber gewisser ist es, daß Johann Friedrich Mitleid verdiente, welches er in ganz Sachsen und den protestantischen Ländern von jederman mit wehmüthiger Wärme erhielt, und noch itzt, bey ihren Nachkommen, genießt. — — Er ward das Opfer der reinern Religion. —

Carl suchte diesen wichtigen Sieg auf die beste Art zu nutzen, und Moriz trieb ihn eifrig dazu an, und versprach zur Belagerung von Wittenberg den wirksamsten Beystand zu leisten, denn er hatte das Versprechen erhalten, daß die Eroberung seine Beute seyn sollte. Nachdem der Kaiser also, gleich auf dem Sieg, vor Torgau gegangen, und die Furchtsamen und Erschrocknen daselbst zur Uebergabe genöthigt hatte, rückte er eilfertig vor Wittenberg. Hier fand er und Moriz mehr Aufenthalt, als sie vermutheten. Die Bürger und Besatzung schäumten für Erbitterung, die der Verzweiflung ähnlich war; und die muthige Gemahlin des gefangnen Churfürsten erhitzte noch mehr den Eifer zur Vertheidigung. Sie wollte von keiner Uebergabe hören, und drohte so gar, dem gefangnen Marggraf Albrecht, der sich in Wittenberg befand, eben so zu begegnen, wie der Kaiser ihrem Gemahl begegnen würde.

Man muste nunmehr Wittenberg förmlich belagern, und Moriz versprach die Artillerie und alle Hülfsmittel dazu herbeyzuschaffen. Allein Moriz hatte mehr versprochen, als er halten konte, und da eine Zufuhr von Lebensmitteln überdem von einem noch versammelten

ten Haufen Churfürstlicher Truppen aufgehoben wurde, und hier die Geschwindigkeit bey Wittenberg nöthig war, weil der Landgraf von Hessen noch immer in den Waffen stand, so fiel der grausame Carl auf ein Mittel, Wittenberg zur Uebergabe zu nöthigen, welches die gegenwärtigen Fürsten insgesamt, und Moriz selbst, als unwürdig und unedelmüthig verabscheuten, so bald sie es erfuhren.

Der Kaiser Carl ließ ein Kriegsgericht über den gefangnen Churfürsten halten, welches ihn, gleich als wenn er ein Rebell in Spanien gewesen wäre, zum Tode verdamte. So widerrechtlich, so unerhört auch dieses Verfahren war, daß der Kaiser einem Reichsfürsten, ohne eine Versamlung der Reichsstände einmal anzuhören, ganz eigenmächtig, wie ein Despot, den Kopf wollte abschlagen lassen, so ungewiß war man doch, ob der Kaiser bloß drohte oder seine seltsame, verabscheuungswürdige Grausamkeit vollziehen würde. Man kündigte dem Churfürst das Todesurtheil an, und die unerschütterte Standhaftigkeit desselben ist so bekant, wie es eine so auserordentliche Stärke des Geistes verdiente. Er traute dem Kaiser diese Niederträchtigkeit wirklich zu, und bereitete sich mit Gelassenheit und Ergebenheit zum Tode.

So bald aber die Nachricht davon der Gemahlin des Churfürsten und seinen Freunden in Wittenberg überbracht wurde, zerschmelzte ihr Muth in ergiessendes Mitleid, und man bat den Churfürst auf das flehentlichste, sich jeder Bedingung des Kaisers zu unterwerfen, um sein so geliebtes Leben seiner Gemahlin und Kindern

zu erhalten. Durch diese Bitten wurde die Liebe eines zärtlichen Gemahls und Vaters erweicht.

Die Fürsten, welche in der Begleitung des Kaisers waren, suchten ebenfals denselben zu milderer Gelindigkeit zu bewegen. Besonders gerieth unser Herzog Moriz dabey in die empfindlichste Angst. So weit glaubte er nimmermehr, daß es kommen sollte. Itzt sah er sich, wenn sein Vetter getödtet würde, den entsetzlichsten Vorwürfen, und einem verabscheuenden allgemeinen Hasse ausgesetzt. Er hatte zwar gehoft, mit verschiednen Besitzungen seines Vetters seine eigne Herrschaft vermehrt zu sehn, allein zur Hinrichtung des Churfürsten beygetragen zu haben, und diesen Tod als ein mittelbares Werk seines Eifers betrachtet zu sehn; dieß muste ihm ein quälender Gedanke seyn. Er bemühte sich daher, den Kaiser, so viel ihm nur möglich war, zu besänftigen.

Dieser, so bald er merkte, daß er nunmehr alles erlangen konte, was er wünschte, fing an Bedingungen vorzuschlagen, welche immer noch hart, aber, nach seinem eignen Vorgeben, gelinde waren. Der Churfürst fand sich durch das dringende Anhalten seiner Gemahlin und Freunde endlich bewogen, die vorgeschlagnen Bedingungen einzugehn, unter welchen die vornehmsten für unsern Fürst Moriz waren, daß Johann Friedrich der Churwürde entsagte, Wittenberg übergab, und noch überdem zu einer beständigen Gefangenschaft sich verpflichtete. Durch diesen Tractat, welcher den 19 May 1547 unterzeichnet wurde, sah nun Moriz seine Hofnungen auf das Churfürstenthum ausgeführt.

Dem

Dem Vertrage gemäß zog hierauf die Churfürstliche Besatzung aus Wittenberg, und die kaiserliche hinein. Moriz war der erste, welcher mit einigen Regimentern seiner Truppen in diese Stadt, welche er nun schon als Herr ansehen konte, einzog. Ihm folgte die Spanische Reuterey. Erst den Tag darauf kam der Kaiser selbst, und der römische König nach. Die Freude unsers Herzogs muste mit vielen gegenseitigen Empfindungen vermischt werden, als er manche wehmüthige Auftritte erblickte, davon er der vornehmste Urheber war. Wie der Kaiser an das Schloß kam, ging ihm die Gemahlin des gefangnen Churfürsten, eine edelmüthige Dame, voll Liebe, voll heroischer Frömmigkeit, in schwarzen Trauerkleidern entgegen, fiel zu seinen Füssen, und flehte, mit Thränen um die Freyheit ihres Gemahls. Der Kaiser hob sie auf, bot ihr die rechte Hand, und gab ihr einige sehr kalte Tröstungen, Beweise des Sieges, aber nicht einer gerührten Grosmuth, welche Carl überhaupt nicht kante, wie er schon bey Franz dem ersten bewiesen hatte. — Der gefangne Churfürst ward hierauf, auf des Kaisers Befehl, in die Stadt gebracht, wo ihn das heisseste, wärmste Mitleid seiner Unterthanen, die ihn heftig liebten, mit weinender Wehmuth empfing. Dieß Schauspiel war sehr traurig — Als der Kaiser die Stadt verließ, muste Johann Friedrich ihm folgen, und hernach einen beständigen Begleiter seiner Unternehmungen abgeben.

Moriz zog bald denjenigen Vortheil, den er, wegen der geschehnen Versprechungen, gehoft hatte. Er wurde, am vierten Junius darauf, zu der Churfürst-

lichen Würde erhoben, und bekam Wittenberg, mit dem Bezirke des Churfürstenkreises zur Belohnung der getreuen Dienste, die er dem Kaiser gegen seinen Vetter geleistet hatte. — So war denn nun der Plan der Klugheit zu Stande gebracht, welchen Moriz, gleich beym Antritte seiner Regierung, angelegt hatte. Auf den Trümmern seines nächsten Anverwandten baute er sich neue Ehre, und neue Vermehrung seiner Länder. Die Liebe aller Protestanten, welche sich Johann Friedrich erworben hatte, die Grosmuth, mit welcher der Unglückliche litte, und die Härte des stolzen Kaisers erzeugte eine Menge von üblen Urtheilen gegen den Churfürst Moriz, davon noch ein Theil bis auf die Nachkommen, zu uns herab, gekommen ist. Als ein Meister der Politic, als ein Fürst voll staatskluger Intrigue, und als ein muthiger Held war er des höchsten Ruhms würdig; und daß er nicht diejenige Religion, zu welcher er sich bekante, verrathen wollte, zeigte er nachher, zu seiner Zeit, genugsam.

Ob gleich aber itzo das Haupt der protestantischen Verbindung ganz besiegt war, so blieb dennoch dem Kaiser immer Furcht genug zu einem neuen Kriege in Deutschland übrig, weil noch alles in Gährung war; und ohne die Lage zu betrachten, in welcher sich Carl wegen der auswärtigen Mächte befand, beunruhigte ihn einheimische Furcht, wegen des zweyten Anführers der Protestanten, des Landgrafens Philipp von Hessen. Weil er aber diesen geschäftigen und kriegrischen Fürst besonders fürchtete, so nahm er seine Zuflucht zu einem niedrigen Kunstgriffe, der allein fähig gewesen wäre, seinen ganzen Charakter zu beflecken, wenn er auch

sonst

sonst viel Edelmuth gezeigt hätte. Er verbarg aber die List, dieses Kunstgriffes mit der tiefsten Verschlagenheit, vorzüglich für den neuen Churfürst Moriz, den er als ein Werkzeug dazu gebrauchen wollte.

Carl ging mit dem Heere von Wittenberg nach Halle, und gab vor, von da gegen den Landgraf aufzubrechen, wenn er sich nicht seiner Gnade unterwürfe, und billige Vorschläge sich gefallen liesse. Moriz war der Schwiegersohn des Landgrafens, und bot sich zum Unterhändler an, um das Verderben abzuwenden. Er bildete sich ein, bey dem Kaiser vermögender zu seyn, als er wirklich war. Weil dieser ihm nur so lange schmeicheln wollte, als er ihn brauchte, so war der Betrug natürlich. Indessen schlug er itzo Morizen einen Vergleich mit seinem Schwiegervater, dem Landgrafen, vor, wozu Moriz um so viel geneigter war, weil er theils dadurch seine Wichtigkeit beym Kaiser zeigen konte, theils sich ein Verdienst um den Landgraf machen wollte. Der Landgraf traute den Kaiser nicht, und, ob gleich die Puncte des Vergleichs äuserst hart waren, so glaubte er dennoch, der Kaiser möchte ihn noch überdem hinterlistig behandeln, und weigerte sich anfänglich so sehr er konte. Man wird hier nicht die Artikel des Friedens lesen wollen, weil sie weder auf den Churfürst Moriz Einfluß haben, noch von ihm her stamten. Moriz aber und der Churfürst von Brandenburg musten dem Landgrafen vorher die Furcht wegen seiner eignen Person benehmen, ehe er sich, nach dem Verlangen des Kaisers bequemte, selbst persönlich demselben sich zu unterwerfen, und fußfällig Gnade zu suchen. Mit den stärksten Versicherungen, daß nichts

von Gefangenschaft zu befürchten sey, bewog Moriz endlich seinen Schwiegervater, nach Halle, zum Kaiser sich zu begeben. Er bot sich zum Bürgen an, und versprach, selbst ein Gefangner der Prinzen des Landgrafens zu werden, wenn derselbe dieses Unglück leiden sollte. Nimmermehr argwohnte er dergleichen von Carln, und glaubte, so wie er auch sagte, daß man mit Philipp so wie mit dem Herzoge von Würtemberg umgehen würde, und mit den andern Mitgenossen des schmalkaldischen Bundes, die sich im vorigen Jahre ergeben hatten. Aber damals fürchtete Carl noch die Macht der Verbundnen, und suchte einzeln das Bündniß zu zerrütten. Itzt war er Sieger, und jederzeit war er ein stolzer, harter Sieger.

Philipp, durch die stärksten Versprechungen, so wohl wie seine Freunde, vom Kaiser, verführt, kam in Halle am 18 Junius, gegen Abend, an. Moriz und der Churfürst von Brandenburg waren ihm bis Naumburg entgegen geritten, und brachten ihn, in ihrer Mitte, in das kaiserliche Lager. Wie verschieden waren ihre Gesinnungen von denen, die ihnen der folgende Tag einflößte. Mit dem Morgen desselben kam ein vom Kaiser Abgesandter, und verlangte, daß er die ihm vorgelegten Artikel des Vergleichs unterschreiben sollte. Er fand, daß man zwey neue Puncte hinzugefügt hatte, welche in dem ihm zuerst mitgetheilten Vergleiche nicht standen, und sträubte sich also wider die Unterschrift. Hier trat Moriz ebenfals ins Mittel, und brachte es durch seine Vorstellungen dahin, daß der Landgraf, der sich ohnehin nun in des Kaisers Gewalt befand, die Acte des Vergleiches unterzeichnete.

Der

Der erste von den neuen hinzu gekommenen Puncten wurde so gleich verworfen, und die kaiserlichen Minister gaben nach. Vermöge desselben sollte der Kaiser allein fähig seyn, alle Bedingungen und Worte des Vergleichs so zu erklären, wie er es am schicklichsten fände. Der zweyte Punct betraf die Religion, und verlangte, daß sich der Landgraf völlig dem Schlusse eines Conciliums unterwerfen sollte. Diesen Punct gestand er unter der Bedingung zu, daß es ein freyes, gerechtes und allgemeines Concilium seyn sollte, dem er sich, so wie Moriz und der Churfürst von Brandenburg, unterwerfen wollte. Dem Landgraf gereute nunmehr schon seine Ankunft in Halle, und er ließ sich, nach seiner gewöhnlichen Heftigkeit darüber aus. In wenig Stunden muste es ihm weit mehr gereuen.

Die Zeit näherte sich, da, dem Versprechen gemäß, der Landgraf den Kaiser fußfällig um Vergebung bitten sollte. Um fünf Uhr Nachmittags, führte unser Churfürst Moriz und der Churfürst von Brandenburg den Landgraf zum Kaiser. Dieser saß auf einem prächtigen Throne, umgeben von verschiednen Fürsten Deutschlandes, und seine stolze Seele genoß mit kalter Unempfindlichkeit das Vergnügen, einen mächtigen Fürsten zu seinen Füssen zu sehn. Nachdem der Landgraf sich genähert, und vor dem Throne auf die Knie nieder gefallen war — im Angesichte der ganzen Versamlung, und unsers Moriz selbst — laß sein Canzler eine demüthige Bitte an den Kaiser ab, worinnen er sich dessen Gnade empfahl, seine Vergehung gestand, um die Aufhebung der Reichsacht, und völlige Verzeihung flehte. Der Kaiser gab mit einer

hohen,

hohen, zufriednen Mine hierauf seinem Secretär einen Wink; welcher nun die Antwort des Kaisers ablaß, worinnen er dem Landgraf sein Verbrechen, aus Milde und Grosmuth zu verzeihen, und ihn nicht mit der Schärfe der Gerechtigkeit zu strafen versprach. — Gleich hierauf wandte der Kaiser sich seitwärts, und war stolz genug, um dem Fußfälligen nicht einmal ein Zeichen der Versöhnung zu geben, oder ihn aufstehn zu lassen. Er stand ungeheissen auf, und fühlte den innern Verdruß desto stärker, je weniger er ihn hier auslassen konte. Die versammelten Fürsten insgesamt, so wohl wie Moriz, bemerkten bey diesem Schauspiel die Härte des Kaisers mit Unwillen.

Nach dieser demüthigenden Feyerlichkeit wurde der Landgraf nebst Moriz und dem Churfürst von Brandenburg zum Herzog von Alba zum Gastmahl gebeten. Nach der Mahlzeit, da der Landgraf beym Spiele saß, machte der Herzog von Alba unserm Churfürst Moriz, in einer stillen Unterredung, bekant, daß der Landgraf auf Befehl des Kaisers ein Gefangner sey. Hier wird Moriz vom entsetzlichsten Erstaunen ergriffen. Sein Schwiegervater, und er selbst sind vom Kaiser betrogen. Seine heiligen Versprechungen werden nicht gehalten. Er selbst hat seinen Freund, von der Unedelmüthigkeit des Kaisers bethört, in sein Verderben gestürzt — Der Grimm war seinen Empfindungen gleich, und der Churfürst von Brandenburg, der ebenfals Bürge geworden war, verband seinen Zorn mit dem, den Moriz fühlte. — Endlich, da es schon spät in die Nacht hinein war, erfuhr der gute Landgraf auch dieses sein Schicksal. Er will Abschied

neh-

nehmen, aber erfährt, daß er ein Gefangner sey — Er steht zuerst für Erstaunen ganz betäubt; bricht aber hernach in die gerechtesten Vorwürfe aus, die die Beleidigung aller Rechtschaffenheit, und der Abscheu an einer niederträchtigen Betrügerey verdiente. Nicht wenige Vorwürfe machte er ebenfals unserm Moriz und dem Churfürst von Brandenburg, die ihn in diesen Fallstrick verleitet hatten. Beyde waren unschuldig, und selbst vom Kaiser betrogen. Sie empfanden selbst die kaiserliche Ungerechtigkeit mit schmerzvollem Abscheu, und trösteten dein Unglücklichen mit der Versicherung, daß sie am morgenden Tage sich zum Kaiser begeben, und um seine Freyheit mit allem Ernste anhalten wollten. Sie blieben beyde diese ganze Nacht bey ihm, denn eine Empörung ihres ganzen Herzens von der Art, wie sie sie itzt litten, erlaubte ihnen ohnedieß keine Ruhe.

Am folgenden Tage ging Moriz und der Churfürst von Brandenburg zum Kaiser. Sie stellten ihm den Schimpf vor, in welchen er sie stürzte, da sie dem Landgrafen Versicherungen der Freyheit gegeben hätten, die man itzo auf widerrechtliche Art verletze, sie baten ihn zu überlegen, wie sehr er sich selbst, durch sein hartes Verfahren, dem allgemeinen Hasse von Deutschland, und dem Unwillen aller Fürsten aussetze, sie fügten den ernsthaftesten Vorstellungen die dringendsten Bitten bey. Carl blieb unempfindlich; denn ein Geist, der mit arglistiger Verschlagenheit einen geheimen Kunstgrif schlau anlegt, und in lang verborgner Verschwiegenheit ihn endlich ausführt, um seine Hauptleidenschaft zu befriedigen, wird nachher durch nichts so

leicht

leicht zum Gegentheile bewegt. Er antwortete, daß er unserm Moriz nicht versprochen habe, den Landgraf von aller Gefangenschaft zu befreyen, daß itzo seine eigne Sicherheit dieß Verfahren erfodre, und daß der Landgraf auch nicht beständig gefangen bleiben solle.

Einige Schriftsteller erzehlen, daß in der Versicherung wegen des Landgrafens anstatt: ohne einige Gefängniß, gestanden habe: ohne ewige Gefängniß. Allein andre Schriftsteller ziehen diesen Umstand, mit Recht, in Zweifel; und es würde sehr schwer fallen, ihn zu beweisen. Hier wäre es der unschicklichste Ort, eine Untersuchung darüber anzustellen; indessen bin ich überzeugt, ohne die Gründe herzuzehlen, daß die List bey der Gefangenschaft des Landgrafen Philipps nicht auf ein paar Buchstaben beruhte. Die feinen Minister Carls wusten sich auf beßre Art vorzusehen, und es war ihnen und ihrem Herrn schon längst gewöhnlich, durch schwankende Ausdrücke alles, was sie wollten, zu verbergen und anzudeuten. Solche zweydeutige Versicherungen waren es auch hier, welche den Landgraf, unsern Moriz, und den Churfürst von Brandenburg betrogen. Moriz verstand aber, zu seiner Zeit, die Zweydeutigkeiten mit dem Degen zu rächen.

In Halle wurde Morizens Groll gegen den Kaiser durch die betrügerische Gefangennehmung seines Schwiegervaters zuerst erregt; aber er verbarg seine Empfindlichkeit mit einer noch tiefern Verstellung, als der Kaiser besaß. Sein Unwille wurde durch die oft wiederhohlten fruchtlosen Bitten, um die Befreyung

des

des Landgrafens, erhöht. Er versprach demselben, den Kaiser nicht eher zu verlassen, bis ihm seine Bitte gewährt seyn würde, und folgte auch wirklich von Halle nach Naumburg. Hier drang er aufs neue in den Kaiser, seinen Schwiegervater zu befreyen; erhielt aber von dem gebietrischen Stolzen, der sich schon Souverain von Deutschland zu seyn dünkte, die unangenehme Antwort, daß man diese Bitte nicht weiter anhören wolle, sondern durch eine weitere Wiederhohlung dahin bewegen werden würde, den Landgraf nach Spanien abführen zu lassen. Durch diese Drohung wurde Moriz abgeschreckt, und verließ den Kaiser, nachdem er doch vorher dem Landgrafen davon Nachricht gegeben, und seine stürmische Ungeduld durch die Hofnung zu besänftigen gesucht hatte, daß er vielleicht bald seine Freyheit erhalten würde, wenn er die in dem Vergleiche bestimten Bedingungen zeitig und genau erfüllte. Philipp, um durch die Befriedigung des Kaisers auf freyem Fuß zu kommen, unterließ nichts, um alles dasjenige zu bewerkstelligen, und auch die bestimte Geldsumme zu verschaffen, welche er versprochen hatte. Je mehr er aber seine Versprechungen erfüllte, desto weniger gedachte der Kaiser an die, die er gegeben hatte.

Der Churfürst und der Landgraf musten Carln allenthalben hin begleiten, wo er war, um lebendige Denkmähler seiner überwindenden Macht zu seyn, und ihrem Vaterlande zum Schauspiele zu dienen. Beyde Fürsten spielten in ihrer Gefangenschaft eben die constrastirende Rolle, welche sie im Felde, als sie die beyden Feldherrn der schmalkaldischen Bundesgenossen waren, vorgestellt hatten. Philipp war ungeduldig, ungestüm;

gestüm; und seinem handelndem, geschäftigen Geiste schienen die Schranken der Gefangenschaft unerträglich. Johann Friedrich blieb sich immer gleich, gelassen, grosmüthig, ohne Murren leidend. Jener ließ sich zuweilen zu Ausschweifungen seines Zorns bewegen; dieser sah sein Geschick mit einem standhaften Gleichmuth an. Jener erweckte in Deutschland Entrüstung gegen den Kaiser: dieser Mitleid und Wehmuth für sich.

Moriz hingegen, so sehr er auch den harten unbiegsamen Stolz des Kaisers itzt mißbilligen muste, sah sich dennoch gezwungen, immer neue Proben seiner Gefälligkeit zu geben, und seine Dankerkentlichkeit wegen des Churfürstenthums zu zeigen. Die noch fortwährenden Unruhen in Böhmen gaben ihm Gelegenheit dazu, und Carl selbst ersuchte ihn, in diesem Königreiche, seinem Bruder Ferdinand Hülfe zu leisten. Er begab sich also, nach der ersten vorläufigen Einrichtung in seinem neuen Lande, zu dem römischen Könige nach Böhmen. Hier hatten sich die Empörer, welche einen neuen König erwehlt, und mit dem gefangnen Churfürst von Sachsen anfänglich in ein Bündniß eingelassen hatten, aus Furcht gröstentheils zerstreut, da die Nachricht von dem Siege des Kaisers sie bestürzte. Ferdinand prägte ihnen mit leichter Mühe Schrecken ein, und mit leichter Mühe auch nahm Moriz einen Theil der Stadt Prag ein, worauf die Ruhe in Böhmen wieder hergestellt wurde; der König Ferdinand aber sein Reich der meisten Vorrechte beraubte, die es bisher genoß, und eine fast despotische Regierung einführte.

Der

Der Reichstag, welchen der Kaiser zu Augsburg hielt, und den ersten September dieses Jahrs (1547) eröfnete, rief den Churfürst Moriz zu sich. Die Beylegung der Religionsstreitigkeiten war einer der vornehmsten Gegenstände der Berathschlagungen, und Moriz war der protestantischen Religion noch unveränderlich treu ergeben. Er hatte, vor seiner Abreise noch, verschiedne Theologen von Wittenberg nach Leipzig kommen lassen, und ihnen befohlen, daß sie bey ihren bisherigen Lehrsätzen bleiben, und in denselben unterrichten sollten. Auserdem hatte er dabey sehr viele Neigung für die, in der Jugend schon, erkanten Wahrheiten blicken lassen. Auf dem Reichstage selbst aber hielten ihn fast alle menschliche Leidenschaften, und die Klugheit selbst von einer eifrigen Vertheidigung seines Glaubenssystems ab. Die Gunst des Kaisers für die Bemühungen, mit welchen er wider die ersten Vertheidiger dieses Systems gestritten hatte, stieg hier, in der Versamlung der Fürsten unsers Vaterlandes, auf einen glänzenden Gipfel. Er wurde unter allem Gepränge der Feyerlichkeiten dieser Art, mit dem Churfürstenthum Sachsen belehnt, und dadurch nun in dem gewissen Besitze dieses landes bestätiget. Der prangende Zug des neuen Churfürsten von Sachsen, Moriz, ging unter den Fenstern des gefangnen Churfürsten, Johann Friedrichs, vorbey. Aber auch bey dieser höhnenden Scene, die vielleicht ein andrer kaum zu ertragen fähig gewesen wäre, blieb die starke Seele Johann Friedrichs unerschüttert. Er sah, ohne Heftigkeit der Leidenschaften seinen Nebenbuhler, im Pompe, denjenigen Platz einnehmen, der ihm gebührte, seinen

nächsten Vetter mit allen Merkmalen seiner Ehre geschmückt, die man ihm geraubt hatte. — Man wird gestehn, daß es Johann Friedrichs Grosmuth weit gebracht hatte. Die Geschichte kan uns kaum noch einige solche auserordentliche Menschen nennen. Unter allen denen grossen und seltnen Männern, an denen das sechszehnte Jahrhundert so fruchtbar war, ist Johann Friedrich der seltenste.

Zwey unangenehme Vorfälle und Schritte des Kaisers mischten unter die Freude Morizens grosse Bitterkeit. Der Kaiser wollte gern die Zwistigkeiten wegen der Religion in Deutschland, woraus in Zukunft immer noch wieder ein neuer Krieg gegen ihn entstehen konte, der seine Herrschaft einschränkte, in Ruhe und Ordnung bringen. Alle diejenigen, welche das Lutherische System annahmen, waren insgeheim doch seine Feinde; oder er konte ihnen wenigstens nicht trauen. Die Sache der Religion konte leicht in eine Verbindung ausschlagen, wie die schmalkaldische gewesen war, wodurch der kaiserliche Thron selbst erschüttert würde. Dennoch hatte sich wegen Parma und Piacenza zwischen dem Pabst und dem Kaiser itzo eine Feindschaft entsponnen, die in heftige Beleidigungen ausbrach. Da Carl also den Protestanten und dem Pabst zugleich gehäßig war, jene bezwungen, und zur Demuth gebändigt hatte, diesem seine Macht fühlen zu lassen wünschte, und so zwischen beyden Partheyen der Religion wankte, fiel er auf einen damals sehr sonderbaren Gedanken, und wollte sich, mit List und Gewalt, zum Oberhaupte in der Religion aufwerfen. Hierbey verließ ihn seine gewöhnliche Klugheit;

oder der hohe Sinn, den ihm die gefällige Demuth der versammelten Reichsstände, und der Sieg einflößte, verführte ihn vielmehr zu einem Werke, welches ihm Protestanten und Catholiken, den Pabst und die Fürsten des Reichs zu Feinden machte. Er ließ ein neues Glaubenssystem aufsetzen, welches die Grundregel der Religion in Deutschland seyn sollte. Dieses System enthielt fast alle Sätze der römischcatholischen Kirche bis auf die Priesterehe, und der Geniessung des h. Abendmahls unter beyderley Gestalt. Es war in den gelindesten Ausdrücken abgefaßt, die dabey aber schwankend und zweydeutig waren. Weil ein kluger Rückhalt dennoch nöthig schien, und man damit gleichsam erst einen Versuch wagen wollte, wie weit der Kaiser seine Gewalt in Religionssachen ausdehnen könte, so sollte diese Verfassung der Glaubenslehren nur so lange gelten, bis ein allgemeines freyes Concilium gehalten würde, und man gab ihr daher den Nahmen des Interim. Aber jederman wurde durch diesen kühnen Schritt des Kaisers aufgebracht: der Pabst gerieth in Entrüstung, und die Stände des deutschen Reichs erstaunten. Besonders eiferten die Protestanten wider ein System, welches ihre Lehrsätze aufhob, und ihnen einen Zwang anlegte, der unerträglich schien. Die Art, mit welcher der Kaiser dieses Interim auf dem Reichstage zu Augsburg bekant machte, und die Kühnheit, mit welcher er es als ein Gesetz zu beobachten befahl, vermehrte die Erbitterung. Freylich erlaubte die Furcht der demüthigen Fürsten für den Zorn eines siegrischen Kaisers keine offenbare Widersetzung; aber desto empfindlicher war es, die Religion, durch

eine so sonderbare Anmassung des Kaisers, angegriffen zu sehn.

Vor allen andern Fürsten bewegte Morizen die hochmüthige Härte des Kaisers zur Empfindlichkeit. Er hatte, durch den schnellen Einfall in Sachsen, das ganze Glück des Kaisers erschaffen, und itzt bediente sich der Kaiser dieses Glücks zum Umsturz der Verfassung des Reichs, und achtete seine Freunde nicht weiter, als es die äuserste Wohlanständigkeit befahl. —

Dieser Verdruß wurde durch einen zweyten, noch weit schmerzhaftern, erhöht. Die Gemahlin des gefangnen Landgrafens, seine Prinzen und vornehmsten Minister wandten sich mit den lebhaftesten Vorstellungen an alle auf dem Reichstage versammelte Fürsten, und zeigten die Ungerechtigkeit des Kaisers, und baten um eine Vermittlung zur Befreyung des Gefangnen. Moriz trieb ihren Gesuch selbst mit der eifrigsten, sorgfältigsten Bemühung, und suchte alles zum Mitleid und zur Fürsprache für den Landgraf in Bewegung zu setzen. Die Gemahlin des Landgrafen erschien selbst im November zu Augsburg, um ihren Bitten eine desto schnellere Wirkung zu geben. Ihr Schwiegersohn, unser Churfürst Moriz, unterstützte sie bey den Ständen des Reichs, und man hofte nunmehr den glücklichsten Erfolg.

Hier erfand die Intrigue des Kaisers ein neues Mittel, um allen Vorstellungen zuvor zu kommen. Er ließ die ganze Begebenheit mit dem Landgrafen, und seine Gefangennehmung den Ständen Deutschlands in einem eignen aufgesetzten Berichte vortragen, und entschuldigte sich weitläuftig. Er bewieß, daß er Recht

habe,

habe, den Landgrafen noch weiter im Verhafte zu behalten, weil er noch nicht alle Puncte des Vergleichs erfüllt habe; er versicherte, daß er vorher habe untersuchen lassen, ob er befugt sey, den Landgraf gefangen zu nehmen, ehe er so weit gegangen wäre, und berief sich so gar endlich auf den Churfürst von Brandenburg und Moriz, welche am besten wüsten, daß er nicht unbillig verführe, und an welche man sich wenden könne.

Dieser neue Streich, der zu den unverschämtesten Lügen nöthigte, trieb den Unmuth des empfindlichen Moriz aufs äuserste. Allein was sollte er thun? Der Besitz seines Churfürstenthums war noch neu: die Gewalt des Kaisers unaufhaltbar, seine Härte unbiegsam. Da also die Fürsten unsers Vaterlandes sich an ihm wendeten, und, noch an eben den Tage, wo der Vortrag geschehen war, ihm denselben vorlegten, so versprach er, am folgenden Tage darauf Antwort zu geben. Er gab sie so, wie die Furcht für den Kaiser, und die itzigen Umstände erfoderten, ob gleich mit einem geheimen, brennenden Verdruß. — Er könne, sagte er, den Kaiser weder tadeln, noch beschuldigen; indessen wäre es leicht möglich, daß in der Unterhandlung mit dem Kaiser und dem römischen Könige ein Irthum in Ausdrücken vorgefallen wäre, auf welchen er sich itzt gar nicht einlassen wolle. Er gestünde, diejenige Mittelsperson gewesen zu seyn, welche den Landgraf dahin bewogen hätte, daß er persönlich nach Halle zum Kaiser sich begeben hätte. Da er nun in der Gefangenschaft wäre, und seine Gesundheit und Wohlfarth dadurch litte, so bäte er den Kaiser auf das inständigste, dem Gefangnen die Freyheit zu schenken. Weit

entfernt, daß der Kaiser diesen Bitten, mit welchen sich die vornehmsten Fürsten verbanden, hätte Gehör geben sollen, ließ er vielmehr von dem Landgrafen, den er mit Klugheit zu Nördlingen gelassen hatte, die Schriften des wechselseitigen Vergleichs abfodern, und da dieser sie nicht geben konte, weil seine Prinzen diese Pappiere verwahrten, so ließ er die Gefangenschaft desto beschwerlicher machen, und erlaubte den wenigsten von seinen Freunden mehr den Zutritt zum Landgrafen.

Zu den vorzüglichen Beleidigungen, welche der Kaiser dem Reiche zufügte, gehörte die Strenge, mit welcher er auf die Beobachtung des so genanten Interims drang. Die Entrüstung darüber breitete sich allenthalben aus. Selbst die catholischen Fürsten sahen diesen Eingrif in die Rechte der Kirche ungern, und mißbilligten besonders einen solchen Schritt, welcher eine Souverainität des Kaisers anzudeuten schien. Die Protestanten hingegen konten ihren Unwillen nicht bändigen, und liessen sich in alle die heftigsten Wirkungen aus, welche der Abscheu für Lehren, die sie haßten, einflössen konte. Die Theologen schrien öffentlich gegen die Einführung des Pabstthums: der gemeine Mann schimpfte, und die Grossen ärgerten sich. Wenige aber hatten das Herz, sich der Verordnung des Kaisers öffentlich zu widersetzen, und den Lutherischen Lehrsätzen treu zu bleiben. Verschiedne Reichsstädte bezeigten sich am hartnäckigsten, und folgten der unbiegsamen Steifigkeit, die solchen freyen Städten immer eigen ist. Strasburg, Bremen, Lübeck und Magdeburg widersträubten am heftigsten, und wollten schlechterdings das Interim nicht annehmen.

Moriz besaß zu viel Klugheit, um der Gewalt nicht itzo, ob wohl ungern, zu weichen. Er sah vorher, daß etwas ganz anders, als blinde, unthätige Störrigkeit, erfodert würde, wenn man die protestantische Religion aufrecht erhalten wollte. Auch war der Zeitpunct zu etwas grossen noch nicht erschienen. Eine Schmiegung nach den Umständen, und wenn sie noch so unangenehm ist, und noch so viele Vorwürfe erregen sollte, wird oft dem Weisen nöthig, und unser Fürst ertrug lieber die entsetzlichsten Vorwürfe, als daß er durch einen unzeitigen Eifer, sich selbst, Religion und Glück des Vaterlandes aufopfern sollte. Er liebte seine Religion und die Rechte seines Vaterlandes, und es schmerzte ihn, beydes itzt untergraben zu sehn. Sein Unwille sann auf Mittel der Rache, und sein Wunsch zielte auf hohe, weite Entwürfe, aber er verbarg seinen Plan in der Verschlagenheit der tiefsten, geheimsten Politic, wie der älteste Meister der Verstellungskunst.

Als er von dem Reichstage zu Augsburg, der bis zum Ende des Junius 1548 dauerte, in sein Land zurück kam, befolgte er die Verordnungen des Kaisers, wie es ein Freund desselben, der eben die Churwürde von ihm empfangen hatte, thun muste. Auser andern Einrichtungen der Angelegenheiten des Landes und der Regierung davon, suchte er den Zustand der Religion anzuordnen. Er gebrauchte aber dabey so grosse Vorsichtigkeit, daß jene jederman widrige Grundregeln des Glaubens, in aller Stille der Ruhe von seinem Lande angenommen wurden, indeß an allen Orten der gröste Lerm und Gekräusch wegen des Interim entstand. Unser Fürst ließ die Theologen seines Landes verschiedne mal hinter einan-

der zusammen kommen, und berathschlagte mit ihnen über den gegenwärtigen Zustand der Religion. Die letzte Zusammenkunft erfolgte zu Leipzig, und die Gelehrten, die allemal von Natur furchtsame Geschöpfe sind, bewiesen auch hier ihren Charakter. Sie bequemten sich nach dem Willen ihres Herrn. Um diesen Rückzug von ihren vorigen Lehren mit Anstand zu thun, vertheidigten sie sich mit ihren eignen Waffen, so gut sie sie hatten, — mit Spitzfindigkeiten, von denen man damals Meister war. Sie bewiesen, daß viele Dinge adiaphora gleichgültige Dinge wären, und man in äusserlichen Ceremonien wohl nachgeben könne. So ward eine neue Glaubensregel für Sachsen entworfen, und auch im Lande angenommen, die man haßte. Andere Protestantische Fürsten und Häupter hingegen fanden dabey viel einzuwenden. Churfürst Moriz kam in den Ruf, daß er aus Eigennutz die heiligsten Wahrheiten für Länder verriethe, daß er ein Abtrünniger wäre, und jeder eifrige Protestant haßte ihn bitter.

Er selbst wuste wohl, warum er so handle, und war von seinen Gesinnungen besser überzeugt, als die, die ihn schmähten. Allein, der gute Ruf war niemanden jemals, am wenigsten unserm Fürst gleichgültig, dessen Ehrgeitz nach Dingen trachtete, wohin er, ohne Achtung, nicht gelangen konte. Er ließ also eine Erklärung bekant machen, worinnen er bezeugte, daß er Eifer für die Lehrsätze der reinern Religion besässe, und versicherte, daß er wider alle Eingriffe des päbstlichen Stuhls auf seiner Hut seyn würde.

Aber, durch diese Erklärung muste er befürchten, seinen hohen Freund, den Kaiser zu beleidigen. Er

schmei-

schmeichelte also demselben mit der grösten Geflissenheit, und wuste seinem Betragen bey ihm den besten Anstrich zu geben, den er von der Kunst der feinern Politic borgte. Er bezeugte dem Kaiser seine unverbrüchliche Treue, und versprach, auf den ersten Wink, diejenigen zum Gehorsam zu bringen, die sich seinen Befehlen widersetzten.

Hierdurch wurden alle Protestanten wiederum irre gemacht, und schmähten ihn als den boshaftesten Heuchler. Die Magdeburger Theologen griffen ihn besonders in Schriften an, und suchten Abscheu gegen ihn zu erwecken. Ihre Versuche blieben auch nicht ohne Wirkung. Moriz muste nun wieder diese Wirkungen hemmen; und er fand Mittel. Er ließ, so bald man einen Vorschlag wegen eines Conciliums gethan hatte, durch seine Gesandten dawider protestiren, wenn es nicht völlig frey und unpartheyisch seyn sollte, und sprach überhaupt mit vieler Wärme dagegen. Dieß setzte ihn aufs neue in gute Achtung bey allen Protestanten. Den Kaiser aber verstand er dabey durch kunstreiche Vorstellungen zu gewinnen, daß ihn diese Kühnheit nicht beleidigte und er ein unbegränztes Vertrauen dennoch auf Moriz setzte. So hinterging der junge Fürst den alten Kaiser, der in der Verstellungskunst ein Meister geworden war.

Wer selbst aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, zwischen zwey Feinden hin und her zu schwanken, und beyde in der schmeichelhaften Hofnung zu erhalten, daß man ihnen nicht abgeneigt sey, der wird die Kunstgriffe Morizens am richtigsten bewundern können. Je aufmerksamer der Kaiser, und seine Minister, besonders der schlaue Granvella, auf jede Bewegung und Vorfall

waren, je argwöhnischer die schüchternen Protestanten sich zum Hasse gegen unsern Fürst neigten, je furchtbarer die Macht Carls, und je gefährlicher für seine Entwürfe das Mißtrauen seiner Glaubensgenossen war, desto grösser und merkwürdiger waren diese Kunstgriffe.

Im Anfange des Jahrs 1549 legte er einen neuen Beweiß ab, wie begierig er jede Gelegenheit ergriffe, den Kaiser Gefälligkeiten und Freundschaft zu bezeugen. Der Kaiser hielt sich damals in den Niederlanden auf, und erwartete seinen Prinz Philipp daselbst, um ihm die Erbhuldigung leisten zu lassen. Moriz gieng dem kaiserlichen Prinz bis Trident entgegen, und bewillkomte ihn daselbst. Eine besondre Ursache dieser Reise war zugleich die Wiederhohlung der Fürbitte für seinen gefangnen Schwiegervater, den landgraf Philipp von Hessen. Der junge Prinz des Kaisers versprach die Vorstellungen Morizens bey seinem Vater mit allem Nachdruck zu begleiten. Dieser vergaß nicht, seinen Schwiegervater davon zu benachrichtigen. Aber Carl, der itzo mehr, als jemals, nach einer unumschränkten Herrschaft in Deutschland trachtete, konte diese Bitte nicht erfüllen, die einem, in der Gefangenschaft noch erbittertem, Feinde, Freyheit verschaffen wollte, und dadurch hohe Entwürfe störte.

Moriz bekam Lust, von Trident aus, einige andre Städte zu besehen, und begab sich, mit geringer Begleitung, nach Mantua und Venedig, wo man ihn mit vielen feyerlichen Ehrenbezeugungen aufnahm. Nach der Rückreise in sein land stieg sein heimlicher Groll gegen den Kaiser. — Der landgraf wurde durchaus nicht frey gegeben: sein Schwiegervater sollte ein Schau-

spiel

spiel derjenigen triumphirenden Macht bleiben, die eben seine Waffen gröstentheils erfochten hatten. — Die Prinzen des Landgrafens hörten nicht auf ihn mit Vorwürfen, Bitten, Vorstellungen zu drängen. Der unduldige Landgraf schmachtete in dem äuserstem Grame. Der Kaiser trotzte. Die Protestanten murrten.

In dieser verwirrten und gefährlichen Stellung verhielt sich dennoch unser Fürst mit der abgemessensten Klugheit. Da er den Irthum, in welchen man wegen seiner Gesinnungen für die Religion stand, nicht tilgen konte: denn er muste den Kaiser noch immer mit der feinsten Delicatesse der Schüchternheit behandeln: so suchte er wenigstens durch alle Mittel den Irthum zu mildern. Er ertrug mit einer Art von Unempfindlichkeit und vieler Mäßigung verschiedne Schmähungen. Unter andern hatte man einen elenden Scribenten, der eine freche Schmähschrift gegen ihn verfertigt hatte, beym Kopfe genommen, und ins Gefängniß geworfen. Moriz ließ den Elenden vor sich kommen, der sein Todesurtheil erwartete. Er ließ in Gegenwart desselben und vieler Personen, die dazu versammelt waren, die Schmähschrift gegen sich ablesen. Hierauf beantwortete er die vorgeworfnen Beschuldigungen, und zeigte verschiedne Gründe, warum der elende Mensch irre. Nachdem er sich mit solcher Herablassung gerechtfertigt hatte, wandte er sich zu dem Verfasser der Schmähschrift, und sagte: „Hast du nun gehört, wodurch ich „bewogen worden bin, anders zu handeln, als du, und „deines gleichen für gut finden. Deinen Rath habe ich „nicht nöthig gehabt. Voritzt lerne klüger seyn, und „begieb dich hinweg.„ — Diese sonderbare Gelindig-

keit

keit von der sonst so heftigen Gemüthsart Morizens erwarb ihm einen ausgebreiteten Ruhm. Er selbst aber achtete auf die andern niederträchtigen Schmähsüchtigen wenig; denn er wuste, daß grosse Männer in jeder Sphäre von der Lästerung, wie von ihrem eignen Schatten, begleitet zu werden pflegen. —

Weit wichtigere Dinge reitzten nun die ganze Aufmerksamkeit aller seiner wirksamen Geisteskräfte. Die Schritte des Kaisers zum Umsturze der deutschen Reichsverfassung wurden täglich kühner. Carl begegnete durch seine Räthe und Minister denen Fürsten, die ihm selbst, oder ihre Väter zur Regierung erwählt hatten, mit unbarmherziger Härte. Sein strotzender Hochmuth verlangte unbedingten Gehorsam. Schon hatte er, wider alle Grundsätze unsers Vaterlandes, eigenmächtig, ohne Beystimmung der andern Fürsten, zwey der vornehmsten Fürsten Deutschlands, in die Reichsacht erklärt. Itzt behielt er sie, wie ein spanischer Despot, im Gefängniß. Moriz, der nun selbst Churfürst war, und die Rechte seines Vaterlandes vor andern beschützen muste, wozu ihn auch ein gerechter Ehrgeitz trieb, betrachtete alles dieses Betragen aus dem Gesichtspuncte, wo er am richtigsten von einem Deutschen erkant wird. Diejenigen, welche das neue Religionssystem des Kaisers, das Interim nicht annehmen wollten, wurden mit den härtesten Strafen bedroht. Der Eingrif des Kaisers in die priesterlichen Angelegenheiten, schien gewaltsam. Die Erpressungen des Geldes, welches der Kaiser forderte, erhitzte den Grimm. Die Protestanten musten als Strafe, die Catholicken, als Beyträge zu einem Kriege für die Kirche, die grösten Summen geben: Die

Un-

Unterwürfigkeit, und der beynahe blinde unbedingte Gehorsam, den der Kaiser, ohne Unterschied in Deutschland für alles, was er wollte, verlangte, weissagte die Souverainität über die freyen Deutschen, und schon näherte man sich dem Ziele derselben mit eilfertigen Schritten. Nichts schien mehr die unumschränkte Gewalt des Kaisers aufhalten zu können. Die Grundfeste unsrer Reichsverfassung schienen zu wanken, und zitterten. —

Unter diesen bedenklichen Umständen und finstern Aussichten für unabhängige deutsche Fürsten versamlete der Kaiser die Fürsten und Stände unsers Vaterlandes wiederum nach Augsburg zu einem Reichstage. Dieser Reichstag, welchen der Kaiser selbst am 25 Junius 1550 in Person eröfnete, und der bis auf den 13 Februar des folgenden Jahrs 1551 dauerte, sollte, der Absicht Carls nach, seinen ehrsüchtigen Entwürfen die Reife geben, und war just der nächste Grund zum völligen Umsturz derselben. Carl sah vorher, daß in Deutschland, das nun zur Demuth gebändigt war, die Schüchternheit und der Gehorsam eingeführt wäre, und seine Klugheit konte glauben, daß es niemanden gäbe, der irgend einem Vornehmen von ihm, zu widerstehen wagen würde; denn den, der es bald wagen wollte, verkante er völlig. Eine Klugheit, eine List, ist immer in der Welt über die andre. —

Der Eindruck der Gewaltthätigkeit des Kaisers, die er gegen die Protestanten, und die deutschen Stände überhaupt bisher ausgeübt hatte, wurde durch fortgesetzte Härte und Grausamkeit, erneuet und verstärkt. Die Beobachtung des Interims wurde weit schärfer,

als

als jemals gefodert. Die Widerspenstigen wurden, so sehr man nur konte, gestraft, und auf das grimmigste behandelt. Man verlangte, ohnerachtet aller Einwendungen, einen unbedingten Gehorsam gegen das Concilium, welches zu Trident versammelt ward. Doch versprach man einigen protestantischen Theologen Gewähr für ihre Sicherheit zu leisten, und unterhandelte darüber, und über andre dahin abzielende Angelegenheiten weitläuftig. Die Religion schien durch einen schimmernden Pomp wieder in ihre alte Verfassung zurück zu fallen.

Moriz sah allen diesen Dingen mit der kaltblütigsten äuserlichen Zufriedenheit zu, indeß er schon anfing, die feinsten Anschläge dagegen auszudenken. Ein neuer Entwurf des Kaisers erleichterte ihm seine von wichtigen Gedanken schwere Seele, weil er einen neuen grossen Freund erschuf. Carl suchte auf diesem Reichstage seinem Prinz die kaiserliche Crone zu verschaffen, ob gleich sein Bruder, der König Ferdinand, schon seit zwanzig Jahren zum Nachfolger in der Kaiserwürde, nach Carls Tode, erwehlt war. So seltsam auch der Gedanke des Kaisers war, und so unvorsichtig dadurch Ferdinand beleidigt werden muste, so sehr hatte sich dennoch der Kaiser in diesen Einfall verliebt. Sein Prinz Philipp, ein junger Herr von ein und zwanzig Jahren, der noch nie nach Deutschland kommen war, und unsre Sprache nicht einmal verstand, brachte durch seine persönliche Gegenwart die deutschen Fürsten vielmehr gegen sich auf, an statt sie zu gewinnen. Sein spanischer pedantischer Stolz mißfiel im ersten Augenblick, und sein ganzer störrischer, steifer Charakter machte ihm die Deut-

schen

schen abgeneigt. Nichts desto weniger theilte Carl den Anschlag auf die Kaisercrone seinem Bruder, dem König Ferdinand mit, und suchte ihn durch viele Versprechungen zum Abtritte von der Nachfolge im Kaiserthume zu reitzen. Allein Ferdinand wollte sich so wenig, als die deutschen Reichsstände, nach den Absichten des Kaisers bequemen. Da aber nothwendig seine Eifersucht erregt wurde, so bemühte er sich die Fürsten unsers Vaterlandes mit allen möglichen Gefälligkeiten verbindlich zu machen. Vorzüglich bewarb er sich um die Gunst Morizens; und beyde Prinzen knüpften hier die genaueste Freundschaft. Ob Moriz gleich wuste, daß er Ferdinanden nicht seine geheimen Anschläge wider die Gewaltthätigkeiten des Kaisers vertrauen durfte, so schöpfte er doch viel künftige heitre Hofnungen aus einer so wichtigen Freundschaft.

Er versuchte aufs neue, für seinen gefangnen Schwiegervater, den Landgraf von Hessen, währendem Reichstage, eine Fürbitte zu wagen. Um derselben aber theils einen guten Schein, theils einen neuen Nachdruck zu geben, ersann er ein Mittel, wodurch er zu dieser neuen Bitte gezwungen zu seyn schien, und der Kaiser selbst in Verlegenheit kommen sollte. Die Prinzen des Landgrafens verlangten, (abgeredter maassen,) daß der Churfürst von Brandenburg und Moriz sich ihnen übergeben sollten, weil sie Bürgen geworden wären, und versprochen hätten, wenn der Person des Landgrafen, zu Halle, einiges Leid zugefügt werden sollte, sich selbst bey seinen Prinzen einzustellen, damit man ihnen eben so begegnen könte. — Moriz trug diese Foderung der Prinzen dem Kaiser vor, und bat nunmehr

mehr auf das inständigste, den Landgraf zu befreyen, damit er nicht, vor den Augen der ganzen Welt, als ein ehrloser Fürst, der betröge und Verträge nicht erfüllte, angesehn würde. Wie sollte sich hier der Kaiser nun helfen? — Er entschloß sich schnell, und sagte durch einen vollkomnen Machtspruch die beyden Churfürsten von Sachsen und Brandenburg von aller Verbindlichkeit loß, vernichtete die Urkunden, und wollte sich dadurch auf einmal von allen fernern Andringen befreyen. Ein solches Verfahren machte ganz Deutschland stutzig. Wie sehr war dieser Carl der fünfte von jenem verändert, der auf dem Reichstage zu Worms gesagt hatte: „Wenn man auch nirgends „mehr Treue anträfe, so müsse man sie doch bey dem „römischen Kaiser finden.„ — So häufte itzt Carl den Haß der Nation auf sich.

Nachdem man so weit gegangen war, blieb kein Mittel mehr übrig den Landgraf zu befreyen. Moriz sehnte sich zu rächen, und für Deutschlands Wohl etwas zu wagen. Allein das Beyspiel der schmalkaldischen Bundesgenossen machte ihn so vorsichtig und schlau, daß er die Gelegenheit nicht suchen, sondern erlauern wollte, als sie eben sich anbot.

Magdeburg hatte durch standhafte Widerspenstigkeit gegen die Verfügungen des Kaisers, und besonders des Interim, schon lange den Zorn desselben gereitzt. Auf dem Reichstage zu Augsburg wurde, nach dem Willen des Kaisers beschlossen, diese Stadt, die in die Acht erklärt war, zu züchtigen und zu bestrafen. Der Anführer des Heers gegen Magdeburg sollte Moriz seyn, dessen kriegrischer Muth und Einsicht bekant war.

Wie froh nahm Moriz diesen Antrag an! Er wuste am besten, wozu er ihn brauchen konte.

Die Zurüstungen zu der Belagerung Magdeburgs wurden mit dem heftigsten Eifer getrieben, und Moriz rückte mit einer starken Armee, die durch die Völker des Herzogs Georg von Mecklenburg verstärkt wurde, welche schon lange im Magdeburgischen Gebiete, Krieg geführt hatten, vor diese Stadt. Schon im November 1550 unternahm unser Fürst diese Belagerung, und sie dauerte bis zu Ende des folgenden Jahres. Diese Langwierigkeit selbst war ein Kunstgrif des Churfürst Moriz. Er wollte die Belagerung gern zur nächsten Vorbereitung seiner grossen Unternehmung machen; und es gelung der List. Der Kaiser beschwerte sich inzwischen bey ihm über den gefangnen Landgraf, welcher zu Mecheln, wo er im Verhaft geblieben war, hatte entfliehen wollen, und drohte sich an allen denenjenigen auf das empfindlichste zu rächen, welche zu diesem kühnen Versuche verleitet oder etwas beygetragen hätten. Moriz hingegen versicherte nochmals, aus dem Lager vor Magdeburg den Prinz des Landgrafens, daß er gewiß nicht eher ruhen würde, bis sein unglücklicher Vater in Freyheit gesetzt wäre, für welchen Preis er selbst sein Blut aufopfern wollte. Hier wurde nun insgeheim die Mine schon angelegt, die man zur rechten Zeit springen lassen wollte. Moriz vertraute seinen verdeckten Plan an den Prinz Wilhelm von Hessen, und arbeitete an Ausführung desselben mit weit größrer Sorgfalt, als an der Belagerung von Magdeburg.

Diese zog Moriz mit solchem Zaudern in die Länge, daß er endlich selbst befürchten muste, der Kaiser möchte Argwohn schöpfen. Man hat eine umständliche Beschreibung dieser Belagerung, aus welcher wir hier eine weitläuftige Nachricht mittheilen könten, wenn der Held, dessen Leben und Gesinnungen wir schildern, mit keinen wichtigern Scenen uns unterhalten könte, als mit Eröfnung der Laufgräben, Ausfällen, Widerwillen und Empörung der Soldaten. Ganz andre Dinge, welche in dem Lager vor Magdeburg unternommen worden, reitzen unsre Aufmerksamkeit.

Der Krieg vor Magdeburg war eigentlich nur, was unsern Fürst betrift, ein Schauspiel, womit er die Menge unterhielt. Er selbst spielte hinter den Vorhang insgeheim eine weit merkwürdigere Rolle. Indessen jeder eifrige Protestant über ihn murrt, daß er wider den Glauben kämpft, bringt er die Anschläge zur Reife, wodurch er dieß Glaubenssystem und Deutschlands Rechte beschützen will. So sehr mißkennt man den Menschen, ehe man alle Umstände weiß, und alle Triebfedern der Handlungen versteht.

Nach einer Belagerung von zwölf Monaten ergab sich endlich Magdeburg an Moriz, der länger zu verzögern nicht für gut hielt. Die Bedingungen der Uebergabe waren durch seine Klugheit so gelind eingerichtet worden, als sie die Belagerten nur wünschen konten. Zur Dankbarkeit erwehlte der Rath der Stadt unsern Churfürst Moriz, der als Sieger einen prächtigen Einzug in diese Stadt hielt, zu seinem Burggrafen, wodurch er eine Würde, die den Churfürsten von Sachsen ehedem gehört hatte, wiederum mit seinem

Hau-

Hause verband. Alle gute Bedingungen, welche der Kaiser den Magdeburgern zugestand, hatten sie der Kunst Morizens zu danken, welcher die Hartnäckigkeit der Belagerten dem Kaiser als ganz auserordentlich abmahlte, und ihn dahin brachte, daß er froh war, nur unter anständigen Puncten endlich einmal die Stadt bezwungen zu haben, deren vollkomne Eroberung noch so schwer zu seyn schien.

Nun eilte Moriz, obgleich noch immer mit der feinsten Behutsamkeit, zu seinem hohen Endzwecke, wider den Kaiser die Waffen zu ergreifen. Als Magdeburg sich ergab, war die Intrigue schon geschürzt, aber mit einer eben so ängstlichen als nöthigen Verschwiegenheit. Nur denen wenigen, die entweder mit ihren Maasregeln, oder ihrer Hülfe ihm beystehn musten, wenn er wollte glücklich seyn, eröfnete er sein Vorhaben, mit den Degen die Freyheit der Religion und der Rechte des Vaterlandes, vom Kaiser zu erzwingen. Der Graf von Mannsfeld, welcher in Magdeburg Befehlshaber war, und, während der Belagerung noch, verschiedne geheime Unterredungen mit ihm hielt, der erzürnte älteste Prinz des Landgrafen von Hessen, Wilhelm, der regierende Herzog von Mecklenburg, und der General Heideck, den der Kaiser in die Acht erklärt, er aber insgeheim in seine Dienste genommen hatte, ein versuchter Krieger — diese waren die Personen, welchen er das Geheimniß entdeckte, das nunmehr bald Deutschland in Erstaunen setzen sollte.

Aber etwas grosses ließ sich, mit Sicherheit der Hofnung, gegen den Kaiser nicht ausführen, ohne durch fremde Bündnisse mit Nachdruck unterstützt zu seyn.

Moriz wandte sich also an Heinrich dem zweyten, dem Könige in Frankreich, welcher itzt ohnedem schon Feindseligkeiten in Parma und Piemont gegen den Kaiser angefangen hatte. Heinrich war sogleich bereit, mit Morizen gegen Carln in ein Bündniß zu treten, und seine Eifersucht freute sich, der Macht des Kaisers in Deutschland Grenzen zu setzen. Er sandte, unter dem Vorwand, Völker anzuwerben, einen Gesandten ab, welcher mit Moriz unterhandelte, und bald eine geheime Verbindung schloß. Man setzte dabey verschiedne Puncte fest, die Moriz mehr der Ceremonie wegen, als im Ernste unterschrieb. Er suchte dadurch nur den Vortheil, daß Frankreich mit ihm zugleich loßschlagen sollte, und war versichert, daß es für seinen Nutzen mit eignen Kräften genug sorgen könte. Dieses Bündniß zwischen Heinrich und Moriz wurde noch, vor der Uebergabe von Magdeburg, im October 1551, vollkommen zu Stande gebracht. Es wurde aber von beyden Seiten so geheim gehalten, daß der Kaiser und seine Minister, so schlau und aufmerksam sie auch waren, nicht das geringste davon erfuhren.

Die vorzüglichste Kunst wurde zu einem Vorwande erfodert, unter welchem man die Truppen zu der bevorstehenden Unternehmung beysammen erhalten könte. Der Winter brach ein, und man muste den Feldzug gegen den Kaiser nothwendig bis auf künftiges Frühjahr verschieben. Dennoch war der Argwohn des Kaisers unvermeidlich, wenn Churfürst Moriz, nach vollendeter Belagerung von Magdeburg, seine Völker beysammen behalten hätte. Moriz ließ also seine eignen sächsischen Truppen, die er doch gleich wieder versammeln konte,

aus

aus einander gehn. Der Herzog Georg von Mecklenburg aber muste den grösten Theil der übrigen Völker, zusammen behalten, und lagerte sich mit denselben in Thüringen. Man gab vor, daß diese Völker so lange nicht aus einander gehen würden, bis ihnen der rückständige Sold bezahlt wäre. Unter diesem scheinbarem Vorwande hatte man Gelegenheit, das Heer beträchtlich zu machen. Moriz ließ selbst, insgeheim, eben da Magdeburg seine Besatzung abdankte, diese Soldaten wiederum so gleich für sich anwerben, und verstärkte seine Macht dadurch. Der Marggraf Albrecht von Brandenburg, ein unruhiger und abendtheuerlicher Kopf, geschickt zu jeder kühnen Unternehmung, wurde von dem scharfsichtigen Moriz bald zu seinem Vertrauten gemacht, und ging an den französischen Hof, um den Aufbruch der Franzosen zu beschleunigen, und das Bündniß desto fester zu knüpfen. Nichts wurde verabsäumt, um dem ersten Angriffe Schrecken und Nachdruck zu geben.

Indessen erhielt die behutsame List Morizens den noch den Winter hindurch den aufmerksamen Kaiser in einer ganz wunderbaren Sorglosigkeit. Er überhäufte den Kaiser mit Betheurungen seiner unverbrüchlichen Ergebenheit: er spielte wegen des Conciliums, das nun zu Trident angegangen war, die weitläuftigsten Intriguen: er ließ seine Gesandten mit einer Offenherzigkeit, welche verführen muste, viele Einwendungen und Vorstellungen machen: er gab schon seinen protestantischen Theologen Befehl, sich zur Reise nach Trident, zum Concilium, bereit zu machen. Mit den Ministern des Hofs unterhielt er einen wohleingerichteten

Briefwechsel, und betrog dadurch besonders den schlauen Granvella.

Die Furcht, welche jederzeit den Intriguengeist begleitet, würkte bey einem so geschäftigen Fürsten, wie Moriz war, viel vortheilhafte Einfälle und Vorsichtigkeit. Der Kaiser hatte, während der Belagerung von Magdeburg, bey welcher unser Fürst nicht täglich gegenwärtig blieb, sondern nur ab und zu reißte, ihn öfters zu einer persönlichen Unterredung in Augspurg eingeladen. Immer hatte Moriz sie versprochen; nie aber das Versprechen erfüllt. Es war leicht Hindernisse vorzuwenden. Der Kaiser begab sich von Augsburg nach Inspruck, und blieb daselbst den ganzen Winter 1551. Er wiederhohlte seinen Gesuch an unsern Churfürst, sich bey ihm persönlich einzufinden. Dieser wiederhohlte die Versichrung seiner Bereitwilligkeit dazu; kam aber nicht. Einige muthmaßten, daß der Kaiser selbst auf Moritzen eifersüchtig wäre, und vielleicht bey seiner Ankunft ihn so, wie den Landgraf, behandeln würde. Wenigstens scheute Moriz das Angesicht des Kaisers so lange, bis er als Feind mit einem Heere ihn sprechen könte. Um dennoch aber dem Kaiser keinen Verdacht zu erregen, so bereitete er alle Anstalten zu seiner Reise, und ließ so gar ein Haus für sich in Inspruck miethen, und befahl, so schnell als möglich, es in gehörigen Stand zu setzen, weil er bald kommen wolle.

Inzwischen wagte er einen Schritt, dessen Folgen ihm vor den Augen der Welt den gerechtesten Anlaß zur Ergreifung der Waffen darbieten sollten. Er hielt nochmals, im December des Jahrs 1551, feyerlich um

die

die Befreyung seines Schwiegervater, des Landgrafs von Hessen an. Mit seinem Bitten verbanden sich verschiedne andre Fürsten unsers Vaterlandes. So gar der römische König, und der König von Dännemark traten dieser Fürbitte itzo bey. Allein der harte Kaiser antwortete, daß er dem Churfürst Moriz, so bald er selbst zu ihm nach Inspruck kommen würde, darauf seine Erklärung geben wolle. Dieser stolze Unglimpf vermehrte den Haß gegen den Kaiser, und die Neigung für Moriz allgemein.

Es gab nunmehr selbst an dem kaiserlichen Hofe einige Personen, welche einen Verdacht auf unsern Churfürst warfen, unter denen der rauhe Herzog von Alba der vornehmste war. Das noch immer in Thüringen versammelte beträchtliche Heer, die ungebundne Ausschweifungen desselben, der Eifer Morizens für seinen gefangnen Schwiegervater, die immer so verzögerte persönliche Erscheinung desselben, und viele andere bedenkliche Vorbereitungen, welche unmöglich alle verborgen bleiben konten, reitzten allerdings den Argwohn der Aufmerksamkeit. Man rieth dem Kaiser, so gleich den Churfürst Moriz unverzüglich nach Inspruck zu berufen. Allein Granvella widerrieth einen solchen Befehl, der den Churfürst erbittern könte. Granvella glaubte aber selbst für allen Verdacht sicher seyn zu dürfen. Freylich schien ihm die Verwegenheit zu groß und unglaublich, daß ein Fürst Deutschlands wagen sollte, gegen einen mächtigen Kaiser etwas zu unternehmen, der den Schmalkaldischen Bund so zertrümmert, und die Widerspenstigen so hart gedemüthigt hatte, dem Moriz selbst die gröste Verbindlichkeit schuldig wäre, und

den er gewiß mit Zittern fürchten müste. Ueberdem sah er die damalige unterwerfende Zaghaftigkeit der Deutschen mit schielenden Augen an, und hielt sie, weil er den Charakter unsrer Nation nicht kante, für ein Eigenthum unsers Volks. Dieser Fehler in der Kentniß eines Landes, über welches man herrschen will, der schon viele Minister in unversehnes Unglück stürzte, schadete auch dem Granvella. Er verdiente seine Beschämung, weil er sich unterstand, die Deutschen zu verachten. Als man ihm einigemal Argwohn gegen Moriz einprägen wollte, antwortete der blinde Stolze: „ein dummer Deutscher könne keinen Entwurf machen, den er nicht so gleich einsehn und verrücken wollte.„ Und Granvella wäre nicht einmal fähig gewesen, einen solchen künstlichen Plan, wie Moriz hatte, anzulegen und auszuführen. Moriz rettete die Ehre der Deutschen; und zeigte dem staatsklugen Granvella, bald drauf in Inspruck selbst, daß er noch nöthig gehabt hätte, bey einem Deutschen in die Schule zu gehn. — —

Die übermüthige Verachtung der kaiserlichen Minister erleichterte eben unserm Fürst die Mühe der schweren Rolle, die er zu führen hatte. Ein auswärtiger Schriftsteller, gegen den man aber nicht die geringste Ursache hat, mißtrauisch zu seyn, erzehlt noch einen besondern Streich, den Moriz, indeß er zum Kriege sich rüstete, gegen die kaiserlichen Minister spielte. Sie, die allenthalben Kundschafter zu halten suchten, gewannen zwey Minister unsers Fürsten, welche ihnen von allem, was vorging, die genaueste Nachricht geben mussten. Moriz entdeckt mit seiner Scharfsichtigkeit den

Brief-

Briefwechsel. Ein andrer, minder schlaue Fürst hätte die Verräther gestraft. Er versteht die Kunst aber besser, und stellt sich an, nichts davon zu wissen. Er braucht eben diese falschen Diener zu seinen besten Werkzeugen, und entdeckt ihnen lauter solche Dinge, die er gern an den kaiserlichen Hof gebracht wissen wollte. Er stellt sich gegen sie offenherzig, und scheint sie eines grössern Vertrauens, als jemals, zu würdigen. Er nimt sie zu allen Berathschlagungen, und läßt sie, mit verstellter Vertraulichkeit, just so viel wissen, als zu seinem Vortheil nöthig war. Durch dieses meisterhafte Kunststück verführt, schreiben die Verräther an die kaiserlichen Minister lauter betrügende Nachrichten, denen man den sichersten Glauben beymißt. Diese befreyen sich selbst, und den Kaiser von allem Argwohn gegen Moriz, und durch die sichersten geheimsten Briefe ihrer treuesten Freunde getäuscht, geben sie durchaus keinem Verdachte Platz *). — So wuste Moriz zu verführen: so weit verstand ein Deutscher die Politic.

Einmal soll unser Fürst, auf das dringende Anhalten des Kaisers, sich auch wirklich auf die Reise zu ihm nach Inspruck begeben haben; nachdem er aber schon einige Tage unterwegens gewesen sey, sich unter dem Vorwande der schnellsten Nothwendigkeit in sein Land haben zurückrufen lassen, und hierauf sich in Brie-

 fen

*) Man könte auch annehmen, daß der Churfürst zwey von seinen vertrauten Ministern, mit Fleiß, die Rolle der Verrätherey habe spielen lassen, um den Kaiser sicher zu machen. Es wäre dem listigen Charakter Morizens ganz angemessen. Mit Gewißheit kan man, in diesem Labyrinthe der geheimsten Schlingen von Entwürfen und Maasregeln, nichts behaupten.

fen an den Kaiser auf die feinste Manier entschuldigt und gerechtfertigt haben.

Unter so mannichfaltigen Krümmungen der Verschlagenheit, und eben so schlauen, als starken Zurüstungen nahte nun der Zeitpunct herbey, da man aufbrechen wollte. Je schneller die Ueberraschung seyn konte, desto wirksamer war sie. Moriz gab sich also die sorgfältigste Mühe, nicht eher die Maske abzulegen, bis er in diesem Augenblicke zugleich mit Furcht und Schrecken übertäuben könte. Selbst als er zu dem Heere abreißte, verstellte er sich noch. Er ließ am ersten Merz 1552, seine Landesstände und Minister sich versammeln, und stellte ihnen sehr umständlich vor, daß er nun endlich den gerechten Foderungen der Hessischen Prinzen, seiner Schwäger, weichen müsse. Er habe ihnen sich zum Bürgen gegeben, als der Landgraf, ihr Vater, zum Kaiser, nach Halle, sich begeben habe: er habe versprochen, selbst ein Gefangner der heßischen Prinzen zu werden, wenn ihr Vater vom Kaiser in die Gefangenschaft genommen würde. Itzt endlich, da der Kaiser den gefangnen Landgrafen durchaus nicht freygeben wolle, müste er nun sein Wort erfüllen, und er verliesse gegenwärtig, in dieser Absicht, sein Land. — Hierauf übertrug er indessen die Regierung seinem Bruder, August, und einigen Räthen, welche er bat, die Wohlfahrt des anvertrauten Staates zu beobachten, und die Grenzen und Städte gegen jeden Angrif im Vertheidigungsstande zu erhalten. Dieses Kunststück war der letzte Gang zum Ziele des angelegten geheimen Plans.

So

So bald Moriz sein Land verlassen hatte, gab er bey seiner geringen Begleitung vor, seine Absicht sey, zum Kaiser nach Inspruck zu gehen; er kehrte aber unterwegens wieder um, und ritt spornstreichs nach Thüringen, und stellte sich da an die Spitze einer Armee, die ohngefähr aus fünf und zwanzig tausend Mann bestand. Indessen stieß der Prinz des Landgrafs von Hessen mit seinen Völkern zu ihm, und zugleich erschien eine öffentliche Erklärung, warum er die Waffen ergriffen habe. Die Beschützung der protestantischen Religion: die Vertheidigung der Rechte unsers Vaterlandes: die Befreyung des unglücklichen Landgrafens: waren die wichtigen Ursachen seines Kriegs. Jederman wünschte so gerechten Waffen Sieg, und das Erstaunen über diesen auserordentlichen Vorfall ward unmittelbar von Achtung und Bewunderung begleitet. Itzt sahe man ein, wer Moriz sey: die Protestanten segneten ihn, und die catholischen Fürsten freuten sich, durch ihn die Gewalt eines despotischen Kaisers bald eingeschränkt zu erblicken. Er aber zeigte sich itzt nun eben so kühn als vormals behutsam, und drang mit seinen Kriegern in grosser Eile auf Donauwerth zu. Bey Rothenburg verband sich der Marggraf Albrecht von Brandenburg mit ihm, und führte ihm ein neues starkes Heer zu. Wo Moriz hin zog, öfnete man ihm die Thore; wo er hin kam, vertrieb er die kaiserlichen Bedienten, führte die protestantische Religion wieder ein, und eilte auf Augsburg zu. Die kaiserliche Besatzung entfloh, und er ward, ohne Mühe, am ersten April Meister von dieser Stadt. Hierher ladete er die umliegenden Reichsstädte ein, um mit ihnen in Bündniß zu treten, und seine Waffen zu unterstützen.

Zu

Zu gleicher Zeit fiel der König in Frankreich, nach dem abgeredten Plane in Lothringen ein, und eroberte ebenfals mit hinreissendem Glück. Tull und Verdün öfneten die Thore; Mez wurde durch List eingenommen, und der Fortgang der Französischen Waffen war unaufhaltbar.

Der Kaiser, der eben, zu Inspruck, am Podagra krank lag, wurde von einem Erstaunen bey diesen Nachrichten betäubt, das wenig seines gleichen haben kan. Er hatte weder eine Armee im Felde, noch Geld in der Schatzkammer, noch Besatzungen in den Städten. Seine Bestürzung war äuserst. Alle Klugheit seiner Minister, alle List seines eignen verschlagnen Geistes war von einer feinern Klugheit hintergangen. Die Verwirrung in Deutschland schien von den bedenklichsten Folgen zu seyn; man muste befürchten, daß der gröste Theil der Nation zu den Waffen griffe, und eine allgemeine Empörung gegen den Kaiser entstünde.

Das einzige Mittel in solchen Umständen war der Vorschlag einer Unterhandlung mit dem kühnen Helden Moriz. Dieser nahm die Unterhandlung, welche der Bruder des Kaisers, der König Ferdinand antrug, mit Bereitwilligkeit an, um zu zeigen, daß er kein blosser wilder Erobrer seyn, sondern nur sein Vaterland vertheidigen wolle. Es erfolgte eine persönliche Unterredung zwischen Ferdinand und Moriz zu Linz, im Oesterreichischen. Indessen rückte die Armee immer weiter fort und kam bis Gundelfingen, wo sie den Churfürst erwartete, welcher die Zusammenkunft zu Linz abbrach, weil er, ohne seiner Mitverbundnen Willen sich in nichts einlassen wollte, und es für gut fand, durch eine verzö-

gerte Unterhandlung nicht etwa dem Kaiser Zeit zu grossen Zurüstungen zu lassen. Dennoch wurde eine neue Unterhandlung auf den sechs und zwanzigsten May zu Passau beschlossen, und von dieser Zeit an solite ein Waffenstillstand bis zum zehnten Junius seyn.

Moriz kam von der Zusammenkunft zu Linz wiederum bey seiner Armee am neunten May an, nachdem man schon acht Tage auf ihn gewartet hatte. Bis zu dem gesetzten Anfange des Waffenstillstandes waren noch siebzehn Tage übrig, die solch ein kühner Held, wie Moriz war, noch gut brauchen konte. Er ließ sein Heer mit der grösten Eilfertigkeit immer weiter fortrücken, und nahm seinen Weg gerade nach Inspruck selbst. Ein Haufen kaiserlicher Truppen, welche sich am Eingange in Tyrol verschanzt hatten, und widersetzten, wurde mit Ungestüm und Hitze in die Flucht getrieben. Moriz ging nun auf die starke und wichtige Festung Ehrenberg, welche eine gute kaiserliche Besatzung hatte, und wegen des steilen Felsens, worauf sie liegt, kaum möglich schien, erobert zu werden. Vielleicht würde er auch nicht den Einfall bekommen haben, die kurze Zeit bis zum bestimten Waffenstillstande vor einer Festung, die man doch nicht so schnell einnehmen konte, zu verderben. Allein das Glück, das kühne Krieger begleitet, und unserm Fürst besonders günstig war, führte ihm, auf dem Wege, einen Schäfer zu, welcher einen geheimen Zugang zu der Festung wuste. Der Schäfer meldete sich bey dem Herzoge von Mecklenburg, und versprach, für eine gute Belohnung, einen unbekanten Fußsteig zu zeigen, auf welchen man bis auf dem Gipfel des Felsen steigen, und die Festung überraschen konte. So

bald Moriz diese Nachricht erfuhr, eilte er, davon Gebrauch zu machen. Er ließ eine hinlängliche Anzahl Truppen, unter den Befehlen des Herzogs von Mecklenburg, in der Nacht, auf dem gezeigten Fußsteige, den Felsen hinanklettern. Zur bestimten Stunde ließ Moriz die Festung auf der andern Seite bestürmen, indeß der Herzog von Mecklenburg auf seiner Seite erschien, und durch seinen unvermutheten Anblick alles in Verwirrung setzte. Das Schrecken durchfuhr die Besatzung mit Uebertäubung, und sie ergab sich, und ihr Schloß dem Sieger Moriz. Das Schloß wurde mit der Plünderung verschont, weil es dem römischen Könige Ferdinand gehörte, welchen unser Fürst beständig mit vieler Delicatesse der Freundschaft behandelte, theils aus wahrer lang gegründeter Neigung, theils auch wegen kluger Absichten beym gegenwärtigen Kriege.

Gleich nach der Einnahme dieser wichtigen Festung eilte Moriz nunmehr auf Inspruck selbst, um da den Kaiser zu überraschen. Seine eben so kühne, als hohe Absicht, wäre gewiß erfüllt worden, wenn nicht eine Meuterey der Soldaten ihn etwas verzögert hätte. Er hatte noch zwey Tage nöthig, um in Inspruck zu seyn, und setzte seinen Zug darauf eilfertig fort, als verschiedne von denen Soldaten, die Ehrenberg eingenommen hatten, auf einmal einen Stillestand machten, und nicht weiter fortgehn wollten, bis man ihnen eine auserordentliche Belohnung wegen der Eroberung der Festung gegeben hätte, da die Plünderung ihnen wäre versagt worden. Moriz stellte den Empörern mit vielem Ernste die Unbilligkeit ihrer Fo-

derung

derung vor, und befahl zugleich, einen der vornehmsten Störer der Ruhe, gefangen zu nehmen. Hierdurch wurden die Soldaten aber dergestalt aufgebracht, daß eine ganze Schaar auf dem Churfürst schoß, und wütend auf ihm loß ging. Er konte kaum mit der allerschnellsten Flucht sein Leben erretten, und stillte den Aufruhr durch das Versprechen einer reichen Beute zu Inspruck. Inzwischen hatte ihn diese Gefahr doch aufgehalten, den entscheidenden Streich auszuführen, den er gegen den Kaiser vorhatte, denn die geringste Verzögerung konte ihm seinen grossen Endzweck entziehen.

So war es auch, und Carl der fünfte ward durch diesen geringen Aufenthalt des Feindes von der Gefangenschaft befreyt. Er konte der ersten Nachricht von der Eroberung der Festung Ehrenberg kaum Glauben beymessen; als er aber bey der Versicherung davon nunmehr die plötzlichste Erscheinung des Churfürsten in Inspruck selbst vermuthen muste, so hatte er nichts weiter übrig als die geschwinde Flucht. Spät, am Abend benachrichtigte man ihm die rasche Annäherung Morizens, und die obschwebende Gefahr. Carl, der bisher immer siegreiche Kaiser, itzt von einem muntern Fürsten, der sein Freund gewesen war, mit der Gefangenschaft bedroht, sah sich gezwungen, die eilfertigste Flucht zu ergreifen. Er verließ Inspruck in der grösten Bestürzung, mit geringer Begleitung, die selbst von verwirrenden Schrecken eingenommen war, und flüchtete, krank am Podagra, bey finstrer Nacht unter dem heftigsten Regen von Inspruck durch die beschwerlichsten Wege nach Villach, in Cärnthen.

Den

Den Tag darauf kam Moriz mit seinen leichten Vortruppen in Inspruck an, und eilte anfangs dem Kaiser selbst nach. Weil er aber seinen grossen Gegenstand nicht einzuholen vermuthen konte, und die unwegsamen Pässe durch die Gebirge ihm viele Gefahren zeigten, seine Hauptarmee auch nicht so gleich nachfolgen konte; ging er wieder nach Inspruck zurück. Alles was dem Kaiser und den Spaniern gehörte, wurde denen Soldaten, deren ganzes Heer nun ankam, zur Beute überlassen. Alle Güter aber des römischen Königs, und der Bürger blieben unverletzt.

Es waren nur noch drey Tage bis zu dem bestimten Zeitpuncte des Waffenstillstandes, und der Zusammenkunft in Passau übrig. Auch dieser Grund nöthigte unsern Fürst, daß er den Kaiser, da er einmal aus Inspruck entwischt war, nicht weiter verfolgen wollte, damit es nicht schiene, als wenn er das gegebne Wort der Unterhandlungen bräche. Er begab sich also nunmehr nach Passau, und seine Völker zogen sich den acht und zwanzigsten May nach Bayern zurück. Man erwartete den Ausgang der Passauischen Zusammenkunft mit äuserster Ungeduld in ganz Deutschland. Die Kunst und der Muth Morizens hatte einen kleinen Zeitraum von zwey Monathen so thätig, so merkwürdig gemacht, wie es wohl keine Monathe in unserm Vaterlande jemals gewesen waren. Die Versamlung des Conciliums zu Trident zerstreute sich aus Furcht und Schrecken für Morizens Waffen: das Cammergericht ging aus einander, weil es sich vieler Beleidigungen der Protestanten bewußt war: der Marggraf Albrecht schwärmte mit achttausend wilden Kriegern im

Reiche

Reiche umher; der König von Frankreich war bis Strasburg vorgerückt: Ungarn wurde von den Türken verwüstet: die meisten Stände Deutschlands lauerten nur auf eine bequeme Gelegenheit, um sich zu der Parthey des Churfürst von Sachsen zu schlagen.

Unter diesen Umständen wurde an dem festgesetzten Tage die Unterhandlung zu Passau eröfnet. Moriz erschien als das Haupt der Verbundnen, und als Sieger, der Gesetze vorschreiben konte: der König Ferdinand hatte den Auftrag, im Nahmen des Kaisers, seines Bruders, Vorschläge zu thun. Es fanden sich zugleich bey dieser feyerlichen Versamlung von Churfürsten, Fürsten und Städten des Reichs Abgeordnete ein, und verschiedne hohe Personen waren selbst gegenwärtig. Moriz eröfnete der Versamlung in einer gut eingerichteten Rede die Beschwerden über die Eingriffe, welche der Kaiser in die Rechte unsers Vaterlandes bisher gethan habe; er rechtfertigte seine kriegrische Unternehmungen, und drang endlich auf die Behauptung aller Vorrechte der Fürsten. Hierauf fing man an, die einzelnen Puncte der Foderungen vorzutragen, und sie wurden dem Kaiser selbst nach Villach übersandt. Carl aber konte sich itzt so wenig in sein übles Schicksal finden, als manche Personen sich in ein neues unvermuthetes Glück nicht finden können. Er war bisher immer gewohnt gewesen, die Vorschläge des Friedens selbst vorzuschreiben, und besonders konte er sich nicht entschliessen, der protestantischen Religion alle verlangten Freyheiten zuzugestehn, an welcher Verweigerung seine Minister, vorzüglich der Bischof von Arras, Granvella, den grösten Antheil hatten. Am

widrigsten waren ihm die Bedingungen wegen der Rechte des Vaterlandes, wodurch alle seine Absichten auf eine despotische Beherrschung Deutschlands in eben dem Augenblicke, da er sich ihr am nächsten sahe, vernichtet werden sollten. Der Verdruß darüber bemeisterte sich seiner ganzen Seele, und gab ihm Hartnäckigkeit genug, die vorgeschlagnen Friedensbedingungen zu verwerfen, und, gleich als wenn er Sieger wäre, selbst andre, unwürdige Vorschläge zu thun. Sein Bruder, der König Ferdinand, verwandte umsonst bey ihm alle seine Wirksamkeit und Vorstellungen. Ferdinand sah insgeheim selbst mit Vergnügen, daß die Gewalt seines Bruders eingeschränkt würde, weil er immer noch aus Eifersucht befürchten muste, daß Carl seinen Anschlag, die Kaisercrone seinem Prinz Philipp zu versichern, auszuführen trachten möchte. Moriz hatte ihm auserdem den mächtigsten Beystand gegen die türkischen Waffen in Ungarn versprochen, wenn der Friede in Deutschland vollkommen hergestellt würde. Aber ohngeachtet aller seiner Bemühungen konte Ferdinand den Kaiser zu keinen billigen Vorschlägen bewegen.

Er suchte hierauf unsern Churfürst Moriz mit vielen Bitten zu neuen Artikeln zu bereden; dieser aber wäre gar nicht derjenige feine Kopf gewesen, der er wirklich war, wenn er die Unterhandlungen ohne Hofnung hätte wollen verzögern lassen. Vielmehr wollte er sich nicht von der List des Kaisers, deren Meister er war, hintergehn lassen, und Zeit zu neuen Zurüstungen durch Zaudern verschaffen. Er ging also, gleich nach der verweigernden Antwort des Kaisers auf seine Vorschläge, von Passau hinweg, und stellte sich wieder

an

an die Spitze seines Heeres, mit welchem er kühn und muthig den Krieg von neuem anfing.

Der Marggraf Albrecht, welcher zeither nur bloß das Ulmische Gebiet verwüstet hatte, vermehrte mit seinen Truppen die Armee Morizens, und das verbundne Heer rückte vor Frankfurth am Mayn, wo eine kaiserliche Besatzung lag. Man belagerte diese Stadt mit andrer Lebhaftigkeit, als ehedem Magdeburg. Moriz selbst war so hitzig, daß er, bey einem Ausfalle der Belagerten im Verfolgen sich bis an die Thore wagte, und der grösten Gefahr aussetzte. Die persönliche Tapferkeit des Anführers verdoppelte den Muth der andern Krieger. Dem Herzoge George von Mecklenburg kostete seine Kühnheit das Leben, bey dessen Tode, wodurch Moriz den vertrautesten Freund verlohr, dieser unser Fürst die heftigste Betrübniß empfand. Der kriegrische Muth des Herzogs, und eine warme Treue hatten seine Freundschaft unserm Churfürst sehr theuer gemacht.

Als dieser noch den Tod seines Freundes zu rächen suchte, und die Belagerung von Frankfurth mit Eifer fortsetzte, erhielt er vom König Ferdinand die Nachricht, daß der Kaiser nun geneigt sey, einen Frieden zu schliessen. Ferdinand fügte dieser Nachricht Bitten der Freundschaft bey, daß der so schnell entflamte Krieg geendigt werden möchte. Moriz wünschte selbst nicht, daß seine schnelle Unternehmung, die dem gefangnen Schwiegervater die Freyheit, und der protestantischen Religion Sicherheit erwerben sollte, in einen langwierigen, und dabey gefährlichen Krieg sich verwandelte. Er ging so gleich nach Passau, und unterschrieb

terschrieb die Bedingungen des Vertrages. Die vornehmsten, welche hier für uns besonders interessant sind, weil sie auf den Charakter des Churfürsten ein helles Licht werfen, waren die Befreyung des Landgrafens von Hessen, und die Sicherheit der protestantischen Religion, wodurch sie zu einer, in unserm Vaterlande, öffentlich erlaubten, freyen und nie zu störenden Religion erhoben wurde. Die Glaubensgenossen derselben sollten ebenfals an dem kaiserlichen Kammergerichte Antheil haben. Niemand sollte jemals wegen der protestantischen Religion in Anspruch genommen werden. Alle deßwegen in die Acht erklärte sollten nun davon befreyt seyn. Dieser Friede, welcher am 2 August 1552 unterzeichnet wurde, und die Grundfeste der deutschen Religionsfreyheit ist, könte den Fürst, dessen Leben wir schildern, allein schon, zu den merkwürdigsten und verehrtesten unsrer Nation machen.

Eben derjenige, welcher die lutherischen Glaubensverwandten ihrem Verderben zugeführt hatte, wurde itzt ihr einziger Beschützer. Derjenige, welcher unter allen Fürsten unsers Vaterlandes die gröste Freundschaft des Kaisers genoß, zwang ihn, die härtesten Bedingungen einzugehn. Eine neue Creatur des Kaisers auf dem Churfürstenstuhle widersetzt sich dem Kaiser allein, da die andern schweigen und zittern. Die Armee, welche wider Protestanten angeworben war, kämpft für die Rechte derselben, und dringt ihren Feinden demüthige Bedingungen ab. Da niemand es mehr wagt, wagt es Moriz, der unumschränkten Macht des furchtbarsten Kaisers, des siegreichsten Monarchen, Grenzen zu setzen. —

Ohn-

Ohnstreitig waren unter den Bedingungen des Passauischen Vertrages einige geheime Puncte, die der schwatzhaften Geschichte nicht anvertraut werden durften. Wenn man nicht solche Bedingungen annimt, scheinen verschiedne Dinge räthselhaft zu seyn. Carl wollte schon, als er zu Inspruck entfliehen muste, den gefangnen Churfürst von Sachsen, Johann Friedrich, dessen Würde Moriz bekommen hatte, in Freyheit setzen; allein der Churfürst schlug dieses Anerbieten aus, weil er nicht Morizen seine Freyheit zu danken haben wollte. Carl pflegte zu sagen, als er die erste Nachricht von Morizens Aufbruch hörte: „er führe einen Bär in Ketten, „den er nur loß lassen dürfe, so sollte er Morizen genug „zu schaffen machen.„ — Dieses war Johann Friedrich. — Dennoch, als derselbe, nach dem Passauischen Vertrage aus der Gefangenschaft befreyt wurde, muste er eidlich versprechen, daß er sich nie an Moriz rächen, sondern ihn ungestört in seinen Besitzungen lassen wolle. — Moriz verläßt seinen Bundesgenoß, den König in Frankreich, ohne auf seine Vortheile beym Schlusse des Friedens zu sehen. Man erzehlt, daß er so gar über die Einnahme von Mez sehr unwillig gewesen sey. Die Vortheile der Bundesverwandten, die ihm beygestanden, waren ebenfals ganz unbeträchtlich, wenn man die Religionsfreyheit und die Bedingungen abrechnet, deren Wohlthätigkeit sich über ganz Deutschland verbreitete. — Fast eben so eilfertig, wie Moriz die Waffen gegen den Kaiser ergriffen hatte, legte er sie wieder nieder. Er war zu schlau, um das Spiel zu weit zu treiben, und sein Glück widrigen weiten Gefahren auszusetzen. Sein Ruhm hatte doch schon den höchsten

Gipfel, so wie seine allgemeine Verehrung die höchste Stuffe erreicht. Einen Erretter der Religion; einen patriotischen Beschützer der Freyheiten Deutschlandes — so nante der Ruf den Churfürst Moriz.

Die Feinheit seines Geistes, welche alle Geheimnisse der Staatslist durchschaute, und sie zu nutzen wuste, zeigte sich gleich, nach diesem Passauischen Frieden, in einem neuen Beyspiele. Immer hatte er schon bisher die Neigung des römischen Königs Ferdinand sich zu versichern bestrebt. Selbst bey seinen Feindseligkeiten gegen den Kaiser hatte er alle Güter Ferdinands geschont; und bey der ersten Unterredung mit demselben zu Passau, nach dem Schlusse des Friedens, gegen die Türken in Ungarn einen Feldzug zu thun, versprochen. Er kante die geheime Eifersucht Ferdinands gegen seinen Bruder, nach dem Reichstage zu Augsburg 1550: er wuste, daß er ihn zur Vormauer gegen alle Rache des Kaisers, wegen der ergrifnen Waffen brauchen konte. Eine persönliche wechselseitige Neigung befestigte alle seine Hofnungen.

So bald also der Vertrag zu Passau unterzeichnet war, hob Moriz die Belagerung von Frankfurth auf, und setzte sich mit seinen Völkern, zu dem versprochnen Feldzuge gegen die Türken in Ungarn, in Bewegung. Hier hatte er noch den Verdruß, daß ein Theil seiner Soldaten zu dem Marggraf Albrecht überging, dessen unruhiger und wilder Kopf den Passauischen Vertrag nicht angenommen hatte, sondern noch seine Feindseligkeiten fortsetzen wollte, und so entrüstet war, da Moriz Friede schloß, daß er ihn einen Verräther nante, weil er nicht eifriger für seine Bundesgenossen und den

Kö-

König in Frankreich gesorgt hatte. Diese Feindschaft raubte endlich unserm Fürsten sein Leben.

Itzt aber eilte er mit seinen Völkern in die Ungarischen Grenzen. Hier fand er eine Legion und einige Reuterey. Ob er gleich selbst mit zwanzigtausend Mann ankam, so sahe er sich doch zu schwach, gegen die schreckliche Macht der Türken etwas wichtiges auszuführen. Das Schrecken seines Nahmens und die Furcht für seine Tapferkeit trieb aber dennoch die herumschweifenden Völker zurück; und der Bassa zu Ofen zog sein ganzes Heer zu sich in seine Verschanzungen. Moriz ließ dagegen die Stadt Rab, welches die äuserste Grenze in dem Gebiete des Königs Ferdinand war, mit der grösten Sorgfalt befestigen, und that von da her den Feinden Abbruch. Da die Türken aber nicht ihr festes Lager bey Ofen verlassen wollten, und es Unmöglichkeit war, mit weit geringern Völkern sie in demselben anzugreifen, die Jahreszeit auch rauh zu werden anfing, so konte dieser Feldzug von keinen wichtigen Folgen seyn.

Derjenige Endzweck, welchen Moriz dabey gehabt hatte, war für ihm vollkommen erfüllt. Er suchte durch diese neue Probe seiner Treue gegen das kaiserliche Interesse das Andenken des vorigen schnellen Kriegs zu tilgen, wenigstens zu mildern, und vorzüglich sich die Freundschaft Ferdinands noch eigner zu machen. Diesen letztern Wunsch fand er völlig befriedigt, als er, bey seiner Rückkehr aus Ungarn, da der Winter einbrach, mit dem Könige selbst sich persönlich unterredete. Man schloß hier ein genaues Band der Freundschaft, wobey Moriz zugleich seine künftige weitere Hülfe gegen die Türken versprach.

Aber die bisherigen Beschwerlichkeiten und Unruhen hatten in ihm einen Verdruß am Kriege erweckt. Da er aus Ungarn in sein Land zurück kam, äuserte er seine Gesinnungen so deutlich, daß man glauben muste, er sey nun des Krieges müde. Eine Versicherung von dieser Art, die ein kriegrischer Fürst, der die Verstellung liebt, seinen von Abgaben erschöpften Unterthanen gibt, könte auch leicht den Schein eines blossen Trostes haben. Allein die Klugheit selbst, welche neue Unruhen zu vermeiden befahl, kan für das Gegentheil, für den Ernst der Versicherung, Bürge seyn. Indessen dauerte die Ruhe unsers Fürsten doch nicht länger, als bis zum Sommer des folgenden Jahres 1553, da er wiederum aus dem Cabinete, wo er das Wohl seiner Unterthanen besorgte, und sich von Ermattungen der Waffen erhohlte, auf einen neuen Kampfplatz gerufen war, um gegen einen erbitterten, obgleich unbeleidigten, Freund zu fechten.

Der Marggraf Albrecht von Brandenburg zog gleich nach dem Passauischen Frieden, in welchem er nicht willigen wollte, weiter gegen den Rhein fort. Sein Heer wurde bald zahlreich; an dessen Spitze er, gleich seinen wilden Soldaten, verwüstete, plünderte, und auf blosse kühne Abendtheuer, ohne Plan, ohne alle weitere Absicht, auszuziehen schien. Er kam nach Lothringen, eigentlich in der Absicht, dem Könige im Frankreich Hülfe zu leisten. Allein dieser entdeckte zeitig den Sinn eines räuberischen Freybeuters in dem Marggrafen, und ließ ihn in der genauesten Acht halten. Albrecht war der verwegensten Ausschweifungen gewohnt, und da er seinen Soldaten nicht den Sold gehörig bezahlen konte, beschwerte er sich über den König von Frankreich, von dem er, als dem-

demjenigen, dem er zu Hülfe gekommen wäre, die Besoldung seiner Truppen verlangen könte. Kaum merkte der Kaiser, der eben Metz belagerte, dieses Mißverständniß, als er, um neuen Beystand zu erhalten, dem Marggraf Albrecht die vortheilhaftesten Bedingungen antragen ließ, wenn er auf seine Seite treten wollte. Albrecht war bald bereit, und wurde aus dem heftigsten Feinde, der kühnste General des Kaisers. Seine Dienste für demselben, die die Lebhaftigkeit einer Tollkühnheit auszeichnete, erwarben ihm bald Gunst und viele Hofnungen. Nachdem die Belagerung von Metz war aufgehoben worden, gab ihm der Kaiser das versprochne Geld für seine geleistete Hülfe. Albrecht glaubte es nicht besser anzuwenden, als wenn er ein neues wildes Heer anwürbe, und damit die Ruhe Deutschlands störte. Die Bischöfe von Bamberg und Würzburg klagten über seine frechen Gewaltthätigkeiten beym Kammergericht. Dieses verurtheilte ihn, und verlangte, daß einige Fürsten unsers Vaterlandes die Waffen gegen ihn ergreifen sollten. Albrecht berief sich auf die Versprechungen des Kaisers; aber der Kaiser, dessen Interesse die Uneinigkeit der deutschen Fürsten erfoderte, wollte keinen wichtigen Ausschlag geben, sondern sah mit Freuden einem neuen bürgerlichen Kriege entgegen. Mit dem Anfange des Frühlings 1553 zog Albrecht sein Heer zusammen, und gab so gar vor, daß er einen gewissen Auftrag des Kaisers mit den Waffen ausführen wolle.

Der Argwohn, welcher verschlagne und listige Seelen immer beunruhigt, weil ihre Spitzfündigkeit aus dem geringsten Scheine Furcht schöpft, reitzte auch itzo beständig die Aufmerksamkeit Morizens bey allem, was vor-

ging. Er befürchtete immer, daß der Kaiser sich vielleicht wegen des Passauischen Vertrags rächen möchte. Die grosse Gunst, in welcher itzo Albrecht bey demselben stand, erregte ein Mißtrauen der Furcht desto leichter, weil die Trennung bey Frankfurth, im vorigen Jahre, schon den Grund zur Feindschaft gelegt hatte. Da er die Kühnheit Albrechts, und die Argliſt Carls vollkommen kante, so wurde der Verdacht wichtig. Er fragte also in einem besondern Schreiben bey dem Marggraf an, zu welchem Endzwecke seine grossen Zurüstungen zielten, und welche Gesinnungen der Marggraf gegen ihn habe. Dieser beantwortete nicht allein die Zuschrift mit vielen drohenden Höhnungen, sondern begegnete dem Ueberbringer des Briefes mit Härte. Moriz hielt nunmehr nicht für nöthig, unthätig zu bleiben, sondern, da ihn das Kammergericht selbst mit unter denenjenigen Fürsten genant hatte, welchen es einen Feldzug gegen den Marggraf Albrecht auftrug, so schloß er mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig, der Stadt Nürnberg, und den Bischöfen zu Würzburg und Bamberg ein Bündniß gegen seinen neuen Feind, den Marggraf Albrecht.

Noch war Moriz zu Dresden ganz ruhig, und glaubte nicht, daß der Krieg so ganz nahe wäre, als er die Nachricht bekam, daß Albrecht aus Franken in Sachsen eindringe, und Leipzig bedrohe. Er begab sich nun schnell nach Leipzig selbst, und setzte so wohl diese, als andre Städte in Vertheidigung. Die Zurüstung zum Feldzuge geschahe mit gleicher Eilfertigkeit und Erfolg. In kurzer Zeit war ein ansehnliches Heer beysammen. Albrecht zog sich nach Braunschweig. Moriz brach gegen

gen ihn auf, und vereinigte sich mit den Völkern des Herzogs Heinrich von Braunschweig. Man beschloß nunmehr eine Schlacht zu wagen; wozu der Churfürst besonders rieth, weil er dadurch seine eigne Länder wider die plündernden Einfälle zu beschützen suchte. Albrechts stürmische Hitze sehnte sich ebenfals nach dem Gefechte. Beyde Heere suchten urd trafen einander am 9 Julius dieses Jahrs, bey Sieversshausen, im Lüneburgischen.

Mit Anbruch des Tages erfuhr Moriz, daß der Feind gegen ihm in Anzuge sey, und eine Schlacht bevorstünde. Er machte so gleich die sorgfältigsten Anstalten, und schickte einen starken Haufen Reuterey voraus, den nahenden Feind zum Gefechte zu reitzen. Während diesem Verzuge stellte sich die Armee in die gehörige Schlachtordnung. Der Feind kam an. Die Stärke der beyderseitigen Armeen war meistentheils gleich; ebenfals auch ihre Wuth und Grimm. Der Anfall geschah von beyden Heeren mit der herzhaftesten Heftigkeit. Das grobe Geschütz des Feindes war schlecht gerichtet, und strich Morizens Völker vorbey, da hingegen die churfürstlichen Truppen dadurch mit dem ihrigen eine grosse Niederlage erregten. Albrechts Reuterey hingegen drang desto glücklicher auf Morizens seine ein, und brachte sie zum Weichen. Moriz eilte aber selbst den Flüchtigen nach, ermunterte sie aufs neue, und führte sie mit frischem Muthe von neuem gegen die feindliche Reuterey. Das Beyspiel seiner eignen Tapferkeit befeuerte ihre Hitze mit neuer Heftigkeit, und gab in diesem entscheidenden Augenblicke den Ausschlag. Indem die Reuterey in diesem grimmigen Gewühle fochte, hatte das Fußvolk Morizens schon die feindlichen Reihen zum

Wan-

Wanken gebracht. So bald dieses die Reuterey gewahr wurde, wich sie ebenfals. Moriz führte die seinigen so kühn an, daß er an jeder Gefahr selbst den grösten Antheil nahm. Er sprengte flüchtig zwischen seinen Rottern hin und her; und schon war der Sieg in seinen Händen, und die Feinde zogen sich zurück, als der tapfre Held selbst mit einer Pistolenkugel in den Unterleib geschossen wurde. Er sank vom Pferde, und als ihm einige zu Hülfe kamen, lehnte er sich kraftlos an eine Weide, und ermahnte seine Völker noch, den flüchtigen Feinden heftig nachzusetzen, und den Sieg nicht aus den Händen zu lassen. Noch war er in dieser Stellung, als der Herzog von Braunschweig zu ihm kam, und die Nachricht von dem vollkommensten Siege über den Feind dem Verwundeten brachte. Der Herzog hatte selbst in dieser blutdürstigen Schlacht zwey Prinzen verlohren; aber er empfand über diesen Verlust nicht so viel Betrübniß, als über den Fall Morizens.

Man verfolgte den geschlagnen Feind bis in die späte Nacht, und brachte die Gefangnen in das Lager, wo der verwundete Churfürst sich befand. Seine Wunde verursachte ihm die grausamsten Schmerzen; er befahl aber den feindlichen Gefangnen kein Leid zuzufügen, sondern schickte sie, nachdem sie durch einen Eidschwur sich verbindlich gemacht hatten, in diesem Feldzuge nicht wieder zu dienen, hinweg. Die Anzahl der Gefangnen belief sich auf fünftausend. Ueber viertausend waren auf dem Platze geblieben. Unter den Erschlagnen von der siegenden Armee war der Herzog Friedrich von Lüneburg, und die zwey Prinzen des Herzogs Heinrich von Braunschweig.

Zwey Tage rang der verwundete Churfürst Moriz mit dem Tode, und genoß zugleich die Früchte seines Sieges. Er meldete noch den Tag vor seinem Tode in einem besondern Briefe dem Bischoffe zu Würzburg den Erfolg der Schlacht. Da die Hofnung des Lebens sich immer verminderte, so schrieb er die letzten Befehle seines Lebens, besonders in Absicht seiner Gemahlin und einzigen Prinzeßin, an seinen Bruder, den Herzog August, welcher sich damals eben bey dem Könige in Dännemark befand. Nach diesen letzten Verordnungen bereitete er sich, unter den heftigsten Schmerzen, mit vieler Gelassenheit und Andacht zu den überirdischen Scenen jenseits des Grabes. Er starb hierauf am eilften Julius (1553), nachdem er die churfürstliche Würde fünf Jahr gehabt, und ein und dreyßig unruhvolle Jahre gelebt hatte.

Ein Gerücht, welches aber keinen Glauben verdient, verbreitete, daß einer von seinen eignen Soldaten, den er beleidigt hätte, sein Mörder in dem Gefechte gewesen wäre. Der Churfürst selbst hat die zwey Tage hindurch, die er nachher noch lebte, keinen Verdacht dazu gegeben.

Als Johann Friedrich den Tod Morizens erfuhr, urtheilte er sehr richtig, „daß wohl kein Vorfall in der „Welt leicht dem Kaiser Carl angenehmer seyn könnte, — und ob ich gleich Ursache habe, fügte er hinzu, gegen ihn sehr abgeneigt zu seyn; so muß ich doch „gestehen, daß Moriz ein vortreflicher und bewundernswürdiger Fürst gewesen ist.„

Diesem Urtheile hat das fortgesetzte lob der Nachwelt das Siegel der Wahrheit gegeben. Da es aber

in einer Welt, in welcher Moriz lebte — es ist noch immer die unsrige — unmöglich war, groß, ohne schmähsüchtigem Tadel, zu werden; so hat man seinen Andenken, auch in der Folge der Zeit, oft sehr viel Unrecht gethan. Man betrachtete die Handlungen dieses Fürsten mit schielenden Augen, weil man nicht fähig war, sich vollkommen in die Lage zu setzen, aus welcher allein man sie richtig beurtheilen konte. Moriz ist ein schimmerndes Beyspiel in der Geschichte, von der Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, dasjenige, was an sich wirklich Tadel verdient, mit der heftigsten Bitterkeit zu tadeln, ohne auf die Umstände zu sehen, wodurch der Tadel, wo nicht aufgehoben, dennoch gemildert und sanfter gemacht wird. Die feinere Einsicht wird bey dem Gutartigen immer die Stütze der Menschenliebe, und des guten Herzens. —

Man kan das Betragen unsers Helden gegen seinem Vetter, dem er das Churfürstenthum entriß, überhaupt, und schlechthin, nicht rechtfertigen; allein wenn man den Zusammenhang der Dinge, so wie wir ihn, bey der Erzehlung dieser Begebenheit angegeben haben, betrachtet, urtheilt man wenigstens anders, als diejenigen, welche ihn der unverzeihlichsten Ungerechtigkeit, und der Beleidigung der heiligsten Rechte und Pflichten beschuldigen. Daß er kein Verräther der Religion war, zu welcher er sich bekante, wie einige glaubten, bewieß er durch die glänzendsten Proben. Er riß den schwachen Grund, auf welchem die schmalkaldischen Bundesgenossen die Freyheit ihrer Religion erbauen wollten, gänzlich nieder, und richtete dafür nachher selbst einen festeren Grund auf, der noch bis itzt sie unterstützt.

Die

Die öffentlichen Merkwürdigkeiten eines so thätigen Lebens, wie Moriz lebte, zogen unsre ununterbrochne Aufmerksamkeit auf sich, ob sie gleich den ganzen Umriß seines Charakters nicht zeigen konten. Wir haben ihn beständig die Rolle der feinsten Staatslist, oder des tapfern Heldenmuths spielen gesehn. Freylich waren dieß die Strahlen seines Lebens; aber auch einige andre Eigenschaften machten ihn bemerkenswürdig. So schlau und verstellend er sich in den Staatsgeschäften, und in Dingen von erhabner Wichtigkeit zu zeigen wuste; so weit war er von aller Tücke des Herzens entfernt. Er war ungemein hitzig, und bey Beleidigungen, die von niedrigen Personen herkamen, schüttete er so gleich seinen Zorn aus, ohne jedoch grausam zu werden. Bald drauf gereute ihm seine Hitze, und er vergab mit einer vollkommenen Vergessenheit, selbst zuweilen mit einer schicklichen Bedeutung, daß er sich selbst nicht billige. Gegen seine Bedienten und Vertrauten war er ungemein aufgeweckt, heiter und aufrichtig. Seinen Soldaten begegnete er mit aller derjenigen Klugheit, die er nöthig hatte, nur bey den unwilligen oder aufrührerischen gerieth er in hitzige Entrüstung. Nicht bloß in den Waffen, die er zur Vertheidigung seiner Religion ergrif, und sich dabey den äusersten Gefahren bloßstellte, sondern durch unzehlbare andre Proben, bewieß er Wärme und Treue für die erkanten Wahrheiten. Die Gelehrsamkeit verehrte in ihm, ohnerachtet seiner beständigen kriegrischen Zerstreuungen, einen erhabnen und wohlthätigen Gönner. Er stiftete die drey, itzt noch so genanten Fürstenschulen, zu Meissen, Grimma und Pforta bey Naumburg. Die Universität Leipzig hat ihm

grosse

grosse Vortheile zu danken: das Paulinercollegium erhielt sie als ein Geschenk von ihm. Die einzelnen Ausflüsse seiner Wohlthätigkeit gegen die Gelehrten lassen sich hier nicht schildern. Ihre nur allgemeine Erwähnung vermehrt die Summe seines Ruhms.

In der Freundschaft bewieß er eine starke Lebhaftigkeit und unermüdeten Eifer; so bald sie aber bis auf seinen Schaden ausgedehnt wurde, und man ihn beleidigte, trachtete die Empfindlichkeit seines feurigen Geistes nach rächender Strafe. Das Feuer seines Geistes war in den muntern Zügen seiner Gesichtsbildung ausgedrückt, doch mit einer gewissen Freundlichkeit gemildert. Die Anmuth seiner Person machte ihm beym *ersten* Ansehn jedem geneigt, so wie die helle durchdringende Scharfsichtigkeit seiner Blicke Furcht einprägte. Seine geschäftige Seele wohnte in einem nicht grossem, hagern Körper; denn auch bey ihm wurde, wie ein erhabner Schriftsteller von einer andern Person sagt, „die Scheide von der Klinge abgenutzt.„ —

Ihn von allen Fehlern frey zu sprechen, hiesse den Menschen an ihm verkennen. Die Leidenschaften, welche eine hitzige Jugend begleiten, beherrschten auch unsern Fürst. Man erzehlt, daß er der Neigung für das andre Geschlecht ergeben gewesen sey, und zuweilen sich dieser Neigung ganz überlassen habe. Die Leidenschaft des Ehrgeitzes aber war die Haupttriebfeder aller seiner Handlungen, und verführte ihn öfters bis über die Grenze der Tugend: Wäre dieser hohe Ehrgeitz nicht von der tiefsinnigsten Klugheit *geleitet* worden, so hätte er ihn auch bis zum Verderben geführt.

Er

Er entwarf seine Plane mit schlauer Behutsamkeit, und führte sie mit unerschrockner Kühnheit aus. In der Kunst der Verstellung war er der gröste Meister seines Jahrhunderts; sein Wetteifer in dieser Kunst mit dem Kaiser Carl und seinen Ministern, machte ihn zum bewunderten Sieger. Sein Scharfsinn leitete ihn in dem Labyrinthe der verworrensten Politic jederzeit zu seinem Ziele. Durch eben diese Kunst wurde er der Erretter der gefängnen Fürsten, der Rechte, und der Religion unsers Vaterlandes.

Ohne die Sprache des Lobredners zu führen, oder für den Churfürst Moriz eingenommen zu seyn, kan man ihn eine Ehre Deutschlands, ein Genie vom ersten Range, und einen auserordentlichen unter den Menschen nennen. Ein Leben von ein und dreyßig flüchtigen Jahren hatte ihn zur ruhmvollen Unsterblichkeit reif gemacht.

* * *

Man hat von dem Churfürst Moriz verschiedne Lebensbeschreibungen; aber ich bin überzeugt, daß es noch gar kein Ruhm für mich ist, wenn ich glaube, sie haben insgesamt meine Lebensbeschreibung nicht überflüßig gemacht. Ob die meinige andre überflüßig machen wird, ob sie gut genent zu werden verdient, wünsche ich erst selbst von unpartheyischen Kennern zu erfahren. Aber versichern muß ich hier, daß ich von diesen Lebensbeschreibungen des Churfürst Moriz durchaus keinen Gebrauch gemacht habe, sondern meine Nachrichten aus hellern Quellen zu schöpfen suchte.

Zu den Quellen selbst aber gehört das Leben Morizens, welches ein gleichzeitiger Schriftsteller, Georg Arnold, der 1588 gestorben ist, und den Churfürst persönlich kante, verfertiget hat. Ich habe diese Lebensgeschichte mit Sorgfalt genutzt, ob ich sie gleich ganz und gar nicht zur Führerin annehmen konte. Der Verfasser erzehlt mit Treue, was er weiß; verschiednes scheint ihm nicht bekant gewesen zu seyn. Den Zusammenhang der Begebenheiten, und die Ursachen von den Handlungen seines Fürsten gibt er fast nirgends oder falsch an. Der Vortrag ist bis zum Ermüden weitschweifig. Die Menge von unmerkwürdigen Kleinigkeiten verdrängt das Interessante, und weit spätere Schriftsteller unterrichten uns von vielen Vorfällen, die dieser Verfasser erzehlt, viel gründlicher. Ich habe so wohl das lateinische Original in Menckenii Scriptt. Rer. Germ. To. II. p. 1151 etc. als auch die von Webern 1719 heraus gegebne deutsche Uebersetzung gebraucht, und mit einander verglichen. Die Abweichungen aber sind weit beträchtlicher, als sie Herr Menken in den untergesetzten Noten angegeben hat, und diese Noten müssen keine genaue Aufmerksamkeit zur Urheberin haben. Das Original selbst muß verschiedne Abschriften gehabt haben; denn bald sagt dieses, bald die deutsche Uebersetzung, etwas ganz anders. Vorzüglich habe ich bemerkt, daß sehr vieles in der deutschen Uebersetzung ausgelassen ist, welches der lateinische Text enthält.

Bey einem Theile meiner Arbeit war mir das bekante Seckendorfische Werk nützlich; durchgehends aber

aber bediente ich mich der freundschaftlichen Wegweisung des gründlichen Sleidans. Die Verdienste beyder Werke sind entschieden.

Zu denenjenigen Hülfsmitteln, welche ich nur in einzelnen Fällen um Rath fragte, ob gleich der Zusammenhang erst diesen Rath ertheilte, gehört Hortleder, und die weitläuftige Geschichte des de Thou.

Verschiedne ungemein brauchbare Stücke zu dieser Lebensbeschreibung enthielt der zweyte Theil von Schards gesammelten Aufsätzen; welche theils die zu beschreibende Periode, theils Morizens Schicksale selbst aufklären.

Die neuern Schriftsteller, die ich aus Schuldigkeit laß, ohne sie zu Führern zu wehlen, habe ich nicht nöthig hier zu nennen. Bloß die Geschichte Carls des fünften, welche Herr Robertson verfertigt hat, verdient eine Ausnahme. Sie enthält die merkwürdigsten Puncte von dem Leben des Churfürst Moriz mit dem, dem Verfasser gewöhnlichen philosophischem Geiste vorgetragen, und ich gestehe, daß ich die freundschaftliche Hand dieses Vorgängers auf meinem Wege nicht ausgeschlagen habe. Oft sah ich mit einem eifersüchtigen Verdrusse mir schon verschiednes hinweggenommen, was ich gern gesagt hätte. Wenn er die Wahrheit, die immer nur eine einzige ist, in das hellste Licht gesetzt hatte, was konte ich anders, als eben diese Wahrheit sagen? — Dennoch wird

man leicht finden, daß ich auch da, wo ich seine Einsichten nutzen muste, ihnen nicht, ohne eignes Denken, folgte. Ich verkenne den Werth dieses vortreflichen Geschichtschreibers, der den nächsten Platz beym Hume verdient, nicht; allein ich glaube doch eine bisweilen übertriebne Weitläuftigkeit bey ihm anzutreffen; und der forschende Geist scheint oft in eine grübelnde Genauigkeit zu verfallen. Die Fülle seiner Gedanken ergießt sich gemeiniglich in lange Perioden, und raubt dadurch oft dem Stile die gefällige Kürze der Leichtigkeit, die den Erzehlungen Anmuth gibt.

Ende des zweyten Theils.

K. u. K. Hof-Bibliothek

man leicht finden, daß ich auch da, wo ich seine Einsichten nutzen muste, ihnen nicht, ohne eignes Denken, folgte. Ich verkenne den Werth dieses vortreflichen Geschichtschreibers, der den nächsten Platz beym Hume verdient, nicht; allein ich glaube doch eine bisweilen übertriebne Weitläuftigkeit bey ihm anzutreffen; und der forschende Geist scheint oft in eine grübelnde Genauigkeit zu verfallen. Die Fülle seiner Gedanken ergießt sich gemeiniglich in lange Perioden, und raubt dadurch oft dem Stile die gefällige Kürze der Leichtigkeit, die den Erzehlungen Anmuth gibt.

Ende des zweyten Theils.

K. K. HOF-BIBLIOTHEK WIEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schirach, Gottlob Benedikt von, 1743-1804

Biographie der Deutschen

Bd.: 2

Halle (1771)

Biogr.c. 292 g-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070808-7
VD18 80025501-001